FONDO PROVINCIALE

NAZIONALE
B. Prov.
XI
31
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI

...IOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine 45

B. 4. B. 27

125
B Pam
XI
31-32
2
26-27

Die

Gräfin von Albany.

Erſter Band.

BIBLIOTECA PROV...

...ch v. L. Burger

Druck v. W. Horn in Berlin

Louise d'Albanz
née P. de Stolberg

Digitized by Google

543520

Die

Gräfin von Albany.

Von

Alfred von Reumont.

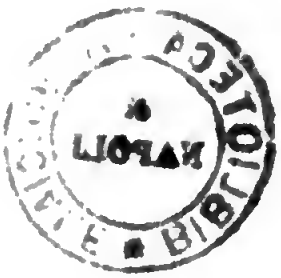
Erſter Band.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
NAPOLI

Berlin. 1860.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE
NAPOLI



Unter Vorbehalt des Rechts der Ueberſetzung in fremde Sprachen.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

An

Anna Cäcilie Gräfin von Bernstorff,

geb. Freiin von Könneritz.

Der teutſchen Frau, die in der Geſellſchaftswelt Englands ihr Heimathland mit Anmuth, mit Takt und Wohlwollen repräſentirt, die, in gleicher Stellung, in Italien ein gerne bewahrtes Andenken hinterlaſſen hat, ſeien dieſe Denkwürdigkeiten gewidmet, welche die Schilderung der in manchen Ländern wechſelvollen Geſchicke der Tochter eines alten und edlen teutſchen Hauſes zum Hauptgegenſtande haben. Die neuere Zeit hat ſich wiederholt mit den Stuarts im Exil beſchäftigt, aber ſie hat den intimen Theil ihrer Geſchichte keineswegs erſchöpft; ſie iſt am wenigſten auf die Geſchichte Derjenigen eingegangen, deren Loos durch eigenthümliche Fügung, eine Reihe nicht

glücklicher Jahre hindurch, an das Loos des Helden ſo romantiſcher Abenteuer, des Gegenſtandes ſo treuer Zuneigung, des Lieblings ſo rührender Volksgeſänge gekettet worden iſt.

Die Gräfin von Albany war ſeit längerer Zeit todt als ich zum erſtenmal den Boden Italiens betrat. Ihr Name aber und die Tradition der bedeutenden Stellung die ſie ſo lange in Florenz innegehabt, waren lebendig geblieben, und heute noch, ſechsunddreißig Jahre nach ihrem Hinſcheiden, wandert niemand den ſchönen Quai des Arno entlang ohne dem fremden Begleiter das Haus zu zeigen, wo Vittorio Alfieri und die Witwe Carl Eduard's wohnten.

Mündliche Ueberlieferung wie ſchriftliche Mittheilung haben mich mit manchem Detail bekannt gemacht; Briefe, Urkunden, Tagebuchblätter, Notizen aller Art haben mir in Menge vorgelegen; alles Zugängliche habe ich benutzt. Es handelte ſich nicht etwa blos um den letzten Prätendenten, ſeine Gemalin und ſeine Familie: meine Abſicht war, die Zuſtände der italieniſchen Geſellſchaft innerhalb des Kreiſes Beider zu ſchildern, und die literariſchen Perſönlichkeiten zu karakteriſiren ohne deren Kenntniß die der Gräfin von Albany unvollſtändig bleiben würde.

Die letzten dreißig Jahre des Lebens dieſer durch Verhältniſſe und Schickſale wie durch Geiſt

und Richtung jedenfalls bemerkenswerthen Frau gehören, mit geringen Unterbrechungen, Toscana an. So walten denn, in den letzten Abschnitten, Schilderungen toscanischer Verhältnisse vor, während die Contraste hervortreten, welche das Florenz Großherzog Ferdinand's des Dritten von dem der Napoleonischen Epoche unterscheiden. Contraste die mir nur zu lebendig vor der Seele standen als ich mit einer Darstellung beschäftigt war, die mich wenigstens zeitweilig so viele peinlichen Eindrücke eines Revolutionsjahres vergessen ließ, eines Jahres an dessen, nicht Beruhigung, nicht Frieden, nicht Glück verheißendem Schluß ich stehe, indem ich Ihnen,

meine gnädigſte Gräfin, beim Scheiden aus einem Lande von welchem Ihnen manche wohlthuende, durch Eindrücke dieſer Art nicht getrübte Erinnerung geblieben iſt, die Geſchichte der Gräfin von Albany, ihrer Angehörigen und ihrer Umgebung, mit der Bitte um freundliche Aufnahme überreiche.

Florenz am 22. April 1860.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Seite

Erinnerungen und Monumente der Stuarts. Jakob II und die Seinigen in St. Germain. Der Chevalier de St. George in Italien. 1688—1718. 1

Zweiter Abschnitt.

Marie Clementine Sobieska. Leben in Rom. Carl Eduard und Heinrich Benedict. Siebzehnhundertfünfundvierzig. Wanderleben. Der Cardinal von York. Tod Jakob's III. Carl Eduard in Italien. 1718—1772. 49

Dritter Abschnitt.

Luise zu Stolberg-Gedern. Carl Eduard's Heirath. Aufenthalt in Rom und Florenz. 1772—1777. 133

Vierter Abschnitt.

Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany. Flucht und Trennung. Rom, Elsaß, Paris. Carl Eduard's Tod. 1777—1788. 191

Fünfter Abſchnitt.

Seite

Pariſer Aufenthalt. Franzöſiſche Revolution. Die Gräfin von Albany und Alfieri in England. Ueberſiedlung nach Florenz. Die Franzoſen in Toscana. 1788—1799. 275

Sechſter Abſchnitt.

Vorübergehende Reſtauration und Königreich Etrurien. Geſellſchaft und Literatur. Der Cardinal von York und das Conclave. Alfieri's letzte Tage und Tod. 1799—1803. 327

Siebenter Abſchnitt.

Etruriſch-franzöſiſche Herrſchaft. Tod des Cardinals von York. Neuer Aufenthalt in Paris. Reiſe nach Rom und Neapel. 1803—1812. 381

Die

Gräfin von Albany.

Some one should be found, not to celebrate, but to describe, the amiable mistress of an open mansion, the centre of a society, ever varied and always pleased, the creator of which, divested of the ambition and the arts of public rivalry, shone forth only to give fresh animation to those around her.

Lord Byron.

Elle n'a d'autre mérite que d'avoir été l'amie d'un homme supérieur.

Louise d'Albany.

Erſter Abſchnitt.

Erinnerungen und Monumente der Stuarts.
Jakob der Zweite und die Seinigen in St. Germain.
Der Chevalier de St. George in Italien.
1688—1718.

In Santa Croce zu Florenz, wo mehr denn irgendwo Name neben Namen den Ruhm Toscana's und Italiens älterer wie neuerer Zeiten dem Beschauer lebendig vor die Seele führen, die Namen Dante's, Machiavelli's, Michel Angelo's, Galileo's, Leon Batista Alberti's, Lionardo's und Carlo's von Arezzo, Filicaja's, Filippo Buonarroti's, Giovanni Lami's, Pier Antonio Micheli's, Luigi Lanzi's, Leopoldo Nobili's, Vittorio Fossombroni's und mancher Andern, sieht man in der sogenannten Sacramentskapelle neben dem rechten mit Giotto's und Taddeo Gaddi's Gemälden geschmückten Querschiff ein nicht großartiges aber im Gedanken wie in der Ausführung anmuthiges Denkmal. An die Wand gelehnt ein länglich viereckiger oben abgerundeter Marmorbau nach Art der Grabmonumente des fünfzehnten Jahrhunderts, mit zierlicher Umrahmung von Blätterwerk, in der Mitte eine Stele mit dem Relief der drei göttlichen Tugenden, darüber zwei Wappen deren eines das königliche Großbritanniens mit der Devise Dieu et mon droit, zu beiden Seiten die Statuen zweier Kinder-

genien, Leben und Tod. Auf dem Poſtament lieſt man den Namen Derjenigen welcher dies hübſche Denkmal geſetzt ward: Aloysia e principibus Stolbergiis Albaniæ Comitissa. Und in dem weiten majeſtätiſchen Raum der Kirche ſteht, auf einem weit großartigeren Monument, derſelbe Name, vereint mit einem berühmteren, mit dem Namen Vittorio Alfieri's.

Wandelt man durch die Corridore und Säle des obern Geſchoſſes der Uffizien, welche Giorgio Vaſari von Arezzo für Großherzog Cosmus I Medici baute, ſo bemerkt man, unter den unermeßlichen Schätzen der Malerei und Sculptur, in dem der franzöſiſchen Schule eingeräumten Gemach, zwei Bildniſſe. Der nicht geringe Kunſtwerth und die jedenfalls bedeutenden Perſönlichkeiten fordern auf nach dem Namen zu fragen: Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany. Und ein Haus am Quai des Arno gelegen, bei der zierlichen Brücke von Sta Trinita, trägt Alfieri's Namen, und in dem Palaſt der Familie Velluti Zatti ſieht man über der großen mittleren Thüre im Erdgeſchoſſe daſſelbe großbritanniſche Wappen wie über dem Grabmal in der Kreuzkirche, und die Inſchrift nennt einen König von dem die Annalen des Inſelreiches nichts wiſſen: Carl der Dritte.

So ſind in der Hauptſtadt Toscana's die Namen und Erinnerungen eines Sprößlings des unglücklichſten Königsgeſchlechtes neuerer Zeiten, einer teutſchen Fürſtin und eines italieniſchen Dichters vereinigt.

Und Rom iſt reich an Erinnerungen an die Stuarts. In dem großartigſten Tempel der Welt, in der dem Apoſtelfürſten gewidmeten Baſilika, erhebt ſich das Denkmal welches den drei Letzten des Hauſes geſetzt iſt, Jakob III, wie Frankreich und der Papſt den Sohn des letzten Königes der ſchottiſchen Dynaſtie nannten, Carl Eduard und Heinrich Cardinal Herzog von York. Gegenüber das Monument Maria Clementina Sobieska's, Königin von Großbritannien, Frankreich und Irland. In den Vaticaniſchen Grotten ruhen die ſterblichen Reſte der Erſtern, die der Letztern in der Vertiefung hinter dem Denkmal, an dem zum Dach und zur Kuppel der Kirche führenden gewundenen Gange. Die Apoſtelkirche bewahrt das Herz der länderloſen Königin, die Domkirche Frascati's das ihres älteren Sohnes. Und an den Palaſt Muti, in der Nähe der erſtgenannten Kirche gelegen und heute nach ſeinem Beſitzer dem Grafen Savorelli genannt, wo Jakob Stuart und ſeine Angehörigen wohnten und, mit Ausnahme des jüngeren der Söhne, ſtarben, an den Palaſt der päpſtlichen Kanzlei welchen der Cardinal von York innehatte, an den biſchöflichen Palaſt und das Seminar in Frascati, an die Mutiſche Villa welche aus den Schatten der immergrünen Tusculanerhöhen auf Stadt und Campagna hinabblickt, an den vormaligen Baronalpalaſt in Albano, an mehr denn eine Kirche heften ſich Erinnerungen an die Stuarts.

Jenſeit der Apenninen endlich, in dem hochliegenden Urbino, wird ihr Name noch genannt in dem jetzt halb

verfallenen Palaſte welchen Friedrich von Monteſeltro baute und wo Jakob Stuart, als junger Mann und mit noch lebendiger Hoffnung, mehre Monate hindurch Hof hielt.

Welcher Contraſt wenn man von dieſen Orten, wo die Heimatloſen in dem von Fremden ihnen gewährten Aſyl ein ruhmloſes — könnte man wenigſtens ſagen: ein friedliches — Leben führten, wo ihre Reſte ins Grab gelegt ſind, nach dem Lande blickt wo die Wiege des Geſchlechtes ſtand, wo ſeine thatendurſtige Jugend, ſein unruhig bewegtes Mannesalter verfloſſen. In der verfallenen Kapelle von Holyrood (Heiligenkreuz), einem der zierlichſten Monumente der ſogenannt gothiſchen Architektur in nördlichen Strichen, ohne Dach, Bogen und Fenſter zertrümmert, Wände und Pfeiler geſchwärzt durch die Einflüſſe der Witterung, ruhn die Gebeine mehrer Stuarts die auf Schottlands Königsthron ſaßen, ſeit Robert II im Jahre 1370 die Krone an ſein Haus gebracht in welchem ſie über drei Jahrhunderte lang bleiben ſollte. Von dem anſtoßenden gleichnamigen Königspalaſte iſt der größere Theil neu, denn Carl II ließ ihn umbauen und kein Inigo Jones entwarf den Plan. Ein Erdgeſchoß, nach dem Hofe zu mit offnen Arcaden, darüber zwei Geſchoſſe, mit Zinnen und alterthümlichen Rundthürmen und mächtigem Portal, darüber die ſchottiſche Königskrone; das Ganze zu niedrig und gedrückt, doch nicht ohne Wirkung. Die Bildniſſe von Schottlands Königen, größtentheils imaginär und lächerlich ſchlecht, decken die Wände des großen Saals in

welchem Carl Eduard Feſte gab, und viele Gemächer ſind in dem Zuſtande in welchem ſie von Carl X bewohnt wurden als ihn ein zweites Exyl nach Holyrood führte. Noch ſteht ein Theil des ältern Palaſtes, winklig und enge, mit Maria Stuart's Zimmern: da iſt ihr Schlafgemach, da das Cabinet in welchem Riccio beim Nachteſſen ermordet wurde; mit der Blutſpur im Fußboden die Darnley's That verklagt.

Im Edinburger Schloß, der alten Burg, wird man in die Kammer geführt in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jakob VI deſſen Haupt die zweifache Krone tragen ſollte. Von der gigantiſchen Felſenmaſſe aus, auf welcher die einſt ſo ſtarke Burg ſteht, ſieht man die alte Hauptſtadt der Stuarts vor ſich liegen, eine ſo eigenthümlich pittoreske wie großartig ſchöne Szene. Hier, wo die Felſenwände ſchroff abfallen und unerſteigbar, erſtreckt die alte Stadt, Auld Reekie oder das alte Rauchneſt, wie der Volkswitz ſie nannte, verworren und regellos, Häuſer von zehn Geſchoſſen, Brücken welche Straßen überſchreiten, von der Burg aus die ſanft abfallende Esplanade zur Verbindung mit der Hauptſtraße die erſt als High Street dann als Canongate nach Holyrood führt. Es iſt das hiſtoriſche Edinburg, von Walter Scott ſo oft und immer doch neu und anziehend geſchildert. Hier ſteht die Kathedrale von St. Giles, die Thurmſpitzen in der Form der ſchottiſchen Krone, wo der Covenant beſchworen ward und der Regent Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und

der heldenmuthige Montroſe begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus wo vor der Union die Legislatoren tagten, jetzt die Gerichte; hier ſtand das »Herz von Midlothan«, das alte Stadtgefängniß, hier iſt das Gefängniß von Canongate, mit der Inſchrift Sic itur ad astra die das Gehängtwerden milde ausdrückt. Dort ſteht des Reformpredigers John Knox baufälliges Haus mit ſeinem in grellen Farben ausgemalten Bruſtbild; hier Heriot's Armenhaus, von Jakobs VI Hofjuwelier gegründet, ein ſchloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorſtyl. Durch dieſe Straßen düſtern Ausſehens mit weitläufigen Baracken die noch vor einem Jahrhundert mächtigen Lords und Clanhäuptlingen zum Aufenthalt dienten, oder himmelhohen rauchgeſchwärzten von hundert armen Familien bewohnten Häuſern, mit den überhängenden Obergeſchoſſen, vorſpringenden Erkern, Gitterfenſtern und Spitzthürmchen, mit den nicht glänzenden Buden und dem ſchlechten Pflaſter, wurde James Graham von Montroſe zum Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde Captain Porteous vom raſenden Volke zum Galgen geſchleppt, wälzten ſich, bei Empörung und Reformſtreit, die tobenden Maſſen. Durch dieſe Straßen hielten manche Herrſcher ihren auch heute noch von hiſtoriſchem Gepränge begleiteten Einzug in die ſchottiſche Hauptſtadt.

Und nun, nach Norden, uns zur Linken, die neue Stadt. Von der alten geſchieden durch tiefe zu Gartenanlagen benutzte Gründe, dehnt ſich ein langer ſchmaler jäh

abfallender Hügelstreifen hin, in seiner ganzen Ausdehnung von regelmäßigen Straßenlinien mit hohen stattlichen Häusern überzogen, Gebäude in antikem Styl mit Reihen von Säulen, auf den Plätzen Broncestatuen und Kapellen in gothischem Baugeschmack; eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflasterte Stadt, mit ziemlich menschenleeren Straßen, mit den verschiedenartigsten Blicken auf Berg und Ebene. Am äußersten östlichen Ende ballt der Hügelstreifen sich zu einer Kuppe zusammen, die an Athens Acropolis erinnert, durch ihre Form nicht nur sondern durch die zahlreichen, zum Theil weit sichtbaren Monumente die sie bedecken. Wie dieser Calton-Hill die neue Stadt auf der Ostseite begrenzt, so die alte, im Rücken von Holyrood, zwei großartig kühne Felsenmassen die eine prächtige Gruppe bilden, die Salisbury-Crags, langhingestreckt, scharfkantig, mit Brüchen röthlichen Gesteins, und der Arthur's-Seat, von dessen schöngeformter Kuppe man das ganze umliegende Land erblickt, die große Stadt deren Straßenlinien in die Ebene hinabsteigend beinahe das Meer zu erreichen scheinen, und Leith mit den übrigen Hafenorten an dem gewaltigen Meerbusen des Firth of Forth, gegenüberliegend die Küste von Fife, und landeinwärts die fruchtbare grüne, an Ortschaften, Schlössern, Landsitzen reiche Ebene Lothians bis zu den Hügeln Pentlands und Lammermoors.

So die Hauptstadt, nun die Umgebung. Verödet steht, seit der letzten Stuartschen Erhebung, der Palast von Linlithgow in welchem Marie von Guise ihre schöne

und unglückliche Tochter zur Welt brachte, während ihr Gemal Jakob V zu Falkland an gebrochenem Herzen ſtarb. Saaten decken das Schlachtfeld von Falkirk wo Carl Eduard zuletzt das Glück lächelte. Fantaſtiſch aufgeputzt, mit dem ſchönſten Blick von den Wällen über den in mäandriſchen Krümmungen durch das prächtige Land ſich windenden Forth, wie bis zu den Hochlandbergen, erhebt ſich die Burg von Stirling, wo Jakob II und V geboren, Jakob VI getauft ward; in der Nähe Schlachtfelder berühmt in der ſchottiſchen Geſchichte, Bannockburn, in alten Geſängen gefeiert wegen des entſcheidenden Sieges Robert Bruce's, und Sauchieburn wo Jakob III im Bürgerkriege das Leben verlor gegen den eignen Sohn, welchen an dem blutigen Schlachttage von Flodden das rächende Verhängniß erreichte.

Kehren wir aus dem Norden zurück nach dem Süden des vereinigten Reiches, ſo begegnen wir zahlreichen Erinnerungen an das königliche Geſchlecht, das St. James und Whitehall und die St. Pauls Kathedrale baute, vor welcher die Bildſäule der letzten Herrſcherin des Hauſes ſich erhebt. Während die Sanct Georgskapelle in Windſor das Grab des königlichen Märtyrers enthält, liegen in Heinrich des Siebenten reicher Kapelle in der Weſtminſter Abtei Freund und Feind: in prächtigem Mauſoleum die unglückliche Maria; neben ihr, von ihren Kindern umringt, ihre Muhme und Schwiegermutter Lady Margaret Douglas, Darnley's Mutter; Jakob VI, ſeine däniſche Gemalin

und mehre seiner Kinder, Carl II, Maria die Gemalin Wilhelms III und Königin Anna, deren Vater die Hand eines Fremden zu Saint-Germain das Grab bestellte.

Nicht Jakob II sollte in der heimathlichen Erde ruhn, nicht sein Sohn, fast von der Geburt an ein Verbannter. Vieles in der Geschichte der Revolution von 1688 erklärt sich durch die Umstände, die mit der zweiten Heirath des Herzogs von York, mit der Geburt seines Sohnes verknüpft sind. Es war im Jahr 1673, als der Graf von Peterborough dem Herzog die fünfzehnjährige Braut zuführte, Marie Beatrix von Este, die Tochter Herzog Franz' I von Modena und der Nichte Cardinal Mazarin's, Laura Martinozzi. Der Ausbruch des protestantischen Gefühls des beiweitem größten Theils des englischen Volkes war so heftig daß aller Leichtsinn Carls II dagegen nicht Stand zu halten vermogte. Unter den Adressen die der Führer der Opposition, der Graf von Shaftesbury, einbrachte, war die erste das Gesuch um Ansetzung eines allgemeinen Fasttages, zur Abwendung der Gefahr die Kirche und Staat bedrohe. Dann begannen die Versuche eine Veränderung der Nachfolge herbeizuführen, zuerst mit dem Plan des Königs natürlichen Sohn, den Herzog von Monmouth, für legitim zu erklären, dann mit den Intriguen zu Gunsten des Prinzen von Oranien welcher Jakob's ältere

Tochter die Prinzeſſin Mary heirathete, und jenes ſtürmiſch unheilvolle Parteigetriebe welches mit ſeinen leidenſchaftlichen Parlamentsverhandlungen, mit ſeinen Verfolgungen, Verſchwörungen, Prozeſſen, Hinrichtungen, mit der religiöſen Aufregung in verſchiedenem Sinn, inmitten der ſittenloſen Verſunkenheit des Hofes, der Ränke franzöſiſcher Diplomatie und männlicher wie weiblichen Agenten, der Verirrungen einer unſelbſtändigen auswärtigen Politik auf die letzten Regierungsjahre Carls II ein ſo düſtres Licht warf, während es die Stürme der Regierung ſeines Nachfolgers vorherverkündete.

Zweimal ging der Herzog von York, dem Parteihaſſe weichend und den Vorſtellungen des Königs nachgebend, in die Verbannung, erſt nach den Niederlanden dann nach Schottland. Jakob Stuart war beſſer und ehrlicher als ſein Bruder, aber was dem Menſchen zur Ehre gereichte ſchadete dem künftigen Herrſcher, indem es in einen unlösbaren Zwieſpalt blicken ließ in welchem der Fürſt oder die Nation unterliegen mußte. »Er war, ſagt von ihm einer ſeiner bitterſten Gegner der eins der Werkzeuge ſeines Falls ward, Biſchof Burnet, von Natur aufrichtig und offenherzig, bis Verhältniſſe und religiöſe Fragen in ſeinen Neigungen und Grundſätzen einen Wechſel herbeiführten. Sein Wunſch, die Geſchäfte kennen zu lernen, war ein ſehr ernſter. Der Herzog von Buckingham fällte einſt ein ſtrenges aber wahres Urtheil über die beiden Brüder: Der König, ſagte er, konnte die Dinge ſehn wenn

er wollte — der Herzog wollte ſie ſehn wenn er konnte. Er hatte kein rechtes eignes Urtheil und ließ ſich leicht von Solchen leiten denen er traute, aber er wies allen ſonſtigen Rath hartnäckig zurück. Er war in hohen Begriffen von königlicher Autorität aufgewachſen und hielt Alle, die wider den König Oppoſition machten, für Rebellen in ihrem Herzen. Heftig und rachſüchtig, war er immer für kräftigere Maßregeln geſtimmt. Seine religiöſen Grundſätze verheimlichte er längere Zeit. Seine Sparſamkeit und Ordnungsliebe ſetzten ihn in den Stand, einen glänzend eingerichteten Hof zu halten. In ſeiner Jugend war er ſehr tapfer und verdunkelte lange den König ſeinen Bruder.«

Marie Beatrix folgte ihrem Gemal. Vielfach gekränkt durch Deſſen aller Welt offenkundigen Galanterien, war ſie ihm treu und anhänglich bei widrigem wie bei günſtigem Geſchick und ihr Ruf blieb unangetaſtet am verdorbenſten, mit ſeiner Immoralität prunkendſten aller Höfe. Die Herzogin war jung und ſchön, und Jakob wählte ſich häßliche Mätreſſen; der König ſpottete, er glaube ſeines Bruders Liebſchaften ſeien Bußübungen, und eine dieſer Damen, die boshafte und gewandte Catherine Sedley, bemerkte ſie wiſſe nicht, was des Herzogs von York Wahl beſtimme: ſchön ſei keine ſeiner Paramours, und habe eine Verſtand, ſo ſei er nicht klug genug es herauszufinden. In ſpätern Jahren äußerte Marie Beatrix: der König war bereit ſeinem Glauben ſeine Krone zu opfern, aber er hatte nicht die Kraft eine Mätreſſe zu entlaſſen. Die feindliche

Partei begegnete dem verbannten Erben der Krone unwürdig genug. Algernon Sidney frohlockte, in seinen Briefen an Henry Saville den Botschafter in Paris, über die Behandlung in Hatfieldhouse, dem Sitz des Grafen von Salisbury: die Wohnung stand leer, im benachbarten Flecken mußte Vorrath gekauft werden, und der Hausmeister berechnete acht Shilling für Bier und Reisigbündel. In Edinburg war, trotz aller politischen und religiösen Aufregung, die Stimmung für Jakob und seine Gemalin günstiger als im Süden. Der Herzog hielt sich völlig ferne von aller Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten so des Staats wie der Kirche. Die Schüler von King's College ließen es sich nicht nehmen, im Hofe von Holyroodhouse — wo noch heute, zur Erinnerung an Jakob, ein Rasenplatz The Duke's Walk heißt — den Papst in effigie zu verbrennen. Aber bevor der Herzog und die Herzogin von York das Land verließen, hatte ersterer durch sein kluges und gemäßigtes Benehmen, durch seine Bemühungen mittelst seines Einflusses bei dem Könige einen mildern und bessern Gang der Verwaltung herbeizuführen, und durch die von ihm beförderte Beilegung mancher verjährten Familienzwiste, einen Eindruck hervorgebracht, welcher den späteren Plänen und Unternehmungen der jakobitischen Partei sehr zugute gekommen ist. John Dryden's berühmte Satire Absalom and Achitophel hat der traurigen Geschichte des Parteikampfs gegen den

Herzog von York einen glänzenden Platz in der engliſchen Poeſie angewieſen.

Im Jahr 1681 kehrten der Herzog und die Herzogin von York nach London zurück. Am 5. Februar 1685 ſtarb Carl II. Fünfundzwanzig Jahre waren ſeit der Reſtauration verfloſſen, aber dies Vierteljahrhundert hatte nichts für die Verſöhnung der Parteien gethan: an die Stelle der alten waren eben ſo heftige neue Factionen getreten. Carls II Karakter im öffentlichen und Privatleben iſt unzählige male gezeichnet worden, ſeine Abneigung gegen alle ernſte Beſchäftigung, ſein Mangel an Aufrichtigkeit und Gefühl für die Würde der Nation, ſeine bis zum ärgſten Scandal geſteigerten Galanterien, ſeine geiſtvoll lebendige und angenehme Converſation, ſeine Güte und Leichtigkeit im Umgang. Marie Beatrix hat ihm oft das Zeugniß gegeben wie gütig er ſtets gegen ſie geweſen ſei. Die berüchtigte Herzogin von Cleveland (Lady Caſtlemaine), welche in der intimen Geſchichte ſeiner Regierung eine nur zu eclatante Rolle ſpielt, wiederholte einſt in einem an ihn ſelbſt von Paris aus gerichteten Briefe, einem Muſter von Schamloſigkeit, das Urtheil welches ſein eigener Botſchafter in Paris, der nachmalige Herzog von Montagu, über ihn und ſeinen Bruder gefällt — ein Urtheil deſſen originale Impertinenz unüberſetzbar iſt: »he wished with all his heart, that the Parliament would send you both to travel; for that you were a dull ungo-

vernable fool, and the Duke a willful fool; so that it was yet better to have you than him; but that you alwaies chose a greater beast than yourself to govern you.«

Jakob's II unheilverkündende Krönung folgte. Henry Sidney's Hand schützte die Krone. »Es gelang nicht, erzählt die Königin, die Krone auf dem Haupte zu befestigen; sie schien immer im Begriff zu fallen und es kostete Mühe sie davor zu bewahren.« Ueber das Benehmen der Königin bei diesem feierlichen Akt schreibt der Bischof Patrick: »Nie sah ich in irgendeinem Angesicht größere Andacht. Die Bewegung ihres Leibes und ihrer Hände war voll Anstand, und in Demuth sprach sie Amen zu jedem Gebet. Nicht eine Spur von Freude oder Enthusiasmus war in ihr zu erkennen: sie war ganz Fassung und Ernst.« Die Königin hatte keine Söhne: schon 1682 hieß es man wolle bei ihrer erwarteten Entbindung nöthigenfalls einen Knaben unterschieben, um die Prinzessin Mary um ihr Erbrecht zu bringen. Am 10. Juni 1688 wurde der Prinz von Wales geboren. Dies Ereigniß, welches in die verhängnißvolle Zeit fiel wo der Erzbischof von Canterbury und sechs Bischöfe in den Tower gebracht wurden, weil sie gegen die Verkündigung der Gewissensfreiheit Einspruch thaten, beschleunigte bekanntlich die Expedition des Prinzen von Oranien welche die Staatsumwälzung herbeiführte und Jakob II aus seinen Reichen vertrieb. Selbst was dem Prinzip nach gut und gerecht

war an den Maßregeln des unglücklichen Herrschers, trug zu seinem Ruin bei, weil es eingewurzelten Vorurtheilen widersprach oder den nur zu begründeten Verdacht weckte, daß es sich lediglich um Wegräumung der dem Katholizismus in den Weg gelegten Hindernisse handle. Die Starrheit des Königs, Eingriffe in bestehende Rechte, vermehrte Waffenmacht, Hoffnung auf Beistand Frankreichs — der religiöse Parteihaß und die künstlich genährte nationale Abneigung hatten seit Jakob's Regierungsantritt überlegt, wie sie alles dies theils sich zunutzemachen theils es bekämpfen könnten.

Längst war das Verhältniß der Königin zu ihren Stieftöchtern getrübt. Der unkindliche Sinn so Mary's wie Anne's hat sich nie verleugnet. Daß Viele bei der Geburt des Thronerben an Unterschiebung glaubten, weiß man; die Prinzeß Anne sagte ganz einfach es sei »a cheat.« Wilhelm von Oranien wußte die Wahrheit ebenso wie Bischof Burnet und viele Andere: aber er stellte sich wie diese als glaube er an Betrug. Die Königin verbarg nicht ihre Empfindlichkeit über das Benehmen der Prinzessin von Oranien. »Euer letzter Brief, schreibt sie dieser, Windsor 17. August, bestätigt durch die Art wie Ihr von meinem Sohne redet, und durch den ceremoniellen Titel den Ihr ihm gebt, die Ueberzeugung, die ich bereits gewonnen, daß Ihr die äußerste Gleichgültigkeit gegen ihn empfindet. Wiederholt hat der König mir mit großer Bekümmerniß geklagt, daß, so oft er auch seines Sohnes in seinen

Briefen an Euch erwähnt, Ihr nicht ein einzigmal ſeiner gedacht habt.« Dann füllten den Hof und das Land die Gerüchte von Oraniens Planen — ſie könne es nicht glauben was man munkle, ſchrieb Marie Beatrix an die Prinzeſſin; ſie halte ſie zuverſichtlich für zu gut, ſo gegen den ſchlimmſten der Väter zu handeln, geſchweige gegen den beſten, der ihr ſtets den Vorzug in ſeinem Herzen eingeräumt habe. Und in dem letzten, an ihrem einundreißigſten Geburtstage (5. October) geſchriebenen Briefe: »Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. Verſtellen kann ich mich nicht. Wenn ich von Dingen rede die Alle in Aufregung erhalten, ſo fürchte ich zu weit zu gehn, und halte es darum für beſſer ganz zu ſchweigen.«

Vor dem Ende des nämlichen Octobermonats erſchien im Haag die von Burnet verfaßte Denkſchrift der engliſchen Proteſtanten an die holländiſchen Generalſtaaten mit dem Angriff auf die Legitimität des Prinzen von Wales. Zugleich erließ der Prinz von Oranien zwei Manifeſte an das Volk von England und von Schottland, mit der Zuſage des Schutzes ihrer religiöſen und politiſchen Rechte, und einer Parlaments-Unterſuchung der Aechtheit des angeblichen Sohnes des Königes — eine Unterſuchung, welche Letzterer unterdeß ſelbſt veranſtaltete und deren Reſultat Allen, die nicht aus Parteizwecken zu leugnen fortfuhren, die vollſtändigſte Ueberzeugung gab. Die Expedition Oraniens wurde dadurch natürlich nicht gehindert. Am 5. November landete der Prinz an der ſüdlichen Küſte von Devonſhire.

Im Anblick des Abfalls ſeiner Kinder und einer Menge Derer die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, trank König Jakob den Kelch des Unglücks und der Demüthigung bis auf die Hefen. Ihren Sohn auf dem Arme, in italieniſcher Tracht, ſtieg Marie Beatrix, den Palaſt von Whitehall heimlich verlaſſend, von einem Diener und der Wärterin begleitet, in ſtürmiſcher Nacht in einen Nachen der ſie an das gegenüberliegende Themſe-Ufer brachte, nach Lambeth, wo ſie, von einer hohen Mauer nur halb geſchützt, im Regen wartete bis der Wagen anlangte, der ſie nach Gravesend führte. In einer Yacht, von Lord und Lady Powis und drei iriſchen Offizieren begleitet, erreichte ſie Calais.

Auf franzöſiſchem Boden angelangt, richtete Marie Beatrix folgendes Schreiben an Ludwig XIV:

»Sire — Eine arme Königin, flüchtig und in ihren Thränen gebadet, hat nicht angeſtanden ſich den größten Gefahren der See auszuſetzen, um bei dem größten Könige und edelmüthigſten Monarchen der Erde Troſt und Zuflucht zu ſuchen. Ihr Unglück verſchafft ihr ein Glück, nach welchem die fernſten Nationen ſich ſehnen. Die Noth thut dieſem Glück keinen Abbruch; ſie hat die Wahl getroffen und beweiſt wie hoch ſie Ihn hält, indem ſie ihm vertraut was ſie am koſtbarſten auf der Welt hat, die Perſon ihres Sohnes, des Prinzen von Wales. Er iſt noch zu jung, um ſeine Erkenntlichkeit mit der ſeiner Mutter zu

vereinigen. Dieſe Dankbarkeit erfüllt ganz mein Herz, und inmitten all meiner Betrübniß iſt es mir eine Freude den Schatten Ihres Schutzes aufzuſuchen. — Die Königin von England.«

Am 6. Januar 1689 begab König Ludwig ſich von Verſailles nach Chatou, die Königin von England zu empfangen. Als ſie ſich näherte, ſtieg der König aus: auch Marie Beatrix verließ den Wagen als ſie heran war. Der König, der Dauphin und Monſieur umarmten ſie: »Ich erzeige Ihnen einen traurigen Dienſt, Madame, ſagte Ludwig, aber bald hoffe ich Ihnen größere und glücklichere zu leiſten.« Dann ſtieg er in ihren Wagen, der ſie nach dem Schloſſe von St. Germain-en-Laye führte, das der vertriebenen Familie zum Aufenthalt dienen ſollte. Ludwig liebkoſte den kleinen Prinzen, ſagt der Bericht, mehr als irgendeins ſeiner eignen Kinder. Am folgenden Nachmittag traf König Jakob in St. Germain ein, wo ſein königlicher Wirth ihn mit der herzlichſten Courtoiſie empfing. Der Hof ward dort ganz nach dem Muſter des franzöſiſchen eingerichtet, in dem Lieblingsſchloſſe Königs Franz I, wo Jakob's Urgroßmutter, die unglückliche Maria, als Dauphine und Königin gelebt hatte, und welches Ludwig XIV für das weit glänzendere aber ungleich weniger ſchön gelegene Verſailles verließ. »Das iſt Ihr Haus, ſagte Ludwig im Weggehn mit der ihm eignen Anmuth; komme ich her, ſo machen Sie mir dir Honneurs: ich werde ſie Ihnen in Verſailles machen.«

Marie Beatrix gefiel allgemein. Die Briefe der Madame de Sevigné beſchäftigen ſich häufig mit den Verbannten. »Der König erſcheint gealtert und abgemattet, ſchreibt ſie am 10. Januar an Madame de Grignan, die Königin iſt mager. Ihren ſchönen ſchwarzen Augen ſieht man's an, daß ſie viel geweint haben; ihr Teint iſt glänzend aber blaß, großer Mund, ſchöne Zähne, ſchöne Taille und viel Geiſt, ſomit eine Frau die ſehr gefällt.« Und am 14ten: »Madame de Maintenon war bei der Königin von England, welche ſie, da ſie einen Augenblick hatte warten müſſen, mit den Worten empfing, ſie bedaure dieſe Zeit ſie zu ſehn und mit ihr zu reden verloren zu haben. Die Königin gefällt: ſie hat viel Geiſt. Sie ſagte zum Könige als ſie ihn den Prinzen von Wales, der ein ſchönes Kind iſt, liebkoſen ſah: Ich beneidete meinen Sohn weil er von unſerm Unglück nichts weiß, jetzt aber beklage ich ihn weil er die Güte Ew. Majeſtät nicht empfindet. Alles was ſie ſagt iſt voll Takt und Verſtand. Mit ihrem Gemal iſt's anders: er hat Muth aber er iſt ein ganz gewöhnlicher Kopf, und erzählt alles was in England vorgefallen iſt mit einer verletzenden Gleichgültigkeit.« Und wenige Tage darauf: »Der engliſche Hof iſt in St. Germain ganz etablirt. Sie haben nur fünfzigtauſend Franken monatlich annehmen wollen und alles danach eingerichtet. Die Königin gefällt ſehr; der König unterhält ſich mit ihr auf ſehr angenehme Weiſe; ſie vereinigt feinen Verſtand mit Leichtigkeit. Vor drei Tagen beſuchte ſie die Dauphine. Ihre Toilette

war muſterhaft: eine Robe von ſchwarzem Sammt, eine ſchöne Jupe, treffliche Coiffüre, eine Taille wie die Prinzeſſin von Conti, viel Majeſtät. Der König (Ludwig) ſagte: So muß eine Königin ſein, an Leib und Geiſt, und ihren Hof mit Würde haltend. Er bewundert ihren Muth im Unglück und ihre Liebe zu ihrem Gemal, denn es iſt wahr daß ſie ihn liebt.« Madame de La Fayette, Dangeau, und andere Denkwürdigkeiten der Zeit vollenden das anſprechende Bild, das hier nur in leichtem Umriß gegeben werden kann.

Viele Engländer und Schotten eilten nach Frankreich. Wilhelm von Oranien legte den Perſonen des Hofſtaats, die ihren Gebietern folgen wollten, kein Hinderniß in den Weg. »Ich hoffe Sie glauben nicht, ſchrieb Marie Beatrix am 21. Januar 1689 an Lady Lichfield, daß ich ſo unverſtändig bin zu erwarten, Sie werden Gatten und Kinder verlaſſen um zu mir zu kommen. Ich bin in einer zu elenden Lage um zu wünſchen, daß meine Freunde ſie mit mir theilen mögten, wenn ſie in ihrer Heimath bleiben können.« Der Ausdruck »elende Lage« bezog ſich nicht auf das äußerliche Leben: aber das Elend war tief genug, denn die Stuarts hingen von der Gnade eines fremden Monarchen ab. Noch war freilich nicht Alles verloren, denn in England waren die Ueberzeugungen noch ſehr getheilt, ſelbſt bei Solchen die keine perſönliche Anhänglichkeit an den König hatten. In den Straßen Londons vernahm man oft genug den Parteiruf Limp, ein Wort zuſammen-

geſetzt aus den Anfangsbuchſtaben der Namen Ludwig's, Jakob's, Mariens und des Prinzen: aber als am 13. Februar 1689 der größte Theil des Adels in Whitehall bei dem neuen Herrſcher zur Aufwartung erſchien, ſah man dort auch Carl's II Wittwe, Catherine von Braganza. In Irland bot der Vicekönig Tyrconnel dem Aufſtand die Spitze. Jakob begab ſich dahin, mit bedeutender franzöſiſcher Hülfe unter dem Commando des Grafen von Lauzun, aber am Boynefluß ſiegte Oranien. Der alte Marſchall von Schomberg, welcher ſeine Truppen führte, blieb in dem Gefecht, aber das Geſchick des Feldzugs war entſchieden. In Schottland hatte der Tod des tapfern John Graham of Claverhouſe Viscount Dundee, in dem Gefecht von Killiecrankie, die Hoffnungen der Jakobiten längſt vernichtet.

Während dieſer unglücklichen Expedition verweilte Marie Beatrix zu Poiſſy und Chaillot. In letzterem Kloſter, einſt Zufluchtsſtätte von Mlle. de Lavallière, fand ſie Freundinnen, denen ſie während ihrer noch übrigen Lebensjahre anhänglich blieb. »Ich hoffe wir werden nächſte Woche zuſammen einiger Ruhe genießen, ſchrieb ſie an Soeur Angélique Priolo. In Wahrheit, ich bedarf der Ruhe für Leib und Seele. Was Sie in Ihrem letzten Briefe über dieſe Seelenruhe ſagen, iſt bewunderungswürdig; aber mich dünkt ich finde ſie um ſo weniger je mehr ich ſie ſuche. Vielleicht kommt es daher weil ich mit zu großer Aengſtlichkeit nach ihr ſtrebe, oder aber ſie da ſuche wo ſie nicht zu

finden iſt. Wie dem aber ſein mag, meine Ueberzeugung ſteht feſt, daß nur die Verſenkung in Gott uns Ruhe gewähren kann, und ich wünſche ſie ſelbſt nicht außer ihm zu finden.« Hier mogte ihr wohler ſein als in dem wirren Treiben des franzöſiſchen Hofes, wo die geringe Freundlichkeit der Dauphine (der im Frühling 1690 geſtorbenen Prinzeſſin von Baiern) die Kehrſeite zu Ludwig's Geneigtheit bildete, wo es wegen der Gewährung eines Fauteuils oder Pliants Aerger gab, wo Feſte und Luſtbarkeiten, inmitten der allgemeinen, durch die unerſchwinglichen Kriegskoſten und übrigen unberechenbaren Auslagen veranlaßten Noth, ſchlecht paßten zu der überhandnehmenden Entmuthigung, und wo die äußere Ruhe, welche Marie Beatrix zur Erreichung der innern ſuchte, am wenigſten zu finden war, indem es unausgeſetzt von einem Orte zum andern ging, von Verſailles nach Marly, von Marly nach Fontainebleau, unter Bären- und Hirſchjagden und Ballſpiel. Die arme Frau mogte an Anderes zu denken haben als an Vergnügungen.

Aber auch an Ludwig's XIV Hofe änderten ſich die Dinge. Der Geldmangel ward ſo groß daß das koloſſale Silbergeräth und Silbermobiliar von Verſailles in die Münze geſchafft wurde und manche Großen das Beiſpiel des Souveräns nachahmten. Die Zeiten wurden immer trüber. Mit beinahe ganz Europa im Kampf, wollte Ludwig XIV die Sache ſeines Schützlings nicht aufgeben. Aber die blutige Seeſchlacht bei La Hogue, in welcher der tapfere Admiral de Tourville am 29. Mai 1692 gegen die

vereinigte engliſche und holländiſche Flotte kämpfend unterlag, beſiegelte das Geſchick der Stuarts. Vom Ufer ſah König Jakob dem Kampfe zu. Sein alter kriegeriſcher Geiſt erwachte wieder, wie da er, vierunddreißig Jahre früher, mit Condé an den Dünen gefochten, da er, als Groß-Admiral Englands, Opdam und van Tromp, und in der Southwold-Bucht De Ruyter, der vereinigten Provinzen größten Seehelden, beſiegt hatte. Als er die Engländer im kühnen Angriff ſah, rief er »My brave English!« vergeſſend daß es die Gegner waren.

Es war das letzte Aufblitzen. Er empfand ſelbſt den Druck des Geſchicks das ihn und die Freunde verfolgte. »Mein böſer Stern, ſchrieb er an König Ludwig, hat Einfluß auf die Waffen Eurer Majeſtät gehabt, die überall ſiegten bis ſie für mich fochten. Ich bitte Sie darum, laſſen Sie die Sache eines ſo unglücklichen Fürſten fallen und erlauben Sie mir mit meiner Familie mich in irgend einen Winkel der Welt zurückzuziehn, wo ich aufhören kann, der Grund einer Unterbrechung des gewohnten Triumfzugs Ew. Majeſtät zu ſein.« Ludwig XIV gab aber dieſer Entmuthigung nicht nach. Es war um die Zeit in welcher Marie Beatrix ihr jüngſtes Kind gebar, Luiſe Marie, welche am 28. Juni 1692 zur Welt kam. Jakob nannte das Kind der Verbannung La Consolatrice: die Eltern mogten, in der immer ſtillern Zurückgezogenheit, ein Glück finden das ſie auf dem Thron nicht gekannt hatten. Aber mit den äußern Anläſſen zur Thätigkeit

nahmen auch des Königs geiſtige Fähigkeiten ab. Er war vor der Zeit gealtert. Allmälig verſank er in immer größere Stumpfheit, und verbrachte ſeine Zeit mit Andachtsübungen und Beſuchen in Klöſtern. Vom erſten Moment an hatte Jakob einen ungünſtigen Eindruck auf die Franzoſen gemacht. Die Höflinge ſpotteten über ihn, über ſein Ausſehn, über ſeine geringe Gewandtheit im Reden. Man kennt das, für einen Geiſtlichen wenig paſſende Wort des Erzbiſchofs von Rheims, Le Tellier: »Voilà un fort bon homme; il a quitté trois royaumes pour une messe.« Als er nach Paris ging, ſtieg er bei den Jeſuiten ab: er gehöre zu ihrem Orden, ſagte er ihnen bei der Vorſtellung. Nur die Jagd ſchien ihn noch zu beluſtigen, und im engliſchen Frauenkloſter berührte er die Skrofelkranken, welche hineilten um von dem »Kings evil« befreit zu werden.

Längere Zeit hindurch blieb das Schloß von Saint Germain noch Mittelpunkt eines politiſchen Lebens und Treibens, das in der lebendigen Hoffnung einer Reſtauration, in den gewaltigen Bemühungen zur Herbeiführung einer ſolchen, in dem heftigen Parteitreiben in England ſelbſt ſeine Erklärung findet. Auch in geſelliger Beziehung war es lebhaft geblieben. Zahlreiche Edelleute waren dem Hofe nach Frankreich gefolgt, wo ſeit Carl's I Zeiten ſo manche Beziehungen angeknüpft waren. Der Herzog von Berwick, des Königs natürlicher Sohn, jung mit Miß Bulkely verheirathet, zeigte früh ſchon jene Tüchtigkeit und Reife des Urtheils, welche ſeinen glänzenden militäriſchen

Fähigkeiten sehr zu statten gekommen ist, und trug mit seiner Gemalin und deren Schwestern viel zur Annehmlichkeit des Hofkreises bei. Anthony Hamilton, der witzige Erzähler, der so viel vom französischen Geiste hatte, war nach der Revolution ganz in Frankreich geblieben, und in St. Germain, bei den Spaziergängen in dem prächtigen Park, entstanden seine poetischen Novellen, die nicht selten einen Anflug von der Laune Voltaireſcher Erzählungen haben und, mit leichteren Waffen, gegen die damals beliebten überschwänglichen arabisch-persischen Märchen denselben Krieg führten, welchen der Don Quixote wider die Rittergedichte unternommen hatte. In St. Germain wurden die Memoiren des Grafen von Gramont geschrieben, welche jene Zeit und jenen Hof, deren Verirrungen und Leichtsinn so viel zum Sturz der Stuarts beitrugen, mit unübertrefflicher Wahrheit schildern und somit neben ihren literarischen Vorzügen den Werth eines historischen Denkmals haben. Die Gräfin von Gramont, »la bello Hamilton,« lebte theils in St. Germain theils am französischen Hofe, namentlich in dem Landhause im Park von Versailles, welches Ludwig XIV ihr geschenkt hatte.

Nach und nach ward es stiller und stiller. Je unfähiger Jakob wurde, um so mehr lasteten alle Sorgen auf Marie Beatrix. Sie unterhielt lebhafte Correspondenz mit England, wo es der Achselträger genug gab die mit den alten Herren in Verbindung blieben, aber dabei redlich nach den Fleischtöpfen Egyptens schielten. Sie schrieb nur zu viel,

und wie mit den Briefen von Madame la Palatine ging es auch mit den ihrigen: viele derſelben kamen in Hände für die ſie nicht beſtimmt waren, und verriethen ihre und der Jakobiten Pläne, ſo daß ſie Wilhelm III mehr nutzte als ſchadete. Die Geldverlegenheit der Heimathloſen nahm zu mit den finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs. »Die Königin iſt wie eine Heilige, ſchrieb im Februar 1697 Madame de Brinon an die Kurfürſtin von Hannover; es iſt in Wahrheit eine Seligkeit zu ſehn wie ſie ſich benimmt, inmitten all ihres Unglücks. Sie verſagt ſich Alles um die armen Engländer zu unterſtützen, die dem König nach St. Germain gefolgt ſind.«

Im Herbſte deſſelben Jahres wurde der Friede zu Ryswick geſchloſſen. »Mag es Gott gefallen, ſchrieb Wilhelm III, zu Loo am 22. September, an den Penſionar Heinſius, den eben geſchloſſenen Frieden zu ſegnen und ihm mittelſt ſeiner Gnade lange Dauer zu gewähren. Aber die Umſtände unter denen er geſchloſſen worden iſt, erfüllen mich mit Beſorgniß für die Zukunft.« Der innere Zuſtand Frankreichs war ſo daß längere Fortführung des Krieges unmöglich war. Ludwig XIV mußte die Folgen der Revolution von 1688 anerkennen: dahin war es mit den »plus grands et plus heureux services« gelangt, welche der große König Marien Beatrix verheißen hatte. Er war unglücklich geweſen ſeit er die Sache der flüchtigen Stuarts zu der ſeinigen gemacht hatte. Der Name König Jakob's ward in dem Vertrage nicht genannt. Er blieb

zu St. Germain, ſagt Voltaire, von ſeinem Beſchützer der Nothwendigkeit geopfert und von Europa ſchon vergeſſen. »König Jakob und die Königin, erzählt St. Simon, waren in Fontainebleau. Die Anerkennung des Prinzen von Oranien war ihnen ſehr bitter: aber ſie erkannten deren Nothwendigkeit, wollte man zum Frieden gelangen, und wußten daß dem Könige der Artikel nicht minder peinlich war als ihnen. Sie tröſteten ſich ſo gut ſie konnten, und ſchienen ſelbſt dem Könige ſehr verpflichtet, der nicht wollte daß ſie Frankreich und das Schloß von St. Germain verlaſſen ſollten. König Ludwig hatte die Aufmerkſamkeit Herrn von Torcy in Betreff der Unterſchrift zu ſagen, daß, falls der Courier etwa ankäme während er bei dem König und der Königin von England wäre, er ihn nicht davon benachrichtigen ſollte. Ebenſo ließ er den Muſikern verbieten, irgendetwas auf den Frieden Bezügliches zu ſingen, bis zu der Abreiſe des engliſchen Hofes.«

So war eine nach der andern der Hoffnungen ins Grab geſunken. Wie es mit dem vertriebenen Königspaare ausſah, meldet ein roher aber karakteriſtiſcher Brief, welchen der als Dichter bekannte Matthew Prior an Lord Halifax ſchrieb, als er ſich als Secretär bei der Ambaſſade des Grafen von Portland in Paris befand — jene über allen Begriff glänzende und koſtbare Ambaſſade, welche einen Aufwand von achtzigtauſend Pfund veranlaßte, aber, bei den Verhandlungen über die Ausführung des Ryswicker Friedens, weder die Entfernung König Jakob's aus der

Nähe von Paris noch die Milderung der Maßregeln wider die Proteſtanten durchſetzte. »Vor ein paar Tagen, ſchreibt der Dichter-Diplomat, erſchaute ich den alten Jakob und ſeinen Hof zu St. Cloud. Vive Guillaume! Nie ſaht Ihr eine komiſchere Figur als der alte Eiſenfreſſer (the old bully) iſt, mager, verkommen und eingeſchrumpft. Die Königin ſieht ſehr melancholiſch aus, ſonſt wohl. Ihr ganzes Ausſehen und das ihrer Umgebung iſt abgeriſſen und unſcheinbar.« Marie Beatrix verfolgte mit unabläſſigem Eifer die damaligen intereſſanten Vorgänge in England. »Die Engländer wiſſen wahrlich nicht was ſie wollen, ſagte eines Tages die Prinzeſſin von Conti zu ihr, eine Partei iſt für die Republik, die andere für die Monarchie.« »Sie haben einen überzeugenden Beweis des Trugbildes einer Republik gehabt, erwiederte die Königin, jetzt aber verſuchen ſie dieſelbe unter dem Namen einer Monarchie einzuführen.«

Der König war ſeinem Ende nahe: apoplektiſche Anfälle wichen nur temporär den Waſſern von Bourbon. »König Jakob iſt in ſeinen Verſtandeskräften ſo heruntergekommen, ſchrieb im Jahre 1701 der engliſche Botſchafter Graf von Mancheſter, daß er ſich um nichts mehr bekümmert: Alles geht direkt an die Königin.« Am Freitag den 2. September wurde er in der königlichen Kapelle von dem Geſange des Pſalms: »Herr gedenke deſſen was über uns gekommen, habe Acht auf unſere Gebrechen,« ſo ergriffen daß der Schlag ihn heftig rührte. Bewußtlos ſank er in die Arme

ſeiner Gemalin. Im erſten Augenblick glaubte man er werde nicht wieder zu ſich kommen. Aber die furchtbare Kriſis ging doch vorüber. Wenngleich meiſt in lethargiſchem Zuſtande und mit täglich ſchwächer werdendem Geſicht und Gehör, blieb er doch bis zum letzten Moment bei Beſinnung, ſah König Ludwig der den Sterbenden tröſtete, ſegnete und ermahnte ſeinen Sohn, ſegnete ſeine Tochter welcher er zuſprach, ſich die Mutter zum Muſter der Tugend zu wählen in Glück und Leid, vergab Allen die ihn ſo tief gekränkt hatten. Er ſtarb am 16. deſſelben Monats im Alter von 68 Jahren. Carl II war derſelben Krankheit erlegen.

Als Jakob verſchieden war, ſprach Marie Beatrix zu ihrem Sohne: »Sir, ich erkenne Euch als meinen König an, aber ich hoffe Ihr werdet nicht vergeſſen daß Ihr mein Sohn ſeid.« Sie begab ſich zu Madame de Maintenon, zu welcher ſie bald nach ihrer Ankunft auf franzöſiſchem Boden in ein inniges Verhältniß getreten war. »Die Königin, ſagt der Herzog von Noailles in der Lebensgeſchichte dieſer berühmten Frau, fand bei ihr ſo viele Rückſicht und Theilnahme in ihrem Unglück, und ſo vielen chriſtlichen Troſt, daß die Uebereinſtimmung in ihren religiöſen Geſinnungen eine Freundſchaft bildete, die nur der Tod trennte.« In ihren Gemächern ſah Marie Beatrix Ludwig XIV. Im Conſeil war an demſelben Tage beſchloſſen worden, ſich an die Beſtimmungen des Ryswicker Friedens zu halten und dem Prinzen von Wales nicht den

Königstitel zu geben. Die Vorstellungen und Thränen der königlichen Wittwe vermogten über Ludwig mehr als die einstimmige Ansicht seines ganzen Ministeriums, als die politische Klugheit, als die Interessen seines Landes, als sein eigenes durch die Verträge gebundenes Wort. Vor dem Thore der französischen Königsburg wurde Jakob III als König von England, Schottland, Frankreich und Irland ausgerufen. Das englische Volk und seine Regierung nahmen den leeren Akt als eine Injurie auf, und erst der Utrechter Friede beendete den Krieg, welcher Frankreich an den Rand des Abgrunds führte.

Am 27. September schrieb Marie Beatrix folgendermaßen an ihre Stieftochter, die Prinzessin Anna:

»Ich betrachte es als meine unabweisliche Pflicht, nicht länger mit der Mittheilung einer Botschaft zu säumen, welche der beste der Männer wie der beste der Väter mir für Euch übertragen hat. Wenige Tage vor seinem Tode ersuchte er mich Euch wissen zu lassen, daß er Euch aus dem Grunde seines Herzens verzeihe und zu Gott bete, daß auch himmlische Vergebung Euch zu Theil werde. Er ertheile Euch seinen Scheide-Segen, und bete daß Gott euer Herz umwandle und Euch im Entschluß bestärke, an seinem Sohne wieder gutzumachen was Ihr wider ihn gesündigt. Ich habe nur hinzuzufügen daß ich mein Gebet mit dem seinigen vereine, während es meine Aufgabe sein wird, dem Jüngling, der meiner Sorgfalt anvertraut ist, die Gesinnungen seines Vaters einzuflößen. Denn bessere

kann Keiner im Buſen nähren.« »Mein Herz und meine Seele ſind traurig, zum Tode traurig, ſchrieb ſie kurz darauf an die Aebtiſſin von Chaillot. Mein Leid, ſtatt ſich zu mindern, mehrt ſich mit jedem Tage.«

Ein Jahr zuvor, beim Tode ihres letzten Kindes, des eilfjährigen Herzogs von Gloceſter, hatte Jakob's undankbare Tochter die Hand Gottes ſchwer empfunden.

Um die Zeit wo König Jakob ſtarb, war bereits die letzte Hoffnung geſchwunden, die Nachfolge in der männlichen Linie der Stuarts im Königreich erhalten zu ſehn, wenn der Sohn des Verbannten ausgeſchloſſen blieb. Religiöſer Haß, Beſorgniß vor neuem franzöſiſchen Einfluß, Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Prinzen ſelbſt, völlig grundlos aber genährt durch die Abneigung Wilhelm's III, führten den entſcheidenden Beſchluß herbei, welcher unter dem Namen des Act of Settlement Jakob III und die nächſten katholiſchen Erben der Nachfolge verluſtig erklärte und dieſe auf die Kurfürſtin Sofie von Hannover, Jakob's I Enkelin durch die Tochter des Winterkönigs, und auf deren Linie übertrug. König Wilhelm ſtarb nicht lange nach dieſer Feſtſtellung der proteſtantiſchen Succeſſion, acht Jahre nach ſeiner Gemalin Marie. Wie unter der Regierung ſeiner Schwägerin Anna die großen Parteien im Königreich offen und heimlich miteinander kämpften, dieſe Succeſſion feſtzuhalten oder umzuſtoßen; wie eine Menge der berühmteſten Namen Englands in dieſem Kampfe mehr im Glanz ihrer

ſeltenen Fähigkeiten als mit dem ſtillern Ruhm der Conſequenz und politiſchen Ehrlichkeit erſcheinen; wie der glorreiche Krieg am Ende zu einem Frieden führte über welchen ſich zu freuen oder auf welchen ſtolz zu ſein die Nation geringen Grund hatte; wie der plötzliche Tod der Königin das Projekt der Reſtauration zu Schanden machte, iſt aus der Geſchichte dieſer, durch hiſtoriſche Figuren wie Marlborough, Godolphin, Bolingbroke, durch Autoren wie Pope und Swift berühmt gewordenen, innerlich aber mehr als irgendeine zerriſſenen und verſtörten Regierung bekannt, mit welcher nach hundertundeilf Jahren die Herrſchaft der Stuarts in England ein Ende nahm.

In der Frühe des 1. Auguſt 1714 ſtarb Königin Anna. Der Biſchof von Rocheſter, Atterbury, Mitglied des damaligen der Reſtauration günſtigen Miniſteriums und einer der feurigſten Jakobiten, wollte ſogleich nach dieſem Ereigniß an Charing-Croß in pontificalibus Jakob III ausrufen. Aber die Andern von ſeiner eignen Partei, unter ihnen Henry St. John Lord Bolingbroke, der glänzendſte Geiſt aber auch der intriganteſte Politiker welchen dieſelbe je zu den Ihrigen gezählt hat, widerriethen das waghalſige Unternehmen, da ſie die Stimmung des Volkes ebenſo fürchteten wie ſie die Maßregeln ihrer Gegner kannten. Als Atterbury keine Unterſtützung fand, verſchwor er ſich, die beſte Sache in England ſei durch Mangel an Unterſtützung zugrundegerichtet. Im ganzen Lande wurde der Kurfürſt von Hannover als Georg I proclamirt.

Die Sache war verloren, aber die, welche zumeiſt dabei betheiligt waren, wollten ſich's nicht klar machen. Denn das Jakobitiſche Prinzip im Lande blieb ſtark und lebendig. Es war das Legitimitätsprinzip. König Wilhelm, den man doch den Erwählten der Nation nannte, hatte es oft bitter empfunden, wie Gefühl und Bewußtſein deſſelben tief im Volke wurzelten, nicht etwa aus Anhänglichkeit an König Jakob, welchen die Mehrzahl wenn nicht mit Freuden doch ohne Bedauern das Land hatte verlaſſen ſehn, deſſen Geiſte er ſich mehr und mehr verſchloſſen hatte; nicht aus Vorliebe für ſeinen Sohn den die Wenigſten kannten. Nicht lange vor dem Tode Anna's war geſagt worden, kein Schwert werde in England wider den Prätendenten gezogen werden wenn er mit hinlänglicher Macht komme; Viele wollten ihm wohl, ohne gerade Luſt zu haben Habe und Gut für ihn aufs Spiel zu ſetzen; noch Mehre hätten der Regierung nur pro forma den Eid geleiſtet. Daß in Schottland, in dem Erblande der Stuarts, bei ſo manchen Gründen der Unzufriedenheit, unter denen die Union, dieſem ſelbſtändigen Volke unerträglich, nebſt confeſſionellen Anläſſen zum Misvergnügen obenanſtand, bei der alten Abneigung gegen den Nachbarſtaat, ſolche Empfindungen weit ſtärker waren als in England, darf nicht befremden. Die Häupter der Jakobiten welche in Frankreich den Prätendenten umgaben, hatten die zweifache Aufgabe, in Schottland den Eifer zu mäßigen während ſie ihn in England anfachten. Einige Zeit hindurch, ſelbſt nach

Georg's Thronbeſteigung, ließen die Dinge ſich günſtig an. Die Reihen der Anhänger des alten Königshauſes füllten ſich täglich mehr: die Verbindungen mit den Mitgliedern vornehmer Geſchlechter in England wurden immer häufiger. Die von König Georg's Räthen über die letzten Miniſter ſeiner Vorgängerin verhängte Verfolgung führte mehre der talentvollſten und ergebenſten Männer nach Frankreich. Bolingbroke wurde der Staats-Secretär des Prätendenten; der Graf von Ormond, Haupt der großen iriſchen Familie Buttler, organiſirte im Süden Englands die Inſurrection. Wo die Bewegung gegen Jakob II begonnen hatte, ſollte ſie für ſeinen Sohn ihren Anfang nehmen. Zahlreiche Anſtalten waren getroffen. Von Spanien und Frankreich war reichliche heimliche Unterſtützung in Ausſicht geſtellt.

Am Tage nach dem Tode der Königin Anna hatte Bolingbroke zu dem franzöſiſchen Geſandten Iberville geſagt: Sechs Wochen mehr, und Alles war gewonnen. Dreizehn Monate darauf, Tag für Tag, ſtarb Ludwig XIV. »Der Chevalier (Jakob III) hat ſeinen beſten Freund verloren, ſchrieb derſelbe engliſche Staatsmann. Ich baute vor allem auf ihn und ſeinen perſönlichen Karakter. Meine Hoffnung ſank mit ſeiner Krankheit — ſie erloſch mit ſeinem Tode.«

Dennoch brach in dem nämlichen Moment der Aufſtand in Schottland aus. Am 6. September 1715 pflanzte der Graf von Mar die Fahne der Stuarts in Braemar auf. Der Verſuch Ormond's in Devonſhire ſchlug fehl. Der Prätendent war in Lothringen als er die Kunde vom

Vorgehn ſeiner Anhänger erhielt. Seine Ankunft in der Heimath ſeiner Väter ward durch mancherlei Zufälligkeiten verzögert: als er am 22. Dezember bei Peterhead landete, hatten das matte und unentſchiedene Gefecht von Sheriffmuir und der erfolgloſe Aufſtand im ſchottiſchen Niederland wie in Northumberland die Hoffnungen ſeiner Partei ſchon ſehr herabgeſtimmt, in dem Maße wie die militäriſche Macht der Gegner gewachſen war. Jakob's perſönliche Erſcheinung machte keinen belebenden Eindruck auf ſeine Anhänger: gerade das Gegentheil von dem traf ein, was man in ſpätern Tagen bei dem Auftreten ſeines Sohnes ſah. Er kam den Leuten zu kalt, zu ernſt, zu einſilbig vor: ſie ſahn ihn nie lachen und frugen ob er reden könne; ſie klagten, er halte ſich zu ferne. Hätte er uns, ſagte einer ſeiner Anhänger, fünftauſend Mann guter Truppen geſandt und wäre ſelber zu Hauſe geblieben, wir würden ganz andere Dinge vollbracht haben. Doch war ſein Benehmen verſtändig und maßvoll, ſeine Sinnesart menſchenfreundlich, ſeine Proclamationen paſſend und den Umſtänden angemeſſen. Und es war wahrlich keine Zeit für Heiterkeit und Reden. Wie das Unternehmen ſchlecht und ohne Einklang begonnen hatte, ſo endete es ruhmlos. Die Inſurgenten hatten Perth beſetzt: ſie zogen ſich zurück beim Anmarſch der königlichen Truppen welche der Herzog von Argyle führte. Der Feldzug, wenn er dieſen Namen verdient, war hiermit entſchieden. Am 4. Februar 1716 ſchiffte Jakob ſich heimlich ein, in der Nähe von Mont-

roſe: nach ſieben Tagen landete er bei Gravelingen. Die Küſte welche Egmont's glänzenden Sieg geſehn, ſah die traurige Rückkehr des flüchtigen Königſohns.

Einen Augenblick noch weilte der Chevalier de St. George in St. Germain. Nach einigen Winkelzügen die ihn bis Neuilly zurückführten, zum Leidweſen ſeiner eignen verſtändigeren Anhänger, Zeugen des Misvergnügens des franzöſiſchen Hofes und der ſo thätigen wie gefährlichen Intriguen des engliſchen Botſchafters Grafen Stair, kehrte er endlich nach Lothringen zurück, das eine Art neutralen Gebietes war. Als die Annäherung des Regenten Herzogs von Orleans an England ſeinem Aufenthalt in Bar Hinderniſſe in den Weg legte, als weder der Prinz von Vaudemont noch irgend ein anderer der teutſchen Reichsfürſten an den franzöſiſchen Grenzen ihm Aufnahme zu gewähren wagten, ging er nach Avignon, wo er am 2. April ankam und wo die päpſtliche Regierung ihm wenigſtens für den Augenblick einen ruhigen Aufenthalt ſicherte. Vorher ſchon hatte er den unerklärlichen Misgriff begangen, Bolingbroke zu entlaſſen, und ſich ſo nicht nur der Dienſte des fähigſten Mannes ſeiner Partei zu berauben, ſondern auch noch die ſeiner Gegner zu verſtärken. Da die politiſchen Verhältniſſe ſeinen längern Aufenthalt auf franzöſiſchem Boden, und ſelbſt in der päpſtlichen Enklave wo er wie ein Gefangener geweſen wäre, unmöglich machten, nahm er gerne die Einladung Papſt Clemens' XI an, im

Kirchenſtaat ſeinen Wohnſitz zu wählen. Gegen Ende Juni 1717 war er in Rom, wo der »König von Großbritannien und Irland« mit den Ehrenbezeugungen empfangen ward die dem Range gebührten welchen die päpſtliche Regierung ihm zugeſtand. Reiche Geſchenke und freundliche Aufnahme zeugten von dem Wunſche des Papſtes, den Erben der Stuarts ſein Unglück und die widrige Wendung ſeiner Geſchicke in Frankreich wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen zu machen. Jakob wohnte dem St. Petrus- und Paulsfeſte bei, dann begab er ſich nach des Papſtes Vaterſtadt Urbino, wo er vorderhand zu verweilen beabſichtigte.

Es war am 11. Juli als er in der vormaligen Hauptſtadt eines kleinen Herzogthums anlangte. Mouſignor Alamanno Salviati, aus der vornehmen florentiniſchen Familie, von Avignon her mit dem Prätendenten bekannt, war zum Gouverneur der Stadt ernannt worden, wo einer der Neffen Sr. Heiligkeit den hohen Gaſt empfing. Dieſen nahm der herzogliche Palaſt auf welchen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Luciano Laurana für Friedrich von Montefeltro gebaut hatte, einſt eine der ſchönſten Reſidenzen Italiens, heute Gegenſtand verdienter Aufmerkſamkeit ſo der Künſtler und Kunſtfreunde wie der Hiſtoriker, durch die merkwürdige Lage auf den ſtarren Felſenmaſſen dieſer Apenninen-Vorhöhe von welcher die Stadt auf das blühende Metaurusthal und nach dem romagnoliſch-märkiſchen Uferland hinabblickt, durch Anmuth und Zweckmäßigkeit der architektoniſchen Formen, durch den Reichthum und die Zierlichkeit des Or-

naments das noch in ſeiner Vernachläſſigung zum Muſter dient, während antiquariſche Schätze und lebendige Erinnerungen an die beiden Herrſchergeſchlechter, welche dies Haus zum Mittelpunkt glanzvollen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens, das Land zur Pflanzſchule hochſtrebender Geiſter machten, aus der heutigen Verödung in eine thätige Zeit verſetzen. Ein zahlreiches Gefolge kam mit dem Prätendenten. Es waren die Gefährten ſeiner misglückten Expedition, Ormond, Mar, Perth, Lord Nithisdale, welcher gefangen und zum Tode verurtheilt worden war, und deſſen heldenmüthige Gemalin, die ihn aus dem Tower befreit und von dem Schickſal gerettet hatte welches Derwentwater und Kenmure traf. Man mag ſich denken, wie in dem kleinen ſtillen Urbino Alles ſich um die neue Hofhaltung drehte. Gottesdienſtliche Uebungen, ceremonielle Empfangstage, an Feſt-Nachmittagen Corſofahrten in einer ſechsſpännigen Staatscaroſſe, die Edelleute zu Pferde, eine Menge Lakaien in der königlichen Livree, Abendunterhaltungen mit Spiel und Muſik in den Häuſern Bonaventura und Staccoli, wo Jakob durch ſeine Leutſeligkeit die Herzen gewann und mit den Damen Lomber ſpielte, Privattheater im Carneval. Im Palaſt war mehrmals Empfang für den Adel der Stadt und Umgebung. Da es in Urbino keine Oper gab, machte der Prätendent gelegentliche Ausflüge nach dem nicht fernen Fano, einer Stadt die für ihn noch die Bedeutung hatte daß ſeine mütterliche Großmutter, Laura Martinozzi, aus einer dortigen Familie ſtammte.

Am 18. Mai brachte ein Courier die Nachricht von dem Tode der Königin Marie Beatrix.

Dreißig Jahre lang war das Leben der vertriebenen Königin ein Leben voll Leid, voll Bangigkeit, voll Entbehrung gewesen — dreißig Jahre lang hatte sie mit Muth, mit Standhaftigkeit, mit Gottvertraun gekämpft wider das Schicksal das sie und die Ihrigen erdrückte. Schon ehe der König todt war, hatte sie, wie wir gesehn, die Leitung aller Angelegenheiten und Interessen des Hauses übernehmen müssen. Nachmals, so lange ihr Sohn in zartem Alter stand, ruhte auf ihr jegliche Last und Sorge. Vom Frühling 1708 an, wo König Ludwig den ersten Versuch gegen die englischen Küsten zu Gunsten des Prätendenten machte, bis zu Anfang 1716 wo die zersprengten Reste der schottischen Expedition heimkehrten und die Häupter mancher der vornehmsten Mitglieder des Adels unter dem Beil fielen, ein blutiges Vorspiel dessen was zu ihres Enkels Zeit geschehn sollte, war eine bange Sorge der andren gefolgt. Und die bittersten Täuschungen des Geschickes nicht blos, die entmuthigendsten Erfahrungen menschlichen Unbestands, der Kummer über Misverständnisse, Neid, Feindschaft, selbst Verrath in der eignen Partei, die Beweise von Hinterlist und Tücke die selbst in gefährliche Nachstellungen ausarteten — lauter traurige Begleiter des Exils von Königen — auch Verlegenheit ja Noth quälten Die, welche Herrscherin

eines großen mächtigen Reichs geweſen war. Schon um die Zeit von Anna's Thronbeſteigung hatte ſie all ihren Schmuck verkauft, um Mannſchaft für die Sache ihres Sohnes zu werben; ſie gab ihr Letztes hin, die nothleidenden Familien Derer zu unterſtützen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache des vertriebenen Königshauſes die Heimath verlaſſen hatten; ſie war oft nicht nur außer Stande den Nonnen zu Chaillot die kleinen Geſchenke zu ſenden die ſie dieſen ſtandhaften Freundinnen beſtimmte, ſondern ſchuldete ihnen beträchtliche Summen für die Koſten ihres langen ſtets ſich wiederholenden Aufenthalts im Kloſter. Sie hatte gar nichts mehr wegzugeben, und war doch zu hochſinnig Unterſtützung anzunehmen in den traurigen bedrängten Tagen Frankreichs und ſeiner Königsfamilie. Und inmitten all dieſer Anläſſe zu Betrübniß die oft läſtigen, durch ihre Stellung ihr auferlegten Pflichten, die Fahrten nach Paris, nach Verſailles, nach Marly zum Hofe, Reiſen nach Plombières und Bar zu ihrem Sohne nachdem der Utrechter Friede deſſen Aufenthalt in Frankreich ein Ziel geſetzt hatte. Dazu erſt die Vorboten dann der Ausbruch einer unheilbaren Krankheit, des Bruſtkrebſes, welche langſame aber ſichere Fortſchritte machte und ſie oft aufs Lager warf.

All ihr Leid ward ihr noch zuzeiten verſüßt, ſo lange ſie ihre Kinder um ſich ſah, ſo lange König Ludwig lebte. Aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. Am 18. April 1712 ſtarb Luiſe Stuart, zwanzigjährig, in der

Fülle der Anmuth und jugendlichen Friſche, an den Blattern die zu gleicher Zeit den Bruder ergriffen hatten, und ließ die unglückliche Mutter in dem Schmerz zurück den ſie nicht mehr überwand. »Was ſoll ich Ihnen ſagen, meine geliebte Mutter, ſchreibt Marie Beatrix an Françoiſe Angélique Priolo die Aebtiſſin von Chaillot, über die theure Tochter, welche Gott mir gab und wieder nahm? Weiter nichts als daß, nun es ſein Wille war, mir zu ſchweigen ziemt, es ſei denn um ſeinen Namen zu ſegnen. Er iſt der Herr ſo der Mutter wie der Tochter; er hat die Eine genommen und die Andere gelaſſen; er hat für das Heil der Einen geſorgt wie für das Wohl der Andern. Wüßte ich nur Nutzen daraus zu ziehn! Aber ich handle nicht wie mein Mund redet, und wie Gott mir vorſchreibt. Beten Sie für mich, meine geliebte Mutter, daß er mir Kraft verleihe, zu handeln nach ſeinem heiligen Willen.«

Drei Jahre nach dem Tode der Prinzeſſin ſtarb Ludwig XIV. Sie hatte den ſtandhaften und großmüthigen Freund noch auf ſeinem Todesbette geſehn: auch als er nichts mehr für ihren Sohn thun konnte, nachdem jener Friede geſchloſſen war von welchem Marie Beatrix ſagte, ſie ſei überzeugt, er ſchmerze König Ludwig mehr als ſie, war die gegenſeitige Achtung und Zuneigung unverändert geblieben. Die Königin wußte wie viel ſie und ihr Sohn verloren, mogten die äußern Verhältniſſe immer noch ſo verändert ſein. Ihre vertrauten Beziehungen zu Madame de Maintenon trugen nicht dazu bei, den Regenten

Herzog von Orleans zu Gunſten der Stuarts zu ſtimmen, doch legte derſelbe ſtets große Rückſicht gegen Jakob's Witwe an den Tag.

Wer heute dies verödete, den Einſturz drohende Schloß von St. Germain beſucht, an welchem ſo manche Erinnerungen an Frankreichs Königsfamilie haften, wer von der Terraſſe aus den entzückten Blick über das weite fruchtbare mit Städten, Dörfern, Schlöſſern gefüllte Thal der in mächtigen Windungen ſtrömenden Seine ſchweifen läßt, wer in den Irrgängen des unermeßlichen Parks wandelt, den an Jahrmarkttagen Menſchen und Zelte beleben, findet kein Andenken mehr an Marie Beatrix, deren Wohnzimmer, bis zur großen Revolution in dem nämlichen Zuſtande erhalten, von den Pöbelrotten verwüſtet und ausgeleert wurden. Er findet nur in der Pfarrkirche eine Erinnerung an jene Zeit, das Monument König Jakob's: eine Mahnung an die jährlich ſich mehrende Verödung welche Die umgab, die lange Zeit hindurch Kopf und Herz der Partei der Stuarts geweſen war.

Nach dem unglücklichen Ausgange der ſchottiſchen Expedition war Marie Beatrix' Leben umſomehr eine Kette kummervoller Stunden, als übertriebene Gerüchte von Erfolgen ihre Siegeshoffnung hoch geſteigert hatten. »Der armen Königin von England — ſchrieb die Mutter des Regenten, Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, an ihre Halbſchweſter die Raugräfin Luiſe — wäre ihres Herrn Sohns Ankunft und gute Aufnahme in Schottland ſchier

bitter übel bekommen. Die arme Königin iſt der Freuden nicht gewohnt: dies aber hat Ihre Majeſtät ſo unerhört gefreut, daß ihr das Fieber gleich darüber zugeſtoßen.« Sie hatte dann den Sohn in St. Germain wiedergeſehn; ſie hatte vielleicht, mit manchen der Ihrigen, die letzte Hoffnung ſinken laſſen als dieſer, der überhaupt großen Mangel an Vorſicht wie an Beurtheilung der Perſonen an den Tag legte, mit Bolingbroke brach; ſie wäre ihm nach Avignon gefolgt, hätte nicht die Rückſicht, daß ſie in der unmittelbaren Nähe von Paris ſeiner Sache noch nützlich ſein könnte, ſie in St. Germain zurückgehalten, das für ſie nur traurige Erinnerungen hatte, während ihr hoher Geiſt ſich dagegen ſträubte, von der Großmuth Fremder zu leben. Sie bemühte ſich noch in der letzten Zeit, dem geliebten Sohne, dem Letzten des Hauſes, eine Braut zuzuführen, erfuhr aber die Kränkung, in der eignen Familie, bei der Bewerbung um die Hand einer Tochter ihres Oheims des Herzogs Rinaldo von Modena, eine abſchlägige Antwort zu erhalten.

Im April 1718 ſank ſie aufs Krankenlager. Vielleicht ihre letzten unvollendeten Zeilen ſind an Françoiſe Angélique Priolo gerichtet. »Patientia vobis necessaria est. Ja, in Wahrheit, geliebte Mutter, Geduld thut uns Noth: in allen Lebenslagen habe ich es empfunden. Es ſchmerzt mich mein liebes Chaillot nicht beſuchen zu können. Bis jetzt hatte ich es gehofft, aber mein Uebel iſt zurückgekehrt und meine Hoffnung iſt geſchwunden. Meine Krankheit iſt

nicht heftig ſondern ſchleichend: vielleicht bin ich binnen zwei bis drei Tagen frei von dieſer Noth, ſo es Gott gefällt. Wo nicht ſo baue ich auf ihn daß er mich ſtärken werde mit Geduld. Ich bin ſehr ſchwach und niedergebeugt.«

Am Abend des 6. Mai verlangte ſie nach den Sterbeſacramenten. Dann nahm ſie Abſchied von ihrer Umgebung: vierzig Jahre lang und darüber hatten Einzelne ihr treu gedient. Sie empfahl ihnen, für ihren Sohn den König zu beten, auf daß dieſer ſein ganzes Leben hindurch in der Furcht Gottes wandeln mögte. Sie entſchlief in der Frühmorgenſtunde des folgenden Tags, im Alter von ſechzig Jahren. Ihre ſterblichen Reſte wurden theils in Chaillot beigeſetzt, theils in der dem Schutzheiligen Schottlands, St. Andreas, gewidmeten Kapelle des National-Collegiums zu Paris, wo James Drummond Graf und Herzog von Perth, der Erzieher des Prätendenten, ſeinem unglücklichen Könige und deſſen Angehörigen ein ſchönes Denkmal errichten ließ, das dort vereinigt iſt mit ſo manchen Jakobitiſchen Erinnerungen.

»Herzallerliebe Luiſe, ſchrieb am 8. Mai die Mutter des Regenten an die Raugräfin, heute ſchreibe ich Euch mit recht betrübtem Herzen, und ich habe geſtern ſchier den ganzen Tag geweint. Denn geſtern Morgen iſt die gute fromme tugendſame Königin von England um ſieben zu St. Germain geſtorben. Die muß wohl im Himmel ſein. Sie hat keinen Heller für ſich behalten, Alles den Armen

gegeben, ganze Familien hat ſie unterhalten. Ihr Leben lang hat ſie von Niemandem übel geredet, und wenn man ihr etwas hat erzählen wollen von Jemand, ſagte ſie: Si c'est mal de quelqu'un, je vous prie ne me le dites pas; je n'aime pas les histoires qui attaquent la réputation. Sie hat ihr Unglück mit der größten Geduld von der Welt ausgeſtanden. Und das nicht aus Einfalt, denn ſie hatte gar viel Verſtand, war höflich und angenehm wiewol nicht ſchön. — Ich hatte dieſe Königin recht lieb: ihr Tod geht mir recht zu Herzen.«

Der Prätendent antwortete in folgender Weiſe auf das Beileidſchreiben der Aebtiſſin von Chaillot:

»Ein bereits von mir an Sie abgegangener Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich um die Zuneigung und beſondere Achtung weiß, welche die Königin, meine verehrteſte Mutter, für Sie und Ihre fromme Genoſſenſchaft hegte, während die ihr bewieſene Anhänglichkeit mir nicht unbekannt bleiben konnte. Weit entfernt alſo, in dem Beileidſchreiben das Sie in Ihrem Namen und in dem der frommen Schweſterſchaft an mich gerichtet haben, irgend etwas Unpaſſendes zu finden, erkenne ich darin einen neuen Beweis Ihres Eifers, und habe es mit den Empfindungen entgegengenommen, welche der traurige Anlaß in mir weckt. Ich bitte, meine ehrwürdige Mutter, um den Beiſtand Ihres Gebetes, den ſchweren unerſetzlichen Verluſt mit Faſſung zu ertragen. Fahren Sie fort in Ihrem Gebete für mich, ich bitte darum. Verbinden Sie daſſelbe mit dem, welches,

ſo hoffe ich, dieſe beglückte Seele jetzt im Himmel ausſpricht, für Sie wie für mich. Es iſt der beſte Troſt den ihr Tod uns gelaſſen hat.

Ihr Leib und Herz ſind in guten Händen, wenn ſie da ſind wo die Verblichene ſelber ſie gewünſcht hat. Glauben Sie daß in dieſem wie in allen Dingen die Beſtimmungen einer ſo vortrefflichen Mutter mir heilig ſein werden, und daß es mir zur Freude gereichen wird Ihnen wie dem frommen Hauſe Beweiſe meiner Achtung und meiner Wohlgeneigtheit zu ertheilen, ſobald es der Vorſehung gefallen wird mich mit Mitteln dazu auszurüſten.

Urbino den 16. Juni 1718.

Vostre bon amy
Jacques R.

Zweiter Abſchnitt.

Marie Clementine Sobieska. Leben in Rom.
Carl Eduard und Heinrich Benedict.
Siebzehnhundertfünfundvierzig. Wanderleben.
Der Cardinal von York. Tod Jakob's III.
Carl Eduard in Italien.
1718—1772.

Die Trauer um Marie Beatrix wurde nicht nur von dem kleinen Hofe in Urbino, von welchem die Meisten Zeugen der Tugenden wie des vieljährigen unermüdlichen Wirkens der Verblichenen gewesen waren, sondern von der ganzen Stadt getragen, wo der Chevalier de St. George allgemein beliebt geworden war. Papst Clemens ließ es nicht bei der freundlichen Aufnahme bewenden, die das Loos der Verbannten zu erleichtern strebte. Er sorgte auch für die Zukunft. Durch seine Verwendung namentlich kam das Verlöbniß Jakob Stuarts, welcher damals in seinem dreißigsten Jahre stand, mit Marie Clementine Sobieska, der Enkelin des großen Polenkönigs, zu Stande. Die Witwe Jakob's II erlebte nicht mehr die Freude eine Verbindung schließen zu sehn, an welche sich so viele Hoffnungen knüpften, während so unwürdige Schritte gethan wurden sie zu verhindern.

Die Sobieskische Familie hatte in verschiedenen Zeiten mancherlei Beziehungen zu Rom und dem Kirchenstaat unterhalten. Die Königin von Polen, Marie Casimire, hatte, nachdem sie Witwe geworden, längere Zeit in Rom

verweilt, wo die Kapuzinerkirche Santa Maria della Concezione auf dem Pincio das Grab ihres jüngern Sohnes Alexander zeigt, die französische Nationalkirche von S. Luigi dasjenige ihres Vaters, des als Cardinal gestorbenen Marquis de La Grange d'Arquian. Der Vater der Braut war Prinz Jakob Sobieski, des Königes ältester Sohn, welchem sein karakterloses Benehmen bei den Wahlstreitigkeiten, in denen August von Sachsen die polnische Krone gewann, keinen glänzenden Namen gemacht hat, und welcher später das kleine Fürstenthum Piombino zu erlangen suchte. Die Mutter war Elisabeth von Pfalz Neuburg, Schwester der Gemalin Kaiser Leopold's und der Königin von Spanien. Der Papst hatte, nicht lange nach seiner Erhebung, eingewilligt Taufpathe der Prinzessin zu sein, die nach ihm den Namen Clementine erhielt, ein Name der heute noch in alten Jakobitenfamilien Schottlands häufig vernommen wird. Ihre beabsichtigte Verheirathung mit Anton Farnese, mit welchem das herzogliche Haus von Parma und Piacenza im Mannesstamm erlosch, zerschlug sich: gegen ihre Vermälung mit dem Prätendenten war Kaiser Carl VI, wegen seiner befreundeten Beziehungen zum Hause Hannover. Wie jetzt der Verheirathung des Vaters, war der Wiener Hof später jener des Sohnes abhold. Die Kaiserin Mutter jedoch förderte den Plan, und die Prinzessin begab sich auf den Weg nach Italien. Am 6. October 1718 verließ der Prätendent Urbino, um in Ferrara mit seiner Braut zusammenzutreffen. Schon in Bologna aber erhielt er

die Nachricht, Marie Clementine sei, bei ihrer Ankunft in Innsbruck, auf kaiserlichen Befehl festgehalten und in ein Kloster gebracht worden. So lohnte Kaiser Leopold's Sohn an der Enkelin Johann's III die Befreiung Wiens.

Zu gleicher Zeit aber nahmen Nachrichten anderer Art Jakob Stuart in Anspruch, Nachrichten die in ihm die Hoffnung weckten, zugleich mit der Braut auch die Krone zu erlangen. Spanien, wo Cardinal Alberoni unter König Filipp V fast unbeschränkt regierte, war in solche Misverhältnisse zu England gerathen, daß, bevor eine eigentliche Kriegserklärung erfolgte, beide Nationen mit einander schon im Kampfe waren. Der Cardinal bot dem Chevalier de St. George Unterstützung an zu einer Expedition gegen sein Heimathland. Die Gelegenheit war günstig. In England war die öffentliche Stimmung dem mit Land und Sitte unbekannten fremden Könige, seiner in Zwietracht versunkenen Familie, seiner Regierung wenig geneigt; in Schottland währte die alte Unzufriedenheit in nur höherm Maße fort. Eine ansehnliche Flotte und ein zahlreiches Heer, unter der Führung des Herzogs von Ormond, sollten die Invasion versuchen. Jakob wurde nach Madrid eingeladen. Die Sache war nicht leicht, denn in Ober-Italien war das Haus Habsburg allmächtig und Spanien wie der Stuartschen Sache feind; im Mittelmeer kreuzte die englische Flotte. Doch gelang es dem Prätendenten sich in Nettuno, bei dem alten volskischen Anzium, einzuschiffen, und zu Anfang März 1719 im Hafen von Rosas zu landen,

zu der Zeit als man seine Gefangennehmung zu Voghera verkündete, wo die Kaiserlichen wirklich verschiedene Personen seines Gefolges verhaftet hatten.

Am Hofe von Madrid war seine Aufnahme glänzend. Der Befehl zur Abfahrt ging nach Cadix: fünf Kriegsschiffe, eine Menge Transportfahrzeuge, fünftausend Mann, Waffen in Masse bildeten die Expedition. Aber das Geschick der Armada Filipp's II traf die Kriegsmacht Filipp's V. Die Stürme der Bucht von Biscaja warfen ihre Trümmer an die Küste von welcher sie eben abgesegelt war. Nur zwei Fregatten, des Looses der Flotte unkundig, gelangten an den schottischen Strand. Bei der spanischen Mannschaft befanden sich jener Lord Marischall von Schottland, der mit seinem Bruder James Keith mehr aus der Geschichte König Friedrichs II bekannt ist als aus jener seiner Heimath, und der Marquis von Tullibardine, ältester Sohn des Herzogs von Athol, den wir zum drittenmale, sechsundzwanzig Jahre später, als einen der Vorkämpfer derselben Sache finden welcher er unerschütterliche Treue bewahrte, und den der Gram, der seinem Leben im Tower ein Ende machte, vor dem Richtschwert rettete. Die geringe Mannschaft und die geringe Unterstützung erlagen bald den königlichen Streitkräften. Der Krieg Frankreichs und Englands gegen Spanien machte Alberoni mehr zu schaffen als daß er an eine Wiederholung des Versuches hätte denken können.

Der Prätendent war noch in Madrid als er die Kunde

erhielt daß ſeine Braut glücklich entkommen und in Bologna in Sicherheit ſei. Der Papſt, aufs tiefſte gekränkt durch die Maßregeln des Wiener Hofes, hatte Alles was in ſeiner Macht ſtand aufgeboten, Marien Clementinens Befreiung zu erlangen. Er hatte ſchon im November an den Kaiſer geſchrieben und ihm ernſtlich ins Gewiſſen geredet. Der kaiſerliche Botſchafter in Rom behauptete von der Sache nicht unterrichtet zu ſein; der päpſtliche Nuntius in Wien war angewieſen Alles aufzuwenden dem Geſuch Gehör zu verſchaffen. Clemens hatte zugleich an den Prinzen Jakob Sobieski und an den Prätendenten, er hatte an die Braut geſchrieben, ihre Ausdauer und die Entſchiedenheit zu beloben, womit ſie die Verſuche abwies, ſie zum Aufgeben der beabſichtigten Verbindung zu bewegen. Dennoch gab nur eine Liſt der Gefangenen die Freiheit wieder. Einer der Theilnehmer am Aufſtand des Grafen von Mar, Charles Wogan, aus der Gefangenſchaft in Preſton glücklich entkommen, übernahm die Hauptrolle bei der Veranſtaltung der Flucht, welche mittelſt einer Verkleidung bewerkſtelligt ward. Möglicherweiſe wußte man in Wien darum, drückte aber ein Auge zu, obgleich der Kaiſer ſo erzürnt war, daß er Jakob Sobieski, der damals zu Ohlau in Schleſien lebte, verhaften und aus ſeinen Staaten verweiſen ließ. Dennoch hatte der Prätendent damals einen geheimen Agenten beim Kaiſer, John Walkinſhaw von Barrousfield in Lanarkſhire, der bei Sheriffmuir mitgefochten hatte, dort gefangengenommen aber von Stirling Caſtle entflohn

und zu Jakob gelangt war als dieſer zu Bar-le-Duc verweilte: der Vater eines Mädchens deſſen in der Geſchichte von Jakob's älterem Sohne noch Erwähnung geſchehen wird. Marie Clementine gelangte ſo nach Bologna, wo der Graf von Dunbar (James Murray) mit der Procuration Jakob Stuart's eingetroffen war, und die Trauungs-Ceremonie ſtattfand. Kurz darauf ſetzte die Prinzeſſin ihre Reiſe nach Rom fort. Als ſie der Stadt nahe war, kam die Gräfin von Mar in Begleitung aller Landsleute von der Partei des Prätendenten ihr entgegen, während die Cardinäle und römiſchen Fürſten und der ganze vornehme Adel ihre Caroſſen zum Empfang ſandten. So hielt Marie Clementine, in der Staatscaroſſe ihres Gemals, einen feierlichen Einzug. Der Papſt empfing ſie auf das freundlichſte und ſandte ihr reiche Geſchenke. Das Kloſter der Urſulinerinnen in Via Vittoria, dicht am Corſo, ward ihr zum Aufenthalt angewieſen; die Herzogin von Modena, Jakob's Großmutter, hatte dies von Donna Camilla Orſini Borgheſe geſtiftete Kloſter einſt reich bedacht.

Auf die willkommene Kunde kehrte der Prätendent, da in Spanien nichts mehr zu thun war, nach Italien zurück. In Viterbo traf das Brautpaar zuſammen. Am 1. September 1719 segnete zu Monteſiascone der Biſchof Sebaſtiano Pompilio Bonaventura, urbinatiſcher Familie angehörig, die Ehe ein. Das junge Paar ließ ſich hierauf dauernd in Rom nieder. Der Palaſt Sacchetti (Muti) am Platze der heiligen Apoſtel, in der Nähe der nach

dieſen benannten Baſilika und der Paläſte Colonna, Odescalchi und Imperiali, wurde ihnen von der apoſtoliſchen Kammer zur Wohnung angewieſen; in Geſchenken, Jahrgehalt, Privilegien wetteiferten Papſt Clemens und ſeine Nachfolger. Der Prätendent und ſeine Gemalin waren in Rom König und Königin von England.

Marie Clementine war, wie Zeitgenoſſen ſie ſchildern, ſchön, liebenswürdig, leutſelig; bei glänzendem Teint blondes Haar und blaue Augen. Sie legte in ihrem Thun und ihrer ganzen Erſcheinung Geſchmack und Takt an den Tag, und hatte eine Geiſtesrichtung, die ſie namentlich bei dem franzöſiſchen Adel ſehr beliebt machte. Mit letzterm hing ſie, abgeſehn von den politiſchen Sympathien für die Stuarts denen die Allianzen des Regenten und ſeines Abbé Dubois keinen Eintrag thaten, ſo durch ihre Großmutter zuſammen wie durch ihre Schweſter Marie Charlotte, welche erſt den Prinzen von Türenne und nach deſſen frühem Tode ſeinen Bruder und Erben den Grafen von Auvergne nachmaligen Herzog von Bouillon heirathete. »Die Königin, ſagt der Freiherr von Pöllnitz in ſeinen Denkwürdigkeiten, iſt eine Prinzeſſin welche wirkliche Königin zu ſein verdiente. Ohne den Glanz einer großen Schönheit zu beſitzen, vereinigt ſie in ihrer Perſon unend-

liche Reize. Ihr Karakter ist vortrefflich. Nie fand man größere Sanftmuth und Demuth. Sie ist dienstfertig, mitleidig, wohlthätig; ihre Frömmigkeit ist tiefgefühlt und sie führt in Wahrheit das Leben einer Heiligen. Dabei aber trägt sie keineswegs ceremoniöse Andächtelei zur Schau und gefällt sich nur im Wohlthun und in den Beweisen einer hohen Tugend. Ihrer Religion von Herzen anhangend, hat sie keine Bitterkeit gegen Andersdenkende. Sie mögte diese auf einen andern Weg führen, aber durch gutes Beispiel und Sanftmuth. Besäße sie ein Königreich, so würde sie es sich gewiß zum Gesetz machen, alle Pflichten ihres Standes gewissenhaft zu erfüllen. Die Natur hat ihr vieles verliehn was ihr vollständigen Erfolg sichern müßte. Sie hat eine staunenswerthe Leichtigkeit im Auffassen und ein wunderbares Gedächtniß. Sie spricht polnisch, teutsch, französisch, italienisch und englisch auf eine Weise daß man nicht zu unterscheiden vermag, welche dieser Sprachen ihr am geläufigsten ist. Von allen Fürstinnen denen nahe zu treten ich die Ehre gehabt habe, ist sie eine der würdigsten, Gegenstand allgemeiner Verehrung zu sein, und ich mögte sie glücklich wissen.«

Marie Clementine war zugleich eine reiche Erbin: ihr Vermögen soll drei Millionen spanischer Thaler betragen haben. Unter den Kostbarkeiten, die ihr nach dem Tode ihres Vaters zufielen, waren die Rubine, welche die Krone Polen den Sobieskis verpfändet hatte und die sich heute im Schatz der Peterskirche befinden, und der goldene Schild,

Kaiser Leopold's Geschenk an den Befreier Wiens. Auch die Decke war ihr zugefallen, in welcher während der Belagerung die Fahne des Profeten verwahrt worden war, Goldbrocat verziert mit Coranversen in Türkissen. Im Palast Sacchetti ward ein Hofstaat eingerichtet, wie die Umstände und die beschränkten Mittel es zuließen. Zu den ältern Ausgewanderten in Frankreich und Italien hatten Viele sich gefunden, die durch die Ereignisse und Aufstandsversuche nach dem Tode der Königin Anna das Land zu verlassen gezwungen waren, zum Theil Männer von den ersten Familien, zum Theil Abenteurer aller Art. Und wie in England die Blicke Vieler sich nach Rom richteten, wo, ihrer Ansicht nach, der rechtmäßige König lebte, so zog der Prätendent die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich, und zahlreiche Reisende aus allen Ländern suchten sich ihm und seiner Gemalin zu nähern. Eine Zeitlang spielte an diesem kleinen Hofe die erste Rolle eine berühmte Frau, die im Intriguenwesen altgewordene Princesse des Ursins, welche nach ihrer unceremoniösen Verbannung aus Spanien auf ihrem Schloß Chanteloup bei Amboise zu arge Langeweile gespürt hatte um lange dort zu bleiben, und nach Rom gekommen war, wohin sie durch ihre Vermälung mit dem letzten Orsini von Bracciano gehörte, und wo ihre Schwester an den Herzog Marc' Antonio Lante della Rovere verheirathet war. Ihre achtzig Jahre hielten sie nicht ab, die Dienste welche sie einst der Königin Marie Luise Gabrielle zu Madrid geleistet, unter veränderten Umständen

freiwillig bei der Gemalin eines nahen Verwandten derſelben zu übernehmen. Dem Hauſe La Trémouille, welchem Madame des Urſins entſtammte, widerfuhr in Rom eine neue Ehre durch die im Juni 1719 ſtattgefundene Cardinalscreirung des Herzogs Erzbiſchof von Cambray, Joſeph Emanuel de la Trémouille, welcher von dem lebendigen Geiſt ſeiner Muhme wenig an ſich gehabt zu haben ſcheint. Als er die langen Reihen der Waiſenknaben durch Roms Straßen ziehn ſah, wunderte er ſich darüber, daß ſie immer ſo klein blieben.

Am 31. Dezember 1720 wurde ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Carl Eduard Ludwig Caſimir erhielt und Prinz von Wales genannt ward. Sieben Cardinäle waren bei ſeiner Geburt gegenwärtig, und Clemens XI ließ ein Tedeum ſingen. Die Hoffnungen der Jakobiten wurden umſomehr wiederbelebt, da dies Ereigniß in eine Zeit fiel, wo die öffentliche Stimmung der beſtehenden Ordnung der Dinge äußerſt ungünſtig war, in Folge des damals herreinbrechenden Ruins zu welchem der tolle Schwindel den Anlaß gab, der in Frankreich mit Law und ſeiner Miſſiſſippi-Bank, in England mit der Südſeehandels-Bank Tauſende und Tauſende an den Bettelſtab brachte und dem Wohlſtand einen harten Stoß gab. Im Parlament ſelbſt konnten die Jakobiten immer noch auf anſehnliche Mitglieder zählen. Auf große Aufregung in Irland folgten bedenkliche Szenen in Schottland, welche die Einnahme von Glasgow durch königliche Truppen nach

ſich zogen. Die heimlichen Verbindungen zwiſchen Rom, Frankreich und dem Britiſchen Reiche wurden immer häufiger; die hochländiſchen Clans, trotz oder theilweiſe ſelbſt wegen der legislativen Maßregeln welche auf Herbeiführung eines Wechſels ihrer Sinnesart berechnet waren, blieben dem alten Königshauſe anhänglich, und wenn der Jakobitismus mancher großen Familie vorſichtig abwägender Natur war, ſo ließ ſich doch einem Unternehmen Erfolg in Ausſicht ſtellen, falls es mit hinreichenden militäriſchen Mitteln, und zwar in England ſelbſt, begonnen wurde.

Wie es aber in ſolchen Fällen meiſt geſchieht, die Hauptgründe des Mislingens gingen weſentlich von da aus, von wo die Leitung hätte kommen müſſen. Der Prätendent, verſtändig, ruhig und taktvoll, ermangelte jener Entſchiedenheit und Selbſtleiſtung die in ſo ſchwierigen Verhältniſſen doppelt nöthig iſt. Das Verhängniß, welches beinahe immer Verbannte zu verfolgen ſcheint und ſie an der klaren Auffaſſung und richtigen Beurtheilung der wirklichen Sachlage hindert, verblendete auch Jakob Stuart und ſeine Anhänger. Seit der Vernichtung der Hoffnungen die er erſt auf Frankreich, dann auf Spanien ſetzen durfte, ſah er ſich rathlos in ganz Europa um, bald auf die nordiſchen Mächte rechnend, bald auf einen Wechſel in der Politik des Kaiſers, bald wieder auf Spanien und auf Unterſtützung wenn nicht ſeitens der franzöſiſchen Regierung doch ſeitens des franzöſiſchen Adels. Gleich wenig entſchieden, und noch minder glücklich war er in der Wahl

derer denen er Vertrauen ſchenkte. Er hatte Bolingbroke entlaſſen als dieſer ihm am unentbehrlichſten war; er mistraute nicht dem Karakter aber den Fähigkeiten Ormond's; er überließ ſich eine Zeitlang ganz dem ſchwachen Mar, der, als er ein Sinken ſeines Einfluſſes merkte, mit dem Hofe von St. James in Unterhandlung trat; er verſtand Atterbury's großes Talent nicht gehörig zu benutzen, als dieſer, aus England verbannt, in Frankreich eine Zuflucht fand. Die Leitung der Angelegenheiten kam bald ganz in die Hände zweier Schotten, John Hay's und ſeines Schwagers James Murray, jener bekannter unter dem Namen eines Grafen von Inverneß, dieſer als Graf von Dunbar. Der erſtere wurde Staats-Secretär, der zweite, unendlich fähigere, Gouverneur des Prinzen. Manche der älteren Anhänger hatten ſich bereits, misvergnügt, zurückgezogen.

Unglücklicherweiſe fehlte es nicht an Mishelligkeiten zwiſchen Jakob und ſeiner Gemalin. Die tüchtigen Eigenſchaften im Karakter Beider und das Bewußtſein, wie ſehr die Augen ſo ihrer ganzen Partei wie der Gegner auf ſie gerichtet waren, hätten das beſte Einvernehmen ſichern ſollen. Die erſten Jahre ſcheinen auch vollkommen glücklich geweſen zu ſein. Der kleine Hof blieb meiſt in Rom, wo er noch von den Beſten der Jakobiten umgeben war. Gelegentliche kleine Reiſen führten in benachbarte Länder, ſo im Sommer 1722 nach den Bädern von Lucca, von wo die Rückreiſe über Urbino ſtattfand, ſowol weil Jakob der Prinzeſſin die Stadt zu zeigen wünſchte in welcher er über ein volles

Jahr zugebracht hatte, wie auch in dankbarer Erinnerung an die Aufnahme die ihm dort zu Theil geworden war. Allmälig aber trübte ſich der Himmel. Marie Clementine war den neuen Günſtlingen abgeneigt: ſie äußerte, wahrſcheinlich ohne Grund, Zweifel an deren Treue; ſie mogte, mit mehr Grund, unvortheilhafte Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die alten Häupter der Jakobiten befürchten; ſie ſah ungerne die Erziehung ihres Sohnes in den Händen eines Proteſtanten wie Dunbar. Die Gräfin von Inverneß, deren Gefallſucht und Anmaßung von Zeitgenoſſen geſchildert wird, gab der Prinzeſſin Anlaß zur Eiferſucht. Das Verhältniß der beiden Gatten war ſehr geſtört als, am 20. März 1725, Heinrich Benedikt Herzog von York geboren ward, der Letzte des Hauſes. Bald darauf verließ die Prinzeſſin den Palazzo Sacchetti, und begab ſich nach dem Benedictinerinnen-Kloſter Santa Cecilia in Traſtevere, deſſen Kirche, altehrwürdiger Stiftung auf dem durch das Leben der Märtyrin geheiligten Boden, dem Kunſtfreunde namentlich durch Stefano Maderno's rührende Statue bekannt iſt. Cardinal Alberoni, damals, nach ſeinem Sturz, in Rom, ſoll einer der Berather Marien Clementinens geweſen ſein. Viele ärgerliche Correſpondenz wurde gepflogen; zur Oeffentlichkeit gelangt, ſchadete ſie der Stuartſchen Sache unendlich. Ein langer Brief des Prätendenten, vom 11. November des gedachten Jahres, ſpricht im Ganzen zu ſeinen Gunſten, ſo ſehr auch die Prinzeſſin berechtigt geweſen ſein mag, zu manchen

Perſonen ſeiner Umgebung geringes Vertrauen zu hegen. »Ich verſichere Sie, Madame, heißt es darin, mein Herz gehört Ihnen allein, und nichts habe ich ſehnlicher gewünſcht als Ihnen in allen Dingen zu Gefallen zu ſein, ſo weit es ſich mit der geſunden Vernunft, mit meiner Ehre und mit meinen Intereſſen vertrug. Ich weiß es, wir haben manche Sorge und manche Beſchwerde ertragen. Sie würden mich gleichmüthiger gefunden haben, hätte ich nicht die Erfahrung gemacht, daß weniger Ihr lebendiges Temperament Schuld an Misverſtändniſſen war als Ihr zu großer Hang auf allerlei kindiſche Klagen und einfältige Einflüſterungen zu hören. Sie können nicht vergeſſen haben mit welcher Geduld ich zwei Jahre lang mich Ihrer üblen Laune gefügt und, wenn Sie nicht mit mir reden ja kaum mich anſchaun wollten, nichts als Stillſchweigen Ihnen entgegengeſetzt habe. Sie werden aber, denke ich, ebenſowenig vergeſſen haben, daß Sie jederzeit meine volle, ungetheilte Zuneigung beſeſſen, und ich, ſofern meine Umſtände es geſtatteten, Alles aufgeboten habe Ihnen das Leben angenehm zu machen, während Sie volle Freiheit hatten, Ihrer Neigung und Ihrem Geſchmack zu folgen, und ich mir nur die Verfügung über meinen Haushalt und meine Angelegenheiten vorbehielt.« Und am Schluſſe, nach einer Rechtfertigung Hay's, und Erläuterung der Verlegenheiten wozu der Widerſpruch der Prinzeſſin Anlaß gab: »Dies, meine liebe Clementine, iſt Alles was ich über dieſen beklagenswerthen Gegenſtand ſagen kann. Ich

beſchwöre Sie ernſtlich darüber nachzuſinnen. Bedenken Sie daß es ehrenvoll iſt einen Irrthum einzugeſtehn, und daß Sie nur, indem Sie dies thun, Ihr Glück wiederherſtellen können. Widerſtehn Sie nicht länger den letzten Anſtrengungen meiner Liebe zu Ihnen, die nur Ihrer Rückkehr harrt wiederaufzuleben um nie wieder zu erkalten noch zu erlöſchen.«

Für den Augenblick war jedoch Alles vergebens. Die Briefe der Prinzeſſin an ihre Angehörigen legen die Gründe ihrer Entfernung, Eiferſucht und Mistrauen, klar an den Tag. Fremde Höfe, der Kaiſer und Spanien, mußten ſich nebſt Papſt Innocenz XIII ins Mittel legen. Spanien drohte mit der Entziehung der Penſion, die es dem Prätendenten zahlte. Dieſer weigerte ſich lange hartnäckig, die Günſtlinge zu entlaſſen, welche ſeiner Gemalin ſolchen Anlaß zum Misvergnügen gaben. Er hatte Rom verlaſſen und ſich zeitweilig nach Bologna begeben. Endlich willigte er ein: Lord Inverneß nahm ſeine Entlaſſung. Marie Clementine ſagte den Nonnen Lebewohl, und reiſte nach Bologna, um ſich dort mit ihrem Gemal wieder zu vereinigen.

Sie war unterwegs als die Nachricht eintraf, König Georg ſei auf der Reiſe durch ſeine Erbſtaaten in der Nähe von Osnabrück plötzlich am Schlagfluß verſchieden.

Es war das Ereigniß auf welches die Jakobiten längſt ihre Hoffnungen geſetzt hatten: es kam noch unerwarteter als der Tod der Königin Anna. Jakob eilte ſogleich — es war im Juni 1727 — nach Lothringen. Von Nancy aus ſetzte er ſich mit den angeſehenſten Männern ſeiner Partei in Paris, in London, an andern Orten, in Verbindung. Er wünſchte eine Landung in Schottland zu verſuchen: gegen eine ſolche Landung hatten ſich längſt alle Einſichtigen erklärt, falls man nicht auf bedeutende fremde Unterſtützung und auf eine Erhebung in England rechnen könne. Aber König Georg der Zweite war überall, und unter Loyalitäts-Bezeugungen, ausgerufen worden, und von Frankreich war unter den damaligen Umſtänden nichts zu erwarten. Ja das Miniſterium des Cardinals Fleuri, unter engliſchem Einfluß, drängte ſogar den Herzog Leopold von Lothringen, dem Prätendenten den Aufenthalt in ſeinen Staaten zu verſagen, die damals nur noch dem Namen nach unabhängig waren. Jakob, welcher das Fruchtloſe ſeiner Bemühungen erkannte, ging zunächſt nach Avignon, und, auch dort von franzöſiſcher Politik beargwohnt, zurück nach Italien. Zu Anfang 1728 war er wieder in Rom.

Das Leben des Chevalier de St. George war nur eine traurige Wiederholung des Lebens ſo vieler vertriebenen Fürſten, die nie die Hoffnung aufgeben, und jede neue Hoffnung getäuſcht finden. Die Sache der Jakobiten ſank mehr und mehr in England, in dem Maße wie unter dem

neuen Könige die hannöveriſche Dynaſtie feſtern Boden gewann, die Beziehungen zu Frankreich und Spanien durch die Gewandtheit britiſcher Unterhändler, namentlich im Vertrag von Sevilla, ſich beſſer geſtalteten, und jene vieljährige Verwaltung Sir Robert Walpole's Grund faßte, die mit ihren äußern und innern Kämpfen, und ihrer Stetigkeit inmitten des Perſonenwechſels, eine ſo merkwürdige Faſe in der engliſchen Geſchichte bildet. Solcher Conſequenz gegenüber, waren die Verbindungen und Bemühungen Jakob's und ſeiner Partei völlig ohnmächtig. Die Intriguen und Reiſen zwiſchen England, Paris und Rom währten noch fort: Staatsmänner, Große, Unterhändler, Abenteurer zogen hin und her; wir finden den Prätendenten in Parma im Zwiegeſpräch mit dem extravaganten Herzog von Wharton welcher in einem ſpaniſchen Kloſter ſein unſtätes Leben beendigte, und finden in Rom immer wieder neue Ankömmlinge, unter andern die kaum minder extravagante Herzogin von Buckingham, Jakob's unrechtmäßige Schweſter. Alle dieſe Verbindungen und Intriguen ließen den engliſchen Hof und ſeine Miniſter nie ganz ruhig ſein. Es wurde ſtets Jagd gemacht auf Jakobitiſche Correſpondenzen, und man trieb es ſo weit, den Sarg Biſchof Atterbury's zu durchwühlen, als die ſterblichen Reſte des Heimathloſen aus Frankreich nach der Weſtminſter-Abtei geſchafft wurden. Aber ſolche Verbindungen hatten damals zu geringen Zuſammenhang um ernſte Gefahr zu bringen, während die bedeutendſten Männer der

Partei theils durch den Tod abgerufen theils dem Stuartſchen Intereſſe mehr oder minder entfremdet wurden.

Carl Eduard wuchs heran. Seine Geſichtsbildung war ſchön und edel, ſein Ausdruck ein Gemiſch von Sanftmuth und Lebendigkeit. Unähnlich ſeinem Vater, deſſen Haar und Geſichtsfarbe dunkel, war er blond und wie ſeine Mutter von blendend weißem Teint. Vom Geiſt der alten Stuarts war mehr in ihm als in dem Chevalier de St. George, deſſen Aeußeres doch an das der Letzten derſelben mehr erinnerte. Von Kindheit an, erzählt ein Mann der lange in Rom lebte und durch Geburt und Stellung Gelegenheit hatte Perſonen und Dinge kennen zu lernen, Giulio Ceſare Cordara, vornehmer piemonteſiſcher Familie angehörend und Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, erfüllte ihn der Gedanke an die Krone, und ſein Beſtreben war auf die Ausbildung ſeiner Fähigkeiten zum Zweck künftigen Ringens um dieſelbe gerichtet. Eine fürſtliche Haltung, einnehmendes Weſen, gleichmäßiges Temperament, hochſtrebender Geiſt, ſchlanke aber kräftige Geſtalt: ſo waren ſeine äußern und innern Eigenſchaften. Er war ein Feind des Nichtsthuns wie des weichlichen Lebens, das Rom einem hochgebornen Jüngling bot. Er verſtand und ſprach verſchiedene Sprachen, Latein, Italieniſch, Engliſch, Franzöſiſch, und war wohl erfahren in alter und neuer Geſchichte.

Seine Liebhaberei waren jedoch militäriſche Dinge, und obſchon ihm in Rom, in Bezug auf Stellung und Ehrenbezeugungen, nichts zu wünſchen blieb, war er doch des ruhigen Lebens und der Geſellſchaft von Geiſtlichen herzlich müde. Seinen Körper kräftigte und härtete er durch alle männlichen Uebungen. Er liebte vor allem Reiten und Jagd, und war ein trefflicher Schütze; ganze Tage brachte er in der Waldung zu, unter Stürmen wie in glühender Sonne, und kam Abends nach Hauſe zurück, müde, abgeriſſen, durchnäßt oder verbrannt, aber glücklich. So bereitete er ſich auf die Gefahren und Mühſeligkeiten des Krieges vor, und mit Mühe konnte ſein Vater ſeinen ungeduldigen Eifer zügeln.

Mittlerweile nahm er, als Knabe wie als Jüngling, Theil an ſolchen Vergnügungen wie das römiſche Leben ſie darbot. Er ward bald der Liebling der vornehmen glänzenden Geſellſchaft, in deren Mitte der kleine Hof der Heimathloſen ſich befand. Römiſche Denkwürdigkeiten jener Zeit erwähnen einer Menge Feſte, an denen er mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder ſich betheiligte. Jakob und Marie Clementine ſahn gerne jenem ſeltſamen Schauſpiel auf der Piazza Navona, dem Circus agonalis der Kaiſerzeit, zu, wobei die Mitte dieſes, in Folge ſeiner urſprünglichen Beſtimmung länglichen und ſchmalen Platzes, zwiſchen der Kirche Sant' Agneſe und jener von San Giacomo degli Spagnuoli unter Waſſer geſetzt wurde. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, als dieſer Platz und ſeine

Umgebungen mittelſt der großen Bauten und Kunſtwerke der Pamfili, durch Bernini's und Rainaldi's Hand gänzlich umgeſchaffen wurden, hatte man dies Volksvergnügen eingeführt, das an den Samſtagen und Sonntagen des Auguſtmonats ſtattfand, in einer Jahreszeit in welcher Rom ſonſt an Vergnügungen keinen Ueberfluß hat. Die Abzugsröhren an dem mächtigen Springbrunnen in der Mitte, wo der Domitianiſche Obelisk ſich zwiſchen den Coloſſalſtatuen der Flußgötter erhebt, wurden geſchloſſen, das Waſſer ergoß ſich über den Rand der rieſigen Schale des Brunnens, und füllte bald den muſchelförmig ſich vertiefenden Raum des Platzes. Die Caroſſen des Adels, ſchwere mächtige reich verzierte Maſchinen von denen in den Staatswagen der Cardinäle noch eine Art Tradition geblieben iſt, ſammelten ſich zu einem Waſſercorſo, während die Straßenjugend ein Fußbad nahm, und von den erhöhten Orten der Umgebung, von den breiten Stufen vor Sant' Agneſe, von den benachbarten Häuſern aus ſchaute die Menge zu. Der hohe Adel verſammelte ſich im Pamfiliſchen Palaſt neben der Kirche, im Palaſt Orſini von Bracciano, an deſſen Stelle jetzt der letzte große Nepotenbau ſteht welcher von der Familie Papſt Pius' VI Braſchi an die Grazioli übergegangen iſt, in dem Gebäude neben der ſpaniſchen Nationalkirche von San Giacomo, die heute in ein Magazin umgewandelt iſt. Die Königin Marie Caſimire von Polen hatte einſt dieſer originellen Szene vom Balcon des Orſiniſchen Palaſtes zugeſehn, wo

ihr, im Namen der in Madrid befindlichen Beſitzerin, von Monſignor Mariui ein glänzender Empfang bereitet ward. Pasquin, der an der Ecke ſteht, ſpottete der Königin, indem er an Chriſtine von Schweden erinnerte:

Nacqui da un Gallo semplice Gallina,
Vissi tra i Pollastri poi Regina,
Venni a Roma Cristiana e non Cristina.

Marien Caſimirens Enkelin begab ſich im Sommer 1720 mit ihrem Gemal nach San Giacomo degli Spagnuoli, wo ſie vom Cardinal Acquaviva mit allen königlichen Ehren empfangen wurden, und wo ein Baldachin für ſie bereitet war. Und im Jahre 1729 finden wir die Prinzen mit ihrem Vater auf derſelben Stelle, und dann wiederholt in nachfolgenden Jahren dort wie auf dem Pamfiliſchen Balcon und anderwärts — noch am 18. Auguſt 1748, in dem Jahre welches der letzten Hoffnung ſeiner Familie den Todesſtoß gab, nennen die römiſchen Diarien Jakob III unter den Zuſchauern. Die jungen Prinzen warfen bei ſolchen Anläſſen kleine Münze ins Waſſer, zu eignem Ergötzen und jenem der Straßenjugend.

Es war in Rom, bei der Menge edler und reicher Familien, bei den vielen Cardinälen aus großen Häuſern, mogten ſie den regierenden angehören die im vorigen Jahrhundert eins nach dem andern raſch in Italien ausſtarben, oder ſonſtigen vornehmſten Adelsgeſchlechtern entſtammt ſein, bei den zahlreichen Botſchaftern und ausgezeichneten Fremden aller Nationen, ein glänzend großartiges Leben, von deſſen

eigenthümlicher Feierlichkeit und pomphaftem Ceremoniell inmitten geſelliger Freuden bis auf den heutigen Tag Manches ſich erhalten hat. Mit Sixtus V war die Zeit der Macht des großen Vaſallenthums und des Vorherrſchens mittelalterlich feudaler Formen zu Ende gegangen: etwas über ein Jahrhundert ſpäter endete die Epoche der Nepotenherrſchaft im eigentlichen Sinn. Die Traditionen beider vereint mit modernen Elementen bildeten dann das eigenthümliche Amalgam, welches dem Rom des achtzehnten Jahrhunderts und in gewiſſem Maße noch dem des neunzehnten ſeine beſondere Signatur gegeben hat. Als Carl Eduard heranwuchs, regierte Papſt Clemens XII, aus dem vornehmen und reichen florentiniſchen Hauſe der Corſini, gelehrt, ſplendid, geſchäftskundig in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen, der Papſt der die Façade der Laterankirche und die Familienkapelle daſelbſt gebaut und den anſtoßenden päpſtlichen Palaſt vollendet und jenen der Conſulta auf dem Quirinal aufgeführt und die Fontana Trevi geſchaffen hat. Wie damals die päpſtlichen Nepoten noch zeitweilig dem höchſten einheimiſchen Adel den Rang abliefen, ſo war es auch mit den Corſini der Fall. Don Bartolommeo Fürſt von Sismano, nachmaliger Vicekönig von Sizilien, wäre ſchon durch ſeine Verwandtſchafts-Verhältniſſe zu der glänzenden Rolle berufen worden die er in Rom ſpielte, hätten nicht ſein unternehmender Geiſt und ſeine Gewandtheit, wovon er bei den durch König Carl III von Neapel

veranlaßten Umwälzungen manche Beweiſe ablegte, ihm dieſelbe zugetheilt. Er wäre vielleicht, beim Ausſterben der Farneſen, Herzog von Parma und Piacenza geworden, hätte Clemens XII noch die Macht und Stellung Paul's III gehabt. Die Corſini bewohnten damals den ſchon genannten Pamfiliſchen Palaſt an Piazza Navona, wo einſt König Jakob's II Botſchafter, der letzte engliſche Botſchafter beim Papſt, der Graf von Caſtlemaine, Träger eines durch ſeine Frau beſchmutzten Namens, eine ſelbſt in dem prächtigen Rom faſt unerhörte Pracht entwickelt hatte. Dort pflegten ſich, bei der Fürſtin Corſini, Vittoria Altoviti, und ihrer Schwiegertochter Ottavia Strozzi Herzogin von Caſigliano, die Cardinäle, der ganze hohe Adel, die vornehme Fremdenwelt zu verſammeln. Im November 1731 tanzten in dieſem Hauſe die engliſchen Prinzen, der ältere eilfjährig, Heinrich Benedict nur ſechs Jahre alt, bei Gelegenheit einer »Converſazione« — wie glänzend ſolche Geſellſchaften waren, ergiebt ſich daraus daß wir einmal im folgenden Jahre, wo gleichfalls die Prinzen zugegen waren, vierzehn Cardinäle und achtzig Damen in Gala genannt finden. Was die römiſche Gala iſt, wie Geſchmeide und ſonſtige Pracht mit königlicher wetteifern, zeigt, ungeachtet des Ruins und des Erlöſchens ſo mancher Geſchlechter, noch der heutige Tag.

Die Jugend Carl Eduard's verſtrich aber nicht unter geſelligen Vergnügungen und Knabenſpielen. Erſt vierzehn

Jahre alt, zog er ſchon ins Feld. Es war in dem kurzen und glücklichen Kriegszug, welcher den jungen Herzog von Parma und Piacenza, älteſten Sohn Filipp's V und Eliſabeth Farneſe's, auf den Thron des ſüditaliſchen Königreichs ſetzte, das dem Hauſe Habsburg entriſſen ward, welchem es ſeit der Theilung der ſpaniſchen Monarchie gehört hatte. Der Beziehungen der Stuarts zu den ſpaniſchen Bourbonen iſt wiederholt gedacht worden: es war eine natürliche Folge derſelben daß der Prinz im Heere Carl's III zum erſtenmal den Degen zog. Er befand ſich bei der Belagerung von Gaeta unter den Befehlen ſeines Vetters, des Herzogs von Liria, Sohnes des heldenmüthigen Marſchalls Herzog von Berwick, welcher in demſelben Jahre bei der Belagerung von Filippsburg blieb. Ein Jahr darauf nahm er Theil am lombardiſchen Kriege, welcher, nach tauſend Wechſelfällen und nach den kameleontiſchen Umwandlungen von Politik und Geſchicken, erſt mit dem Aachener Frieden ein wirkliches Ende erreichen ſollte. Er führte damals den Namen eines Grafen von Albany. In Florenz, wo der Letzte der Medici ein ſieches, ruhmloſes, dem Ende raſch ſich näherndes Daſein hinſchleppte, empfingen die Corſini ihren römiſchen Gaſt aufs prächtigſte. Briefe und Memoiren jener Zeit, ſolche nicht ausgeſchloſſen die von andern als von Anhängern der vertriebenen Königsfamilie ſtammen, vereinigen ſich im Lobe der jungen Prinzen, ihrer Liebenswürdigkeit, Feinheit und Anmuth, und namentlich der Herzensgüte des ältern, der das Drückende der Lage

ſeiner Familie tief empfand und der Gelegenheit harrte, den großen Wurf zu wagen.

Der Tod ſuchte unterdeſſen dieſe Familie heim. Marie Clementine hatte lange gekränkelt: ein langwieriges Bruſtleiden, auf welches die häuslichen Misverhältniſſe nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein ſcheinen, führte ſie in ihrem dreiunddreißigſten Lebensjahre dem Grabe zu. Sie ſtarb am 18. Januar 1735. Ihr Tod machte auf ihren Gemal den tiefſten Eindruck. In der nahen Apoſtelkirche, wo ihr Herz beigeſetzt iſt, wurde die Leichenfeier mit königlichem Gepränge gehalten. In der Peterskirche ruht ſie, dem Denkmal ihres Gemals und ihrer Kinder gegenüber, in reichem aber geſchmackloſen Monument. Die Inſchrift Maria Clementina Magnae Britanniae et Hiberniae Regina erinnert an die unerfüllten Hoffnungen.

In der Lebensweiſe des kleinen Hofes brachte dieſer Todesfall manche Veränderungen zuwege, und mehr und mehr zog der Prätendent ſich zurück von dem Treiben der Welt. Er unterhielt die Verbindungen mit ſeinen Anhängern nach wie vor, ſcheint aber den Plan einer nochmaligen Unternehmung bis zu Carl Eduard's männlichen Jahren zurückgelegt zu haben. Der Gang der Ereigniſſe in England, die anhaltenden heftigen Parlamentskämpfe unter Walpole's langer Verwaltung, die Uneinigkeit in

der königlichen Familie, die religiöſen Zerwürfniſſe welche mit dem Aufkommen des Methodismus begannen und zu den ſchon vorhandenen Elementen confeſſioneller Zwietracht ein neues hinzufügten, hielten die Hoffnungen der Jakobiten eben ſo wach wie einzelne Ereigniſſe, unter denen das Edinburger Attentat, deſſen Mittelpunkt der durch den größten Romandichter unſerer Zeit berühmt gewordene Mord Captain Porteous' bildet, und deſſen Folgen die gewaltſamen Zuſtände in Schottland klar werden ließen. Carl Eduard trat zu Neujahr 1737 in ſein achtzehntes Lebensjahr, und alle Hoffnungen vereinigten ſich auf dem Haupte des ſchönen und liebenswürdigen Jünglings. Zur Feier des Tages fand im Palaſt Pamfili ein glänzendes Feſt ſtatt. Um die zweite Stunde der Nacht begann Empfang und Tanz. Ueber hundertfünfzig Damen waren zugegen: nie hatte man ſolche Pracht von Juwelen und reichen Roben geſehn. Caterina Salviati Fürſtin Colonna trug das diamantene Kreuz Chriſtinens von Schweden, das ihr Gemal, der Groß-Connetable von Neapel Don Filippo, um dreizehntauſend Scudi aus dem Nachlaß der Königin erkauft hatte, deren Palaſt an der Lungara, die vormalige Wohnung der Riarier am Thor von Traſtevere unter dem Abhang des Janiculus, durch Kauf an die Corſini übergegangen war, die ihm in jener Zeit ſeine gegenwärtige großartige Geſtalt gaben. Carl Eduard eröffnete den Ball mit der älteſten Tochter des Herzogs von Caſigliano. Beinahe drei Jahre ſpäter finden wir die jungen Prinzen mit ihrem Vater bei

einem Feſte anderer Art. Pierre Guerin de Tencin Erzbiſchof von Embrun, einer der eifrigſten Förderer der Stuartſchen Intereſſen in Frankreich und nicht lange zuvor von Clemens XII mit dem Cardinalspurpur bekleidet wozu der Prätendent ihn ſeit Jahren ſchon in Vorſchlag gebracht hatte, gab ſeinem Gönner und deſſen Söhnen ein ſplendides Gaſtmal in ſeinem Palaſt, in deſſen Hofraum und Garten nach der Tafel eine Jagd ſtattfand, bei welcher die Prinzen eine Menge von Thieren erlegten.

Ein franzöſiſcher Reiſender, der bekannte Präſident Des Broſſes, ſchildert in folgender Weiſe Jakob III, ſeine Söhne und ſeinen Hof wie er ſie in dem gedachten Jahre 1740 ſah. »Der König von England wird hier mit derſelben Ehrfurcht behandelt, als wäre er ein wirklicher Souverän. Er wohnt am Apoſtelplatze in einem mehr großen als ſchönen Palaſt. Päpſtliche Truppen beziehn dort wie auf Monte Cavallo die Wache, und begleiten ihn, wenn er ausfährt was nicht oft geſchieht. Man erkennt leicht den Stuart in ihm. Er hat die volle Familienähnlichkeit, iſt groß und ſchlank, im Geſicht den Bildniſſen Jakob's II ähnelnd. Gleicherweiſe hat er viel von ſeinem Halbbruder Marſchall Berwick, mit dem Unterſchied, daß des Marſchalls Ausdruck melancholiſch ſtrenge war, der des Prätendenten melancholiſch langweilig iſt. In ſeiner Haltung hat er große Würde: niemals ſah ich einen Prinzen mit ſo viel Adel und Anmuth Geſellſchaft empfangen. Im Allgemeinen führt er ein ſehr zurückgezogenes Leben, und

nimmt nur auf etwa eine Stunde Theil an den Feſten die er den römiſchen Damen durch ſeine Söhne geben läßt, um ſich einer Stadt, gegen die er ſo viele Verpflichtungen hat, erkenntlich zu erzeigen. Seine Frömmigkeit iſt übertrieben: den ganzen Morgen bringt er im Gebete in der Apoſtelkirche zu, bei dem Grabe ſeiner Gemalin. Von ſeinen Geiſtesgaben kann ich, beim Mangel hinreichender Kenntniß, nicht mit Beſtimmtheit reden: ſie ſcheinen nur mäßig zu ſein, aber ſein ganzes Benehmen iſt verſtändig und ſeiner Stellung entſprechend. Ich habe zwar oft die Ehre ihn zu ſehn, aber er erſcheint nur auf Augenblicke wenn er aus der Kirche kommt, und geht dann in ſein Cabinet wo er bis zur Speiſeſtunde bleibt. Bei Tafel ſpricht er wenig, aber mit viel Courtoiſie und Wohlwollen. Bald nachdem die Mahlzeit vorüber, zieht er ſich zurück. Er ſpeiſt nie zu Nacht, aber die Prinzen haben ein kleines Souper. Seine Tafel iſt täglich mit eilf Gedecken ausgelegt, für die zehn Perſonen der Familie und des Hofhalts: haben aber römiſche oder fremde Edelleute morgens Audienz bei ihm, ſo läßt er ſie gewöhnlich durch einen ſeiner Hofbeamten zu Mittag einladen, wo dann die gleiche Zahl der zum Hofe Gehörenden an einer beſondern Tafel eſſen, ſo daß an ſeiner eignen die Zahl ſtets dieſelbe iſt. Jedesmal, wenn ich von ihm empfangen wurde, behielt er mich zur Tafel. Das Diner iſt nicht glänzend aber ſehr anſtändig; unterhaltend geht's dabei nicht zu, trifft ſich

dies aber einmal, ſo ſcheint's dem König große Freude zu machen. Die Flaſche, aus der man ihm einſchenkt, bleibt immer in der Hand eines Hofbedienten. Es iſt Sitte nicht eher zu trinken, bis er getrunken hat: mir wurde eines Tags beinahe unwohl, da er eine ganze Stunde lang zu trinken vergaß. Wenn er ſeinen Platz eingenommen hat, ſo knieen die beiden Söhne zu ſeiner Seite nieder und bitten um ſeinen Segen. Mit ihnen ſpricht er gewöhnlich Engliſch, mit Andern Franzöſiſch oder Italieniſch.

Die beiden Söhne, der Prinz von Wales und der Herzog von York, haben Familien-Aehnlichkeit, aber das Geſicht des Jüngern iſt noch das eines ſchönen Knaben. Sie ſind freundlich und liebenswürdig in ihrem Weſen, ihre geiſtigen Eigenſchaften ſcheinen ſich aber nicht über das Gewöhnliche zu erheben und an Bildung ſtehn ſie den meiſten Prinzen ihres Alters nach. Beide lieben leidenſchaftlich Muſik und ſind darin wohlerfahren; der ältere ſpielt das Violoncello mit großer Fertigkeit, der jüngere ſingt italieniſche Arien mit dem feinſten Geſchmack und der lieblichſten Knabenſtimme; einmal in der Woche geben ſie ein Concert, in welchem man die beſte Muſik Roms vernimmt. Die Engländer, mit denen dieſe Stadt ſtets gefüllt iſt, nutzen eifrig jede Gelegenheit die Prinzen zu ſehn, was ihnen, ihrer Landesgeſetze wegen, nur an öffentlichen Orten möglich iſt. Der jüngere iſt namentlich in der Stadt ſehr beliebt, wegen ſeines hübſchen Geſichts und ſeiner gewin-

nenden Manieren. Doch vernehme ich von Solchen die Beide gut kennen, daß der ältere ungleich höhern Werth hat und die warme Liebe seiner Freunde erwirbt. Er hat, so sagen sie, ein gutes Herz und hohen Muth; das Unglück der Familie geht ihm nahe, und wenn er einst dem Geschick derselben nicht eine andere Wendung giebt, wird nicht Mangel an Muth seinerseits die Schuld tragen. Man erzählte mir daß, als er, noch ein Knabe, an der Belagerung von Gaeta durch die Spanier theilnahm, während der Seereise der Wind seinen Hut über Bord wehte. Die ihn umgaben machten Anstalt ihn wieder aufzufischen »Laßt laßt! rief der Prinz, gebt euch die Mühe nicht. Ich werde eines Tags den Weg dieses Huts nehmen wenn die Dinge bleiben wie sie sind.«

Die Dinge konnten aber nicht so bleiben. Wie wäre es möglich gewesen, daß ein junger Mann wie Carl Eduard, aufgewachsen in dem hohen Begriff seines unveräußerlichen Rechtes und seiner Pflicht gegen die Vielen die für sein Haus geduldet und fortwährend für dasselbe thätig waren, voll unternehmenden Geistes, voll Dranges der Thätigkeit, voll der Erinnerungen an den Ruhm und das Unglück seiner Familie, lebendig, kräftig, in allen Uebungen gewandt, sich zu dem Leben hätte bequemen können, das er seinen Vater führen sah, zu diesem gleichmäßig hinfließenden römischen Leben, in welchem auch die beste Thatkraft zu erlahmen droht, wenn sie nicht innerhalb eines Kreises, welcher nicht der des verbannten Erben dreier Kronen war,

Spielraum findet? Wie Jakob und seine Söhne in Rom lebten, sahen wir. Sommer und Herbst pflegten sie in Albano zu verbringen, wo Papst Clemens XI dem Prätendenten den Baronalpalast angewiesen hatte, welcher einst von den Lehnsherren des anmuthig gelegenen Städtchens, den Savelli, bewohnt, und nicht lange vor dem Aussterben dieser alten Familie, welche dem heiligen Stuhl zwei Päpste gegeben hatte, durch Kauf an die apostolische Kammer gekommen war. Papst Benedikt XIV, welcher diesen Palast vergrößern und verschönern ließ, und den Stuarts stets dieselbe Geneigtheit bewies deren sie sich unter seinen Vorgängern zu erfreuen gehabt hatten, besuchte dort am 23. Juni 1742 den Chevalier de St. George welcher durch Unwohlsein ans Haus gefesselt war. Die beiden Prinzen empfingen, beim Aussteigen aus dem Wagen, den gelehrten, heitern, gutmüthig verständigen Papst, dessen einfache Sitte und natürliche Freundlichkeit den Zwang des Ceremoniells leicht erscheinen ließ. Die Herbst-Villeggiatur wurde an diesem schönen Orte durch die Anwesenheit vieler römischen Familien belebt.

Während dessen steigerte jedes Jahr die Hoffnungen der Jakobiten. Schon Cardinal Fleuri's Verwaltung, die einen andern Weg als die des Regenten Orleans einschlug, änderte in Frankreich die Dinge zu ihren Gunsten. Der

Krieg Englands gegen Spanien in Westindien, und die wachsenden Verwicklungen in Teutschland nach dem Tode Kaiser Carl's VI mußten damit enden, das Haus Hannover in den Kampf gegen Frankreich zu ziehn. Der Cardinal de Tencin, welcher, ohne bei Fleuri's Tode, 1743, dessen Stelle einzunehmen, da der König, ebenso wie Ludwig XIV bei Mazarin's Ableben, die oberste Leitung selbst übernahm, vielen Einfluß behielt, stand längst mit den Stuarts in intimster Verbindung und förderte wenngleich im Geheimen ihre Sache. Der Augenblick schien gekommen, eine Invasion so in England, wie in Schottland zu unternehmen. Englands beste Truppen waren in Teutschland, in Amerika, im Mittelmeer beschäftigt. Die Zustände Schottlands und die Neigungen seiner Bewohner konnten Erfolg versprechen. Die Vereinigung der beiden Kronen im Jahr 1603 und die der beiden Königreiche hundertundvier Jahre später, hatten keine wahre Gemeinschaft herbeigeführt, obgleich die Union die Unabhängigkeit der Gesetzgebung und der Finanzverwaltung aufgegeben hatte. Kirchliche Institutionen, Zuschnitt der Verwaltung und der Gerichtshöfe, Universitätswesen, gesellige Verhältnisse, Sitten und Neigungen, abgesehn von dem erblichen Feudalwesen der Clans des Hochlandes, bildeten immer noch eine Art Scheidewand, die eigentlich erst unter der Regierung Georg's III gefallen ist und auch dann nicht ohne bedeutende Spuren zu hinterlassen. Die Vertreibung der Stuarts,

indem ſie den Stolz der Schotten verwundete, welche darüber ihre langen und blutigen Kämpfe mit der Königsfamilie und die tragiſche Geſchichte der religiöſen Wirren unter ihren drei letzten Häuptern zu vergeſſen geneigt waren, lockerte noch das Band das ſie an das Nachbarland knüpfte, und gab erblichen Antipathien neue und größere Schärfe. Perſönliche Verſtimmungen und Leidenſchaften thaten das Uebrige. König Georg II war nicht beliebter als ſein Vater, und der Prinz von Wales, ſtets mit König und Miniſtern hadernd, leichtſinnig, ſtets in Schulden, unzuverläſſig und ungroßmüthig, diente nur als Folie für die glänzende und gewinnende Erſcheinung ſeines Nebenbuhlers. Denn Carl Eduard, in ſeinem Benehmen von liebenswürdigſter Anmuth, war ſchön und kräftig; in allen Uebungen gewandt, im Reiten, Tanzen, Jagen, unermüdet im Gehn und Ungemach fröhlich ertragend; voll perſönlichen Muthes und mit nicht geringer militäriſcher Begabung, energiſch und ſtandhaft; beredt und einſichtsvoll wenngleich mit ſehr geringer Bildung; von warmem Herzen, mitleidig, großmüthig; ſeiner Würde ſich bewußt und der Größe ſeiner Aufgabe; ein gehorſam ergebener Sohn und ein liebevoller Bruder, und deshalb um ſo peinlicher berührt durch nachmalige Misverhältniſſe. Eine ſolche Perſönlichkeit war geeignet, auf ein rauhes aber edles Volk einen Eindruck hervorzubringen, der, ungeachtet aller Ungleichheit der Mittel, ſeiner Sache den Sieg verhieß; einen Eindruck welchen Unglück, Verfolgung, Strafen, Jahre

ſelbſt und äußere Umgeſtaltung] nicht tilgten, und welcher heute noch fortlebt in Traditionen, Familienvermächtniſſen und Liedern.

Am 9. Januar 1744 verließ Carl Eduard, mit Zuſtimmung ſeines Vaters, Rom unter dem Namen eines Marcheſe Spinelli. Die Sache wurde mit der größten Heimlichkeit betrieben, ſo daß außer dem Grafen von Dunbar beinahe niemand darum gewußt zu haben ſcheint. Die vielen Spione welche die engliſche Regierung in Rom hielt, und welche Jedem aufpaßten der ſich nur im Palaſt Sacchetti blicken ließ, machten Vorſicht nöthig. Die beiden Prinzen verließen Rom um ſich nach Ciſterna, an der Grenze der pontiniſchen Sümpfe, zu begeben, wo bei dem Herzoge von Sermoneta (Caetani) eine große Jagdpartie ſtattfinden ſollte. Unterwegs verließ der ältere Bruder den jüngern und gewann die florentiniſche Straße die ihn dann nach der genueſiſchen Küſte brachte. Erſt am 19ten ließ der Prätendent Papſt Benedict XIV von der Reiſe Carl Eduard's benachrichtigen, und verkündete dieſelbe Tags darauf bei Tiſche. In Finale ſchiffte ſich der Prinz nach Frankreich ein und landete in Antibes. Als er in Paris ankam, fand er die Dinge ſehr zum Nachtheil verändert. Obgleich die Expedition gegen England beſchloſſen war, wurde der Prinz doch gleichſam desavouirt, da man noch nicht offen brechen wollte. Er ſah nicht einmal den König. Unbekannt lebte er unter dem Namen Douglas eine Zeitlang in Gravelingen. So entmuthigend die Ausſichten waren, verlor er

doch nicht den Muth. Seine vielen Briefe an den Vater sind Zeugnisse seines rastlosen Kampfes mit den Schwierigkeiten: wo noch Leben ist, ist noch Hoffnung, schrieb er. Endlich schienen diese Schwierigkeiten sich zu lösen. Die Landung in Schottland sollte versucht werden, sobald die unter dem Commando des Marschalls von Sachsen gegen die englische Küste beabsichtigte Expedition ihre Landung bewerkstelligt haben würde. Im April segelte die französische Flotte unter Admiral de Roquefeuille, aber eine überlegene englische veranlaßte sie zur Rückkehr und ein furchtbarer Sturm zertrümmerte vor Dünkirchen einen Theil der Transportschiffe. Das Geschick der spanischen Armada wiederholte sich auch hier. Statt gegen England zu ziehn, übernahm der Marschall von Sachsen den Oberbefehl in Flandern und gewann die Schlacht von Fontenoy.

Der Prinz hatte das Mögliche gethan eine Expedition nach Schottland zu fördern: es war ihm nicht gelungen. Er hatte dann unter den Befehlen Moritzens von Sachsen kämpfen wollen: seine eigenen Anhänger hinderten ihn, und zwar aus guten Gründen, namentlich der Lord Marischal (Keith), der in Frankreich, in Spanien, in Italien für die Sache der Stuarts thätig gewesen war, und mit Recht für Carl Eduard Unpopularität fürchtete, kämpfte er im Auslande gegen England. In stetem Incognito, war der Prinz bald in Paris, bald in Fitzjames, dem Landsitz des Herzogs von Berwick. Vage Versprechungen seitens des französischen Hofes, und die Uneinigkeit seiner eignen Partei-

genoſſen hielten ihn zu gleicher Zeit vom Handeln ab. Die Verbindungen mit Schottland wurden währenddeſſen eifrig unterhalten.

Endlich reifte der Entſchluß. Es war im Juni 1745. Der Prinz war auf Schloß Navarra bei Evreux, das die Stelle des Lieblingsſchloſſes Heinrich's IV einnahm. Stadt und Schloß waren Beſitzthum ſeines Oheims mütterlicher Seite, des Herzogs von Bouillon, Charles Godefroi de La Tour d'Auvergne, deſſen Sohn Godefroi Charles Henri, um acht Jahre jünger als Carl Eduard, erſt ſechszehnjährig als Colonelgeneral der Reiterei unter dem Marſchall von Sachſen bei Fontenoy focht, und mit ſeinem Vetter einen Freundſchaftsbund ſchloß welchen widrige Geſchicke nur enger zogen. Von Navarra ſchrieb Carl Eduard ſeinem Vater, ihm den Plan mitzutheilen. »Mag kommen was will, der Würfel liegt; feſt ſteht mein Entſchluß zu ſiegen oder zu ſterben, und meine Stellung zu behaupten ſo lange Ein Mann noch mir zur Seite bleibt.« Am 2. Juli ſegelte er von St. Nazaire, an der Mündung der Loire, ab: die Fahrt war gefährlich wegen der engliſchen Kreuzer. Nach dreiundzwanzig Tagen landete er in der Bucht von Lochnanuagh in Inverneßſhire. Sieben Gefährten, wenig Waffen, da der größere Theil während der Ueberfahrt verloren gegangen war, wenig Geld: hiemit begann Carl Eduard Stuart ſeinen merkwürdigen Feldzug.

Die Details der Geſchichte dieſes Feldzugs, der rührenden Anhänglichkeit der Schotten, namentlich der Clans

des Hochlands, an ihr altes Königshaus, der ſtaunenswerthen Erfolge und des ſchweren Unglücks, der unſäglichen Mühſeligkeiten und Gefahren, liegen außerhalb der Grenzen dieſer Darſtellung. Dieſe Geſchichte lebt heute in den Traditionen und Geſängen des Volkes, wie in hiſtoriſchen und romantiſchen Darſtellungen, und unzertrennlich davon iſt das anziehende Bild des jungen Prätendenten. Zu Glenfinnin pflanzte er ſeine Fahne auf, im Namen König Jakobs VIII von Schottland, im fünfundvierzigſten Jahre ſeiner Regierung. Am 15. September zog er in Perth ein, vor Ende des Monats war er in Edinburg. Das Schloß hielt ſich für Georg II: das hochländiſche Heer, gegen zehntauſend Mann ſtark, zog ſüdwärts. Bei Preſton-Pans traf es auf die königlichen Truppen unter den Befehlen Sir John Cope's und ſchlug ſie völlig. Bald lagen die Grenzſtriche oder Borders hinter den Siegern. Ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, durch einen geſchickten Marſch ſein Heer zwiſchen das ihn verfolgende des Herzogs von Cumberland, Sohn König Georg's, und den Süden Englands ſchiebend, erreichte der Prätendent Derby, hundertdreißig Meilen von London. Da ward der Rückzug beſchloſſen, dem Vorhaben und dem Wunſche des Prinzen zuwider; manche Gründe mogten dazu rathen, aber das Schickſal der ganzen Expedition war damit beſiegelt. Mitten im Winter führte Carl Eduard ſeine Schaaren zurück, geſchwächt aber ſo wenig entmuthigt, daß er, vom Herzog von Cumberland verfolgt, Ende Januars 1746 noch das Corps General

Hawley's bei Falkirk ſchlug. Aber er konnte den Sieg nicht benutzen; mit zuſammengeſchmolzenen Haufen zog er nordwärts. Der Tag von Culloden, bei Inverneß, der 16. April, vernichtete auf immer die Hoffnung der Stuarts und ihrer Anhänger.

Nach unſäglichen Mühen und Gefahren welche die aufopfernde Treue des Volkes in das hellſte Licht ſtellten, fand Carl Eduard, nach mehr denn fünf Monaten, und inmitten jener blutigen Verfolgung der Jakobiten welche dem Herzog von Cumberland einen traurigen Beinamen gegeben hat, Mittel zur Flucht. Am 20. September ſchiffte er ſich an derſelben Küſte ein welche ihn vierzehn Monate früher in Siegeshoffnung landen geſehn hatte. Neun Tage darauf landete er in dem kleinen Hafen von Roscoff bei Morlaix an der Küſte der Bretagne. Seine Aufnahme in Paris, ſo beim Könige wie beim franzöſiſchen Volk, war die günſtigſte. Sein Unternehmen, obgleich fehlgeſchlagen, hatte wie mit einer Aureole ſein Haupt umgeben. Als er aber um Unterſtützung zu einem neuen Verſuch anhielt, war die Sache anders. In dieſe Zeit fällt die hochſinnige Antwort die er dem Cardinal Tencin auf deſſen Andeutung gab, daß die Abtretung Irlands der Preis franzöſiſcher Hülfe ſein dürfte. Non, Monsieur le Cardinal! Tout ou rien — point de partage! Eine Reiſe nach Madrid hatte keinen beſſern Erfolg; er ſah den König, Ferdinand VI, aber man ließ ihm, wie er ſelber ſchreibt, nicht Zeit genug von der Reiſe auszuruhen, aus

lauter Furcht vor Verwickelungen mit England. »Die Leute hier, ſagte er, kommen mir alle vor wie Faſane, von denen man behauptet daß ſie in der Angſt den Kopf verſtecken und dann meinen man ſehe ihren Leib nicht.« Er kehrte nach Frankreich zurück: nach Berlin ſelbſt waren ſeine Blicke gerichtet. Im Frühling 1748 ging Sir John Graham mit Aufträgen an Friedrich den Großen, »auf beſcheidene Weiſe« eine Heirath mit einer preußiſchen Prinzeſſin vorzuſchlagen oder, wenn dies nicht genehm, einen Rath in Betreff anderweitiger Verbindung einzuholen »da der König als der weiſeſte Monarch in Europa bekannt ſei.« Die Sache hatte keinen Verfolg obgleich Friedrich dem Stuartſchen Intereſſe zugethan blieb, ſo daß noch 1753 der Miniſter Herzog von Newcaſtle ſchrieb, der König von Preußen ſei eingeſtandenermaßen die wichtigſte wenn nicht einzige Stütze des Prätendenten und der Jakobitiſchen Sache. Die hohe Gunſt ja die Freundſchaft, welche Friedrich vornehmen Jakobiten wie dem Earl-Mariſhal von Schottland George Keith, und deſſen Bruder, einem der größten Helden des ſiebenjährigen Krieges, zugewandt hatte, mogte wol zu dieſer Anſicht beitragen.

Das Schlimmſte kam. Im Aachener Frieden von 1748 unterzeichnete der franzöſiſche Bevollmächtigte Graf von St. Severin den Artikel welcher den Prätendenten aus Frankreich verwies. Ludwig XV hatte dieſem ſein könig-

liches Wort gegeben, er könne ungeſtört in ſeinen Landen leben; er ſah ſich nun genöthigt es ihm wieder abzuforfordern. Er ließ ihm durch den Herzog von Gèvres und Herrn von Maurepas vorſchlagen, ihm zu Freiburg in der Schweiz eine ſeinem Rang entſprechende Stellung zu bereiten; der Titel eines Prinzen von Wales ſollte ihm bleiben. Carl Eduard weigerte ſich darauf einzugehen. Sein Stolz nahm zu mit ſeinem ſinkenden Glück: er bot den »Befehlen von Hannover« Trotz. »Je suis en peine surtout pour Louis, ſchrieb er, in Bezug auf des Königs Nachgeben; je ne peux que perdre la vie, mais Louis l'honneur.« Er bewaffnete ſeine Leute und barricadirte ſeine Wohnung; er ging ſtets bewaffnet. Ein Schreiben ſeines Vaters machte keinen Eindruck: ihr Verhältniß war ſchon längere Zeit geſtört. Franzöſiſche Schriftſteller haben des Prinzen Benehmen häufig getadelt: man warf ihm auch vor daß er Oper und Feſte beſuche während ſeine Anhänger in Schottland und auf dem Towerhill bluteten oder all das Ihrige verloren. Die öffentliche Meinung aber ſcheint ſich damals vielfach zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen zu haben, gegen das Aufgeben, nicht ſeiner Sache ſondern auch ſeiner Perſon, von Seiten Frankreichs das unter im Ganzen günſtigen Umſtänden Frieden ſchloß. Der Dauphin, Ludwig's XVI Vater, verhehlte ſein Misvergnügen nicht, und ein Theil des vornehmſten Adels ſtimmte dem Erben der Krone bei, und den Herzog von Biron, der die Gardes-Françaiſes zur

Gefangennehmung des Prinzen commandirte, traf der härteſte Tadel. Chateaubriand, indem er der Behandlung erwähnt die dem Prätendenten zu Theil wurde, iſt derſelben Anſicht. »Der Aachener Friede vertrieb Carl Eduard aus Frankreich. Im Opernhauſe — am 11. Dezember 1748 — verhaftet, ſchmählich gebunden, wurde er nach Vincennes gebracht. Man führte ihn bis an die Grenze: kein Ludwig XIV regierte mehr. Carl Eduard erfuhr, was Große im Unglück zu erfahren pflegen: man verließ ihn. Er hatte für ſich ſein gutes Recht: aber Legitimität ſchützt nicht. Den Enkeln Ludwig's XV war es beſchieden einſt in Europa umherzuirren wie der Prätendent; ſie ſollten an den Straßenecken in Teutſchland leſen: allen Bettlern, Vagabunden und Emigrirten iſt es unterſagt, länger denn vierundzwanzig Stunden hier zu verweilen.«

Viele Jahre waren ſeit den erzählten Ereigniſſen, ja ſeit Carl Eduard's Tode vergangen, als der Verfaſſer der Atala dieſe Zeilen ſchrieb. Aber als der Prinz, welcher, wie Ludwig XV, von Heinrich IV abſtammte, auf des Königs Befehl und Englands Drängen durch Herrn von Vaudreuil verhaftet ward, ſchrieb ein wenig bekannter Poet, Desforges, welcher der Scene beiwohnte, einige Verſe die mit folgenden endigten:

Peuple jadis si fier, aujourd'hui si servile,
Des princes malheureux vous n'êtes plus l'asile.

Alle Welt wiederholte ſie, und die Marquiſe de Pompadour, deren Regentſchaft, wie Lacretelle ſich ausdrückt, mit

dem Aachener Frieden begann, ließ den verwegenen Autor in den »Käſicht« des Mont St. Michel einſperren, wo er drei Jahre lang ſitzen blieb. Und ein berühmterer Schriftſteller war derſelben Anſicht. Voltaire befand ſich in Lüneville bei Stanislaus Leszczynski, mit der Geſchichte des letzten Krieges beſchäftigt. Er hatte, erzählt Longchamp in ſeinen Denkwürdigkeiten, eben dem Könige und dem Hofe die rührende Schilderung des Unglücks von 1746 vorgeleſen, als Pariſer Briefe dem Könige die Verhaftung des Prätendenten meldeten: »O ciel, rief Voltaire aus, est-il possible que le Roi souffre cet affront, et que sa gloire subisse une tache que toute l'eau de la Seine ne saurait laver?« Und er ſetzte die begonnene Arbeit nicht fort und vollendete ſie nicht, obgleich Friedrich der Große ihn in Sansſouci zu deren Wiederaufnahme veranlaßte, und nur ein Theil iſt in den ſpäteren Précis du siècle de Louis XV übergegangen. »Der Prinz Eduard, heißt es darin nach der Erzählung der Flucht, war noch nicht am Ziel ſeines Unglücks. Ein Flüchtling in Frankreich, ward er genöthigt das Land zu verlaſſen, den Engländern genugzuthun die es im Friedensvertrage zur Bedingung machten. Sein Muth, durch ſo viele Schickſalsſchläge erbittert, wollte ſich der Nothwendigkeit nicht fügen. Er widerſtand Vorſtellungen, Bitten, Befehlen; er erwiederte man müſſe das Wort halten ihn nicht zu verlaſſen. Man glaubte ſich genöthigt ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Er ward verhaftet, gebunden, ein-

gekerkert, aus Frankreich verjagt: es war der letzte der Schläge mit denen das Schickſal drei Jahrhunderte hindurch eine Königsfamilie heimſuchte.«

»Ich müßte Bände ſchreiben, ſo heißt es in einem Briefe welchen einer der treueſten und verſtändigſten Begleiter Carl Eduard's, Andrew Lumisden, der Schwager des berühmten Kupferſtechers Robert Strange, von Rouen aus am 4. März 1749 an ſeinen Vater richtete, wollte ich des Prinzen Betragen in das rechte Licht ſtellen. Obgleich ich oft genöthigt bin ſeine Sache zu verfechten, habe ich Ihnen gegenüber keinen Grund meine wahre Anſicht zu verhehlen, und ſage ſomit offen heraus daß ich ehrlich weder des Prinzen Benehmen noch das des franzöſiſchen Hofes zu rechtfertigen vermag, obgleich Letzteres leichter ſcheinen dürfte als das Erſtere. Frankreich iſt ohne Zweifel in ganz Europa der Staat, der es am meiſten in der Gewalt hat der königlichen Familie wieder zu ihrem Thron zu verhelfen. Iſt auch das gegenwärtige Miniſterium einem ſolchen Plane abgeneigt, ſo iſt's doch nicht leicht zu ſagen was ein künftiges thun wird. Deshalb ſcheint mir's unweiſe vom Prinzen mit einer ſolchen Macht zu brechen. Und vorausgeſetzt ſelbſt daß der Prinz der Anſicht iſt, die Franzoſen würden nie etwas zu ſeinen Gunſten thun, hätte er doch nicht auf ſolche Art mit ihnen brechen ſollen. Denn um ihn zu friedlichem Weggehn zu vermögen, hatte ihm der Hof nicht nur ein paſſendes Etabliſſement in Freiburg bereitet und von ſtaatswegen ein jährliches Einkommen aus-

ſetzen laſſen, ſondern auch für ſeine im Ausland befindlichen Anhänger geſorgt, denen die Rückkehr in die Heimath abgeſchnitten iſt. Aber weder die Befehle ſeines Vaters noch die Bitten ſeiner Freunde hatten irgendeinen Einfluß auf ihn. Er opferte Alles, und für was? Für den Beifall eines engliſchen Pöbelhaufens, der vielleicht nicht eine halbe Stunde währen wird. Andrerſeits iſt das Benehmen Frankreichs gewiß nicht zu rechtfertigen, dieſe gewaltſam ſchmachvolle Ausweiſung, während derſelbe Zweck durch Mittel zu erreichen geweſen wäre, die Niemanden hätten kränken können. Es giebt jetzt Keinen in Frankreich der nicht das Betragen des Hofes bitter tadelt und ſagt, nie ſei ihrer Nationalehre eine ſo tiefe Wunde beigebracht worden. Täglich erſcheinen Satiren gegen König und Miniſter, was hier eine ſehr ungewöhnliche Sache iſt.«

Am Pont de Beauvoiſin, der ſavoyiſchen Grenze, wurde der Gefangene in Freiheit geſetzt. Ein trauriges ausſichtsloſes Wanderleben folgte. Avignon, die päſtliche Stadt, war die nächſte Zuflucht. Am 28. Februar 1749 verſchwand er von dort plötzlich während einer Ballnacht: Niemand wußte weshalb und wohin. Es hieß der päpſtliche Hof, geſchreckt durch die Drohung eines Bombardements von Civitavecchia durch die Engländer, habe ihm durch den Legaten Vorſtellungen machen laſſen. Einige ſagten er ſei

nach Italien gegangen, Andere wollten ihn in Lyon auf dem Wege nach der Schweiz oder nach Lothringen gesehn haben. Der französische Staatssecretär Marquis de Puysieulx äußerte gegen den britischen Bevollmächtigten Oberst Joseph Yorke, ließe er sich wieder auf französischem Gebiet blicken, so würde er nicht zum zweitenmal durch ein Detachement der Maison du Roi geehrt, sondern durch die Maréchaussée ausgewiesen werden! Jahrelang war sein Aufenthalt unbekannt: seine Familie selbst wußte nicht wo er war, obgleich sie bisweilen Briefe von ihm erhielt, meist über Avignon. Man sprach von einer Reise nach Polen in mysteriöser Verkleidung, von einem Aufenthalt in Paris und in Venedig, und einer Reise durch Teutschland, ja von einem heimlichen Besuch in London im Jahre 1750, der zwei oder drei Jahre darauf wiederholt worden sein soll. Wie den in mancher Beziehung glänzenden und ruhmvollen Aufstand von 1745 im Waverley, hat Walter Scott die letzten Bemühungen der Jakobiten im Redgauntlet geschildert: ein melancholischer Contrast, hält man jene Zeit frischer Hoffnung und jugendlich kräftigen Eifers neben diese schwachen Reste ehemaliger Begeisterung für die nun rettungslos verlorne Sache. Für Schottland war es ein untergehendes Prinzip, eine langsam schwindende Genossenschaft. Mit Ausnahme dieser abenteuernden Wanderungen, von denen meist nur vage Nachrichten geblieben sind, lebte Carl Eduard gewöhnlich auf den Besitzungen des Herzogs von Bouillon, und die Jagd in den wilden Ardennen scheint seine Lieblings-

Beſchäftigung geweſen zu ſein, ſein Zeitvertreib in dieſen Tagen ſchwerertragener Unthätigkeit.

Seine Begleiterin war Jahre lang eine Frau, deren in mehr als einer Beziehung zweideutiger Ruf der Sache Carl Eduard's in der Meinung ſeiner eigenen Anhänger nicht wenig geſchadet hat. Clementina Walkinſhaw war die Tochter des Mannes, deſſen in der Geſchichte der Gefangenſchaft und Flucht der Prinzeſſin Sobieska gedacht worden iſt. Marie Clementine hielt aus Dankbarkeit dieſe Tochter über der Taufe. Dieſe kehrte nach der Heimath ihrer Familie zurück, wo Carl Eduard ſie im Jahre 1746 in Bannockburn während der Belagerung von Stirling kennen lernte. Damals knüpfte ſich jenes Verhältniß an, welches, obgleich durch des Prinzen unſtätes Leben oft unterbrochen, lange gewährt hat. Einige Zeit nach Carl Eduard's Rückkehr nach Frankreich folgte Miß Walkinſhaw ihm dahin. Sie begleitete ihn nach den Niederlanden und nach Teutſchland, und ſpäter wiederum nach Frankreich. Sie galt allgemein für ſeine angetraute Gemalin, führte ſeinen Namen, machte die Honneurs in ſeinem Hauſe. In Lüttich wurde im Jahre 1753 eine Tochter geboren, welche den Namen Charlotte Stuart erhielt. Im Verlauf dieſer Denkwürdigkeiten wird ſich Gelegenheit darbieten dieſer Tochter zu gedenken, welche der Troſt der letzten trüben Tage ihres Vaters ward.

Bevor wir aber von der thätigen, und ungeachtet alles Unglücks glorreichen Thätigkeit des Prätendenten und den Schauplätzen derſelben Abſchied nehmen, muß des Ein-

drucks und der Erinnerung gedacht werden, die er in dem Lande seiner Väter zurückließ. Es kann nicht besser geschehn als mit den Worten, in denen der neueste Geschichtschreiber Schottlands in dem Zeitraum, der mit der Vertreibung der Stuarts beginnt und mit der blutig-grausamen »Beruhigung« des Landes durch den »Schlächter« Cumberland und die gemäßigteren Maßregeln der Regierung endigt, die Stimmung in Betreff Carl Eduard's schildert. Das Land, obgleich furchtbar zerfleischt und zertreten, war mit Ehren hervorgegangen aus dem Kampf. »Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.« Fünf Monate lang hatten Hunderte, zum Theil die ärmsten Leute, um des Prinzen Wanderungen und Versteck gewußt, und es war Keinem eingefallen den Preis von fünfzigtausend Pfund zu erwerben, den die Regierung auf seinen Kopf gesetzt hatte. »Seit dem endlichen Unterliegen der Sache der Stuarts, sagt John Hill Burton, wurde Carl Eduard eine Art Idol der Fantasie Solcher, deren religiöse und politische Ueberzeugungen sie genöthigt haben würden gegen ihn zu stimmen, wäre sein Recht der Nachfolge einer deliberirenden Versammlung vorgelegt worden. Ein idealer Jakobitismus entstand und zählte manche Anhänger unter denen, die sich nicht nach der Restauration der Stuarts sehnten. Die Anhänglichkeit der alten wahren Jakobiten-Familien war jedoch etwas ganz Anderes. Sie war mehr Religion als Politik. Sie verband sich so mit ihrem Fühlen und Denken, daß ihre Nachkommen Ton und Richtung geerbt haben

nachdem jeder materielle Anhalt einer Jakobitiſchen Sache längſt geſchwunden iſt. Eine Art Reliquiendienſt wurde Allem gewidmet was ſich auf des Prinzen Perſon, auf die Orte wo er ſich verborgen gehalten, auf ſeine Kleidung bezog. Und wer nichts Materielles aufzuweiſen hatte, ließ für ſeine Nachkommen Aufzeichnungen zurück, welche Tag und Stunde des Zuſammentreffens mit Carl Eduard, oder Anderes was zu ihm in irgendeiner Beziehung ſtand, bezeichneten.«

Während Carl Eduard ſo viele Wechſelfälle, ſo viele bittere Täuſchungen, ſo vielen Kummer aller Art erlebte, und raſtlos von einem Land zum andern ſich umhertrieb, vom Geſchick beſtimmt auch dann keine Ruhe zu finden als er in den Hafen eingelaufen zu ſein wähnte, hatte der Lebenslauf ſeines Bruders eine ganz verſchiedene Richtung genommen.

Der Herzog von York war nach Paris geeilt als die Nachrichten von dem Unglück und den Gefahren ſeines Bruders zu der Familie gelangten. Von Morlaix aus ſchrieb dieſer ihm ſogleich nach ſeiner Landung — er ſandte ihm zwei Zeilen an ihren Vater, »um nur eben zu zeigen daß ich lebend und in Sicherheit bin, obgleich nicht wenig ermüdet.« Zugleich trug er ihm auf an König Ludwig zu ſchreiben, ihm ſein baldiges Eintreffen zu melden. Einige Tage darauf berichtete Prinz Heinrich dem Vater über das

Zuſammentreffen. »Ich hatte die Seligkeit meinem liebſten Bruder zu begegnen. Im erſten Moment erkannte er mich nicht, ich aber erkannte ihn wohl — er iſt gar nicht verändert, nur etwas breiter und ſtärker geworden, was unbegreiflich nach all den Mühſeligkeiten die er überſtanden hat. Eure Majeſtät mögen ſich, beſſer als ich zu ſchildern vermag, die Zärtlichkeit unſeres Wiederſehens vorſtellen. Ich glaube aber auch die Welt kann einen ſo gütigen und liebevollen Bruder wie er iſt nicht wieder aufweiſen. Mein Bemühen wird keinen andern Zweck haben als ſo großer Güte mich würdig zu zeigen.« Dennoch ſcheint bald Meinungsverſchiedenheit das Verhältniß der Brüder getrübt zu haben. Carl Eduard war von manchen Leuten umgeben, die ſo ſeinem Vater wie Heinrich des Vertrauens unwürdig erſcheinen mogten, das er, in ſeinem aufgeregten Zuſtande, ihnen ſchenkte. »Ich zweifle im Ernſte nicht — ſchreibt er im Januar 1747 — an der Ehrlichkeit der Perſonen meiner Umgebung, ob ſie gleich nicht alle Talente der Welt haben mögen. Ich finde heutzutage ehrliche Leute ſo ſelten, daß ich mich nur höchſt ungerne von ſolchen trennen würde, die mir Beweiſe ihrer Geſinnung gegeben haben, falls nicht Eure Majeſtät mir es befehlen, oder ich mich von Einem derſelben ſelbſt in der größten Kleinigkeit getäuſcht finde. Dennoch habe ich meinem lieben Bruder angeboten, irgendwelchen oder Alle zu entlaſſen gegen die er Abneigung ſpürt. Er hat mich verſichert er habe gegen Niemand Abneigung und verlange ſolches nicht von mir,

aber er öffnet mir nicht ſein Herz und ich ſehe daß er traurig iſt, was von ſchlimmen Einflüſterungen wider mich herrühren muß. Bei alledem bin ich überzeugt daß er mich zärtlich liebt, und dies iſt der Grund meiner Betrübniß. Gott der Allmächtige ſende uns beſſere Tage.«

Die Reiſe nach Spanien ſcheint gegen Heinrich's Anſicht unternommen worden zu ſein. Von Avignon aus ſchrieb ihm Carl Eduard: bei allen Banden brüderlicher Liebe beſchwor er ihn Paris nicht zu verlaſſen. Die Bitte war vergeblich: Heinrich kehrte nach Rom zurück ohne ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Im Juni deſſelben Jahres erhielt der ältere Bruder folgendes Schreiben des in Albano weilenden Vaters.

»Ich weiß nicht ob es dich in Verwunderung ſetzen wird, mein liebſter Carluccio, zu vernehmen daß dein Bruder am 1ſten nächſten Monats zum Cardinal ernannt werden wird. Der Ordnung nach hätte deine Meinung eingeholt werden ſollen bevor ein Entſchluß dieſer Art gefaßt wurde: da aber der Herzog und ich feſt entſchloſſen waren, und wir vorausſahn du würdeſt Einwendungen machen, ſo glaubten wir mehr Rückſicht gegen dich zu üben und dir einen Gefallen zu erzeigen, indem wir es ſo einrichteten daß die Sache geſchehn ſein muß, bevor deine Antwort hier ſein kann, ſo daß es immer in deiner Macht ſteht zu ſagen, es ſei ohne dein Vorwiſſen und deine Einwilligung geſchehn. Es iſt wahr, ich erwartete den Herzog nicht ſo bald hier zu ſehn, während ſeine kindliche Zuneigung ſeine Reiſe

beſchleunigte. Ich fand dann in der Unterredung mit ihm daß der Wunſch, frei und ausführlich über ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande mit mir zu reden, der Hauptanlaß geweſen war. Er hatte aus dieſer Neigung lange ein Geheimniß gemacht, zweifelsohne in der Abſicht, dir inmitten der jüngſten Verwicklungen von Nutzen ſein zu können. Die Sache iſt jedoch nun anders, und da ich von der Aufrichtigkeit und Feſtigkeit ſeines Berufs vollkommen überzeugt bin, würde ich dem Willen Gottes und meinem Gewiſſen zuwider handeln, wollte ich ihm in einer ihn ſo nahe berührenden Angelegenheit Zwang anthun. Der Grundſatz, nach welchem ich ſtets gehandelt und in welchem ich dich erzogen habe, in religiöſen Dingen Andern volle Freiheit zu laſſen, hat mich auch im gegenwärtigen Falle geleitet, indem es widerſinnig ſein würde, wäre ein König Vater ſeines Volkes und Tyrann ſeiner Kinder. Ich will dir aber nicht verhehlen, mein liebſter Carluccio, daß nicht blos Gewiſſensgründe und Billigkeits-Rückſichten mich beſtimmt haben, und daß, wenn ich Alles überlege was Jahre lang in Bezug auf den Herzog vorgegangen iſt, ich Alles aufgewandt haben würde ihn zur Wahl dieſes Standes zu beſtimmen, hätte ihm dieſer klare Beruf gefehlt. Wenngleich die Vorſehung dich zum ältern Bruder machte, iſt er doch ebenſo mein Sohn wie du und hat gleichen Anſpruch auf meine väterliche Liebe und Fürſorge, ſo daß ich beider gegen ihn zu ermangeln geglaubt haben würde, hätte ich nicht Alles was in meiner Macht ſtand gethan, ihm jene

Ruhe und Glückſeligkeit zu ſichern, die er nach meinem Dafürhalten in keinem andern Stande gefunden haben würde. Du wirſt mich verſtehn ohne daß ich bei einem peinlichen Gegenſtande zu verweilen brauche, und du kannſt nicht darüber klagen daß ich dich der künftigen Dienſte des Herzogs beraube, da du dir wol ſagen mußt, daß er dir in den Dingen der Welt doch von keinem Nutzen mehr hätte ſein können. Doch laß uns vorwärts nicht rückwärts ſchaun. Der Entſchluß ſteht feſt und iſt zur Thatſache geworden ehe deine Antwort eintreffen kann. Paßt es dir zu erklären, du habeſt nicht darum gewußt und ſeiſt nicht damit einverſtanden, ſo werde ich dir dies nicht im geringſten verdenken. Aber, um des Herrn willen, mache nicht einen Schritt, welcher für den Reſt unſerer Tage Einigkeit und Frieden zwiſchen uns ſichern ſoll, zum Anlaß von Aufſehn und Aergerniß: mehr als wir würdeſt Du darunter leiden. Die Liebe des Sohns und Bruders wird dich den rechten Weg finden laſſen. Dein Stillſchweigen gegen deinen Bruder, und deine Aeußerungen ſeit ſeiner Abreiſe aus Paris würden dir, wären ſie bekannt, zu geringer Ehre gereichen: dein Bruder verdient nicht dieſe Kränkung, welche übrigens ſeine Geſinnung gegen dich nicht ändert. Er fügt einige Zeilen an dich bei, aber ich habe ihm verboten auf Einzelnes einzugehn, da es nach dem Inhalt gegenwärtigen Schreibens für euch beide doch unnütz ſein würde.

»Du mußt dir ſelber ſagen daß ich bei manchen Anläſſen Grund zur Klage über dich gehabt, und dir gegen-

über vielmehr wie ein Sohn denn als Vater gehandelt habe. Aber ich verſichere dich, mein geliebtes Kind, Nichts hat einen Stachel in mir gelaſſen, und ich vergebe dir alles Misvergnügen das du mir bereitet um ſo herzlicher und aufrichtiger, da ich überzeugt bin daß es nicht deine Abſicht war mich zu kränken, und daß du mir künftig nur Freude machen wirſt, indem ich nichts als perſönliche Zuneigung zu mir und deinem Bruder von dir verlange. Diejenigen, welche aus ſelbſtſüchtigen Zwecken uns deinen Intereſſen zu entfremden geſucht, haben ihren Zweck erreicht. Wir ſind zufrieden und Du bleibſt dein eigner Herr. So ſehe ich keinen fernern Anlaß zum Hader, noch irgendein Hinderniß künftigen Einverſtändniſſes und Friedens. Gott ſegne meinen liebſten Carluccio den ich zärtlich umarme.«

Am 3. Juli proclamirte Papſt Benedict XIV Heinrich Benedict Stuart Herzog von York als Cardinal-Diacon der römiſchen Kirche.

Carl Eduard täuſchte ſich nicht. Der Schritt des Vaters und Bruders gab den Hoffnungen der Familie den Todesſtoß. Wie ein Schiffbrüchiger mogte er noch dann und wann eine Planke zu erhaſchen ſuchen, mogte noch ausharren in dumpfem Hinbrüten, oder ſich über das Troſtloſe der Zukunft Illuſionen machen im Taumel des Moments, deſſen Bitterkeit er zu manchen Zeiten durch ſeiner nicht würdige Mittel zu vergeſſen ſuchte. Doch es war aus mit ihm und ſeiner Sache. »Ich wünſchte, ſchrieb er einem ſeiner Anhänger nach dem Empfang der Nachricht der Car-

dinals-Creirung, ich hätte Euch andere Aufträge zu geben und wäre ich in beſſerer Stimmung. Aber zu meinem Unglück bedrängen mich ſo Freunde wie Feinde — Gott verzeih' letztern. Ich habe nicht die Kraft mehr zu ſagen.«

Betrachtet man aber heute, mehr denn ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des letzten Stuart, den Gang der Ereigniſſe und das trübe Geſchick ſo mancher entthronten Herrſcherfamilien, ſo erkennt man die Haud Gottes in dem Looſe das dem jüngſten Sprößlinge eines Geſchlechtes zu Theil ward, welches mehr als irgendein anderes Königshaus von immer wiederholten Schlägen des Unglücks getroffen wurde. Nach ſtürmiſchen Jahrhunderten weltlichen Treibens warf die ſtille aber hehre Majeſtät der Kirche einen milden verſöhnenden Glanz, gleich dem der untergehenden Sonne, auf den Scheidetag.

Der Cardinal Herzog von York ſah mehre Jahrzehnte hindurch ein von äußern Ereigniſſen wenig berührtes Leben dahinfließen, das Daſein eines Kirchenfürſten, welches ſich auf den engen Kreis der Angelegenheiten ſeines Standes und ſeiner Umgebung beſchränkt, ohne berührt zu werden von den großen politiſchen Intereſſen in ihrem Zuſammenhange mit denen der Kirche. Dies ſtimmte am beſten zu ſeinem Karakter, ſeinem Temperament, ſeinen Neigungen, ſeinen Fähigkeiten. So jung er war als ihm der Purpur ertheilt wurde — nur zweiundzwanzigjährig — ſo täuſchten er und ſein Vater ſich doch nicht über ſeinen Beruf. Er war fromm, nicht glänzend ohne beſchränkt zu ſein, milde,

ruhig, gütig. Er hielt auf ſeine Geburt und Stellung, war voll edlen Anſtands wie der Prätendent, ſplendid und gaſtfrei. So lange Jakob III lebte war er viel in deſſen Geſellſchaft, namentlich während der Villeggiaturzeit. Sein Palaſt war mit jener ernſten Pracht eingerichtet, die man heute, wo das Einkommen der meiſten in Rom lebenden Cardinäle, von denen nur einzelne noch großen Familien angehören, zu einem ſehr mäßigen herabgeſunken iſt, gewöhnlich nur noch in ihren Spuren wiederfindet. Der bekannte Aſtronom Lalande, deſſen Reiſe durch Italien um die Mitte der Sechziger Jahre einſt ein vielgeleſenes Buch war, nennt den Cardinal von York als den Einzigen, welcher regelmäßig größere Tafel gehalten habe. Obgleich kein Gelehrter, war er vielſeitig gebildet und nahm Antheil an den Erſcheinungen in Wiſſenſchaften und Literatur. Seiner Liberalität namentlich verdankte der talentvolle Angelo Fabroni, aus Marradi im toscaniſchen Berglande gebürtig und in Rom ſtudirend, die Mittel zum Betreten der glänzenden literariſchen Laufbahn, auf welcher er mehr als irgend ein anderer italieniſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts für die Geſchichte der geiſtigen Beſtrebungen ſeiner Heimath von Dante's Tagen an bis auf die Neuzeit geleiſtet hat.

Am 19. October 1758 weihte Papſt Clemens XIII Heinrich Stuart zum Erzbiſchof von Corinth in partibus. Die Ceremonie fand in der Apoſtelkirche ſtatt, wo der Papſt ſelbſt fünfzehn Jahre früher znm Biſchof von Padua

conſacrirt worden war. Nach derſelben verſammelte ſich das heilige Collegium im Vatican, in der Sala ducale, zu einem feierlichen Gaſtmal, deſſen ausführliche Beſchreibung, als einer großen Seltenheit, in den Tageblättern der Zeit zu leſen iſt, welche unter andern Details zu erwähnen nicht vergeſſen, daß der Papſt, welcher, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, unter dem Thronhimmel allein ſpeiſte, der anſtoßenden Tafel der Cardinäle von der ſeinigen eine Schüſſel mit einem Stör und eine andere mit Faſanen ſandte. Am 13. Juli 1761 weihte derſelbe Papſt ihn zum Suburbicar-Biſchofe von Frascati, ein Bisthum das er zweiundvierzig Jahre lang verwaltet hat, bis er Decan des heiligen Collegiums und Biſchof von Oſtia und Velletri wurde. Die Zuneigung die er zu den Tusculaniſchen Hügeln faßte und die er mit ſo manchen Kirchenfürſten theilte, mit Guillaume d'Eſtouteville Erzbiſchof von Rouen, mit Giuliano della Rovere welcher der benachbarten Abtei von Grottaferrata ihre heutige feſtungsähnliche Geſtalt gab, mit Mark Sittich von Hohenems welcher das prächtige Mondragone baute, mit Pietro Aldobrandini, Scipio Borgheſe, Ceſare Baronio und vielen andern, in unſern Tagen mit Bartolommeo Pacca, dem ſtandhaften Genoſſen und treuen Hiſtoriografen der Gefangenſchaft Pius' VII, und dem vormaligen Kapuzinergeneral Micara — dieſe Zuneigung endigte nur mit ſeinem Leben, und kam ſeiner Kirche wie dem Orte und ſeiner Umgebung vielfach zu gute. Schon im Spätherbſt 1744, nach Carl Eduard's Abreiſe,

hatte er mit seinem Vater mehre Tage in dem oberhalb Frascati schön gelegenen Camaldulenser-Kloster zugebracht, wo der gelehrte Cardinal Dominico Passionei sich eine mit Anticaglien, Kunstsachen und Büchern geschmückte Einsiedelei angelegt hatte, die zu ihrer Zeit berühmt leider in spätern Jahren zerstört worden ist. Am Casino Barigioni erwähnt eine Inschrift dieses Besuchs des Prätendenten und seines Sohnes.

Jetzt wurden diese anmuthigen blühenden Hügel, mit ihren zum Theil großartig schönen Villen, deren prächtige Vegetation durch den Wasserreichthum belebt und gekräftigt wird, Lieblingsaufenthalt des Cardinals von York. Der bischöfliche Palast, nicht ferne von dem Eingange des Städtchens gelegen, der die Stelle eines früheren Orsinischen Castells einnimmt welchem im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts der schon genannte bauluſtige Cardinal d'Estouteville eine neue Gestalt gab, wurde zu seiner Zeit umgebaut und verschönert; die Bibliothek des Seminars wurde durch seine Liberalität beinahe neugeschaffen. Für dies Seminar kaufte er eine Vigne, auf der südwestlichen letzten Abdachung der Hügel, wo einst die Luculliſche Villa stand, von welcher man daselbst noch große Reste sieht, heute unterirdische Theile eines mächtigen Erdgeschosses, die gewöhnlich Le Grotte del Seminario heißen. In der Kathedrale, welcher er reiche Geschenke machte, hielt er in den Jahren 1764 und 1777 bischöfliche Synoden, und weihte daselbst 1794 Annibal della Genga, welcher unter

dem Namen Leo XII den päpſtlichen Stuhl beſtieg, zum Erzbiſchof von Tinos in partibus. Das Paſſioniſten-Kloſter auf dem Monte Cavo ließ er im Jahre 1783 nebſt der Kirche umbauen. Leider gingen dabei die letzten Trümmer des Tempels des Jupiter Latialis zu Grunde, welcher auf dieſer Spitze der Albanerhügel, von der Triumfalſtraße erreichbar, ragte, von wo das Auge eines der ſchönſten und, hiſtoriſchem Intereſſe nach, wol das denkwürdigſte Panorama der Welt umfaßt, die Ebene Latiums, das Volsker- und Etruskerland, die Gebirge der Sabiner, der Herniker und Aequer, und Meer und Wälder und Seen, Schauplatz der erſten Entwicklung römiſcher Macht; ein Anblick, an Ausdehnung, nicht aber an weltgeſchichtlichem Intereſſe noch an Schönheit erreicht von jenem, welchen das Mutterkloſter des Paſſioniſten-Ordens gewährt, das von der Höhe des Monte Argentaro, des rieſigen inſelartigen Vorgebirges der etruskiſchen Küſte, über die weite wilde Maremma und das Tyrrhenermeer mit ſeinen Inſeln ſchaut.

Ungeachtet der Wohlthaten aller Art, welche der Cardinal-Herzog Frascati und der Umgebung erwies, ſoll er dort, ſeiner übermäßigen Strenge und Unduldſamkeit wegen, nicht beliebt geweſen ſein, wenn man den Denkwürdigkeiten eines Mailänders, des Grafen Giuſeppe Gorani, trauen darf, die freilich eine unlautere Quelle ſind. Seine Abneigung gegen die unſchuldigſten Volksvergnügungen ſoll ihn namentlich bei den untern Claſſen unpopulär gemacht haben:

wäre es nach ſeinem Sinn gegangen, heißt es, ſo hätten Alle ihr Leben in der Kirche zugebracht, und ganz Frascati wäre ein Kloſter geworden.

Mehrmals wurde der Cardinal in ſeinem Frascataner Palaſte von den Päpſten beſucht. Am 1. October 1765 empfing er dort Clemens XIII, welcher von Caſtel Gandolfo ſich dahin begeben hatte. Von allen Päpſten, während deren Regierungszeit Heinrich Stuart lebte, war Rezzonico ihm am meiſten geneigt, während der heitere Lambertini, den er einmal an einem Tage, wo viele Geſchäfte abzumachen waren, anderthalb Stunden lang aufgehalten, lachend geäußert haben ſoll, er wundere ſich nicht darüber daß die Engländer dies langweilige Geſchlecht verjagt hätten. Das Gaſtmal fand in der Aldobrandiniſchen Villa ſtatt, die ihren Namen des Belvedere mit vollem Rechte führt, und wo der Hemicyclus des ſchönen, von mächtigen Platanen beſchatteten Hofraums, welcher den Anblick des in prächtiger Cascade zwiſchen immergrünen Eichen herabſtrömenden Waſſers des hohen Algidus gewährt, an die Thaten und Verdienſte des Erbauers erinnert, jenes Cardinals Pietro Aldobrandini, welcher für ſeinen Ohm Papſt Clemens VIII das Eſtenſiſche Herzogthum Ferrara einnahm und verwaltete.

Nicht immer jedoch verweilte der Cardinal von York in Rom und ſeiner Umgebung. Zu wiederholten Malen beſuchte er die wenige Millien von Piſa am Abhange des Berges von San Giuliano gelegenen Bäder, welche damals mehr denn jetzt zahlreiche und vornehme Gäſte anzogen,

nachdem, unter der Regierung des Großherzogs-Kaiſers Franz, der Präſident der toscaniſchen Regentſchaft Graf Emanuel von Richecourt die anſehnlichen Bauten hatte aufführen laſſen, denen ſodann mehre von Privatleuten errichtete Gebäude und die von dem Erzbiſchof Monſignor Francesco aus dem berühmten Geſchlecht der Grafen Guidi dem heil. Franciscus gewidmete Kirche ſich zugeſellten. Im Sommer 1764 brauchte Heinrich Stuart zum andernmal die piſaner Bäder. Er bewohnte damals wie früher die am weſtlichen Abhang des Berges in unmittelbarer Nähe des Dörfchens Pugnano gelegene Villa der Familie Dal Borgo, deren Haupt der verdiente Rechtsgelehrte Flaminio dal Borgo war, Verfaſſer der Abhandlungen über die Geſchichte Piſas, namentlich zur Zeit der heftigen Parteikämpfe, welche dieſe einſt ſo große, reiche und mächtige Handels-Republik endlich unter florentiniſche Herrſchaft brachten, nebſt ihrem wohlgewählten Urkundenſchatz heute noch, innerhalb der Grenzen ihrer Aufgabe, das brauchbarſte Werk über dieſe an Talent und Energie ebenſo reichen wie in ihren politiſchen Ergebniſſen unglückſeligen Jahrhunderte toscaniſcher Geſchichte. Die Brüder Flaminio und Pio dal Borgo waren in ihrer Jugend nach Rom geſandt worden, ihre juriſtiſchen Studien zu vollenden, und hatten dort die Stuarts kennen gelernt. Daher das Anerbieten der Villa, die nicht ferne von Ripafratta, wo der Serchio durch den maleriſchen Engpaß ſtrömt, in ſchönſter Lage heute noch das von Pompeo Battoni gemalte Bildniß des Cardinals von York

und andere Erinnerungen an den vornehmen Gaſt bewahrt, der mit der Familie in freundſchaftlichem Briefwechſel blieb.

Piſa und ſeine Bäder waren beſtimmt, in ſpäteren Jahren auch dem ältern Bruder des Cardinals mehrmals zum Aufenthalt zu dienen.

Wir verließen Carl Eduard in den ſüdlichen Niederlanden. Gegen 1760 wohnte er meiſt auf einem Landhauſe im Lüttichſchen, nicht ferne von einem Jagdſchloß des Fürſtbiſchofs, damals Johann Theodor Herzog von Baiern. Aber er war von dort häufig abweſend, meiſt in Bouillon, während des Carnevals in Paris, zeitweilig auch in Baſel, ſtets unter angenommenem Namen. Die Nachrichten über ihn waren ſehr ſpärlich: ſelbſt die aufmerkſamen engliſchen Diplomaten vermogten nur Weniges und Ungewiſſes zu melden. Schon 1752 hatte ſich das Gerücht verbreitet, er habe von Confeſſion gewechſelt, doch hat ſich dies nachmals nicht beſtätigt. Miß Walkinſhaw und ihre Tochter waren ſtets bei ihm. Seine Anhänger in England ſahn dies Verhältniß ſehr ungern, ſowol weil es ihn abhielt eine Ehe zu ſchließen, was noch von Vielen gewünſcht wurde, wie weil man in die Begleiterin des Prinzen ſehr geringes Vertrauen ſetzte. Eine Schweſter derſelben war Kammerfrau der verwitweten Prinzeſſin von Wales, Auguſte von Sachſen-Gotha, und es hieß daß auf dieſem Wege manche Geheimniſſe der Jakobiten der engliſchen

Regierung bekannt wurden. Ein Irländer, Namens Macnamara, ward deshalb zu Carl Eduard mit dem Auftrage geſandt, die Entfernung der Genannten zuwege zu bringen. Der Prinz erklärte, er empfinde keine heftige Leidenſchaft für Miß Walkinſhaw und würde ohne großes Widerſtreben zu deren Abreiſe ſeine Zuſtimmung geben; aber er könne es Niemandem auf der Welt geſtatten ſich in ſeine perſönlichen Angelegenheiten zu miſchen. Als der Abgeſandte ſeinen Antrag unter Vorbringung neuer Gründe wiederholte, blieb Carl Eduard bei ſeiner Weigerung: ſeine Ehre ſchien ihm dabei betheiligt, daß Niemand, von ſeiner bedrängten Lage Vortheil ziehend, ihn zu nöthigen ſich die Miene geben ſollte. Er wolle lieber ſeine Sache vollends zu Grunde gehn ſehn als ſeiner Würde das Geringſte vergeben. Macnamara ſoll ihn mit den Worten verlaſſen haben: Was kann Ihre Familie verſchuldet haben, den Zorn des Himmels ſo manche Jahrhunderte hindurch auf die Häupter ihrer Mitglieder herabzurufen?

Was den Vorſtellungen der Parteigenoſſen nicht gelang, erfolgte in andrer Weiſe. Sei es daß, wie amtliche Berichte engliſcher Diplomaten melden, ſchlechte Behandlung der Anlaß war, ſei es daß Mißhelligkeiten wegen der Erziehung der Tochter, welche die Mutter einem pariſer Kloſter anzuvertrauen wünſchte, zum Entſchluß führten; am 22. Juli 1760 verließ Miß Walkinſhaw Bouillon und ging nach Paris. Der Prinz, damals wie es ſcheint abweſend, gerieth in die äußerſte Aufregung. Er wandte ſich an Ludwig XV,

er verſuchte ſeine Vaterrechte geltend zu machen: Alles vergeblich. Miß Walkinſhaw ſtellte ſich und ihre Tochter unter franzöſiſchen Schutz; ſie machte die Einwilligung Jakob's III zu ihrem Entſchluß geltend, ſie intereſſirte den trefflichen Erzbiſchof von Paris, Chriſtophe de Beaumont, für das Schickſal ihres Kindes. Ein Jahrgehalt, welches der Chevalier de St. George Beiden ausſetzte, ſicherte ihnen eine bequeme Exiſtenz.

Das Ereigniß ſcheint auf Carl Eduard einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Wir ſahn wie, nach ſeiner Rückkehr aus Schottland, Widerwärtigkeiten und Unglück ihn nur reizten, und die Hartnäckigkeit ſeines Karakters mehrend ſeinem Verſtande wie ſeinem Herzen Abbruch thaten, während ſie ſeinem Selbſtgefühl eine krankhafte Stimmung gaben. So war es auch jetzt. Die Einſamkeit war ihm unerträglich. Tiefer Mismuth bemächte ſich ſeiner. Ein Zeugniß ſeiner Seelenſtimmung ſind die Worte die er um jene Zeit auf ein Blatt ſchrieb: De vivre et pas vivre est beaucoup plus que de mourir. War ſeine Lebensweiſe ſchon von der Zeit des Mislingens ſeiner Pläne an ſehr unregelmäßig geweſen, ſo ſuchte er jetzt Vergeſſen wenn auch nur auf Augenblicke. »Ich vernehme, ſchrieb im Frühling 1761 der britiſche Geſandte in Paris, H. Stanley, daß der Sohn des Prätendenten ſchon morgens früh ſtark trinkt und ſeine Leute ihn Abends bewußtlos zu Bette bringen. Selbſt die Ausgewanderten haben nur noch eine geringe Meinung von ihm.« In der That

ſagten ſich gerade um dieſe Zeit eine Menge Jakobiten von der Sache der Stuarts los, und machten ihren Frieden mit der engliſchen Regierung. In der Umgebung des Chevalier de St. George aber wurde es einmal als eine ungewohnte Ausnahme bemerkt, daß die Nachrichten vom Prinzen mehre Wochen lang von keinen Exceſſen meldeten. Zu ſeinem Vater und Bruder ſtand Carl Eduard in nur ſpärlicher Beziehung, und um 1760—1761 vergingen anderthalb Jahre ohne ein einziges Schreiben des Prinzen an den Chevalier. Dieſer hatte ihm das Einkommen von ſeinen in Frankreich angelegten Fonds abgetreten; die Leute aber mit denen er gewöhnlich umging, das Leben welches er führte, die Projekte mit denen er fortwährend ſich beſchäftigt zu haben ſcheint, fanden bei den Seinigen geringe Billigung. Bisweilen waren dieſe längere Zeit hindurch in völliger Ungewißheit ſelbſt über den Aufenthalt des Prinzen.

Das Leben an dem kleinen exilirten Hofe in Rom war traurig genug. Eine Art Ceremoniell wurde immer beobachtet, und der päpſtliche Hof ging in dieſer Beziehung mit einem Beiſpiel voraus das aber von der hohen Geſellſchaft immer weniger befolgt wurde. Etwa vierzig Perſonen bildeten den Hofſtaat und Haushalt, meiſt Italiener, einige Engländer. Die pecuniäre Lage, mehr und mehr beengt ſeit der Verwendung bedeutender Erſparniſſe und ſonſtiger Hülfsmittel für den unglücklichen Feldzug von 1745, war um ſo drückender, da man von gewiſſen Formen und Aeußerlichkeiten nicht abſehn zu können glaubte,

und da ſo manche ins Elend gerathene Treuen auf Unterſtützung Anſpruch hatten.

Jakob III hatte ſehr gealtert. Seine hagere ziemlich ungeſchickte Figur und ſein melancholiſches Ausſehn thaten im äußern Leben ſeiner Höflichkeit und Gutmüthigkeit Abbruch. Man achtete wenig auf ihn, wenn er, gewöhnlich mit drei Caroſſen, durch die Straßen der Stadt fuhr. Seine Geſundheit begann gegen das Jahr 1760 ernſtlicher Beſorgniß Raum zu geben. Erkältungsfieber und Schwäche hielten ihn einmal zwei Monate lang ans Lager gefeſſelt. Dann erholte er ſich wieder, aber vom Spätherbſt 1763 an konnte er das Zimmer nicht mehr verlaſſen. Als ſein Zuſtand ſehr bedenklich ward äußerte ſein Sohn die Abſicht nach Rom zu kommen, doch nur vorübergehend, wegen des nicht beigelegten Zwieſpalts mit ſeinem Bruder. Die Schwäche des Chevaliers war im Zunehmen. Ein Magenleiden zog ihm häufige Ohnmachten zu, und er konnte nur noch wenig Leute ſehn. Schon ſeit dem Herbſt 1760 hatte er ſich gar nicht mehr um politiſche und ebenſowenig um häusliche Geſchäfte gekümmert, die er dem Cardinal und John Graham, ſogenanntem Lord Alford, überließ, der den Titel ſeines Staats-Secretärs führte, Titel und Amt welche im Hauſe der Heimathloſen alle wirkliche Hoffnung der Reſtauration überlebt hatten, während die Beziehungen zu England und namentlich zu Schottland ſich auf vereinzelte Correſpondenz und Kenntnißnahme von bedeutungsloſen Intriguen beſchränkten. Zu Ende des Win-

ters 1765 war der Prätendent in Folge von wechſelfieberartigen Anfällen und gänzlichem Mangel an Eßluſt zu einem Schatten abgemagert, und ſo ſchwach daß man niemand zu ihm ließ, wenn es nicht durchaus nothwendig war.

Bei dieſem Stand der Dinge, beſchloß Carl Eduard ſich nach Rom zu begeben.

Am 3. October ſchrieb er von Bouillon aus an Heinrich Benedict. »Mein lieber Bruder, heißt es in dieſem Briefe, befände ſich der König unſer Vater nicht ſeit lange ſchon, in Folge von Alter und Krankheiten, in einem ſo traurigen Zuſtande daß er keine Briefe mehr zu erhalten im Stande iſt, ſo würde ich ihn gebeten haben, Sr. Heiligkeit den Ausdruck meiner tiefſten Ehrfurcht darzubringen. Jetzt aber werde ich Dir verpflichtet ſein wenn Du in dieſer Beziehung mein Dollmetſcher ſein und in meinem Namen um die Fortdauer jener Aufmerkſamkeiten bitten willſt, die der heilige Vater und ſeine Vorgänger, einer nach dem andern, unſerer Familie erzeigt haben. Im Fall wir das Unglück haben ſollten den König unſern Vater zu verlieren, bevor meine Geſchäfte mir erlauben mich nach Italien zu begeben, hoffe ich daß Se. Heiligkeit Befehl geben wird, auf daß die Dinge auf demſelben Fuße bleiben wie jetzt, damit ich mit der Würde auftreten kann die mein Rang erheiſcht. Ich ertheile Dir alle Vollmachten die Schritte zu thun die Du zu dieſem Zweck nöthig erachteſt: ich werde ſie mit Freuden ratifiziren, während

ich in die Denkungsart Sr. Heiligkeit nicht den geringsten Zweifel setze.«

Der Cardinal von York that das Mögliche den Wünschen des Bruders zu genügen, das heißt das Versprechen der Anerkennung des Königstitels nach dem Ableben Jakob's III zu erlangen. Am 25. October hatte er in Castel Gandolfo eine Audienz beim Papste, welchem er Carl Eduard's Schreiben vorlegte. Clemens XIII war dem Cardinal persönlich sehr geneigt, aber die Sache kam ihm doch zu bedenklich vor. Er ließ den Cardinal Giovan Francesco Albani zu sich bescheiden, und dieser mußte am 28. desselben Monats Heinrich Benedict mittheilen: der Papst sei von Zuneigung und väterlichem Wohlwollen gegen die Familie Stuart erfüllt, werde sich glücklich schätzen den Prinzen von Wales (Carl Eduard) in seinen Staaten zu sehn und ihm alle Beweise der Zuneigung gewähren, nach dem Beispiel seiner glorreichen Vorgänger. Zugleich schrieb Albani seinem Collegen vertraulich, der Papst halte es nicht für passend in Betreff der Zukunft etwas festzusetzen und Bestimmungen über eine Sache zu treffen, deren Entscheidung seinem Nachfolger anheimfallen könnte. Inwiefern Cardinal Albani in seinen Freundschaftsbezeugungen gegen die Stuarts aufrichtig war, darf man dahingestellt sein lassen wenn man findet, daß er am 6. November dem englischen Gesandten in Florenz meldete, der ältere Sohn des Prätendenten wolle nach Rom kommen und verlange die Fortdauer der bisherigen Pension seines

Vaters und nach deſſen Tode Anerkennung der königlichen Würde in ſeiner Perſon. Der Papſt habe ihm antworten laſſen, er werde ihn mit den ſeinem Rang gebührenden Ehren empfangen und er könne auf die Penſion rechnen die ſchon für ſeinen Bruder den Cardinal beſtimmt worden ſei: was indeß die königliche Würde betreffe, ſo könne und werde er ſie nicht anerkennen ſondern ſich nach dem Beiſpiel anderer Souveräne richten. Was man vom Karakter Giovan Francesco Albani's weiß, will man auch jenen pasquillartigen Schilderungen zahlreicher Mitglieder des Cardinalats keinen Glauben beimeſſen deren es aus dem vorigen Jahrhundert unzählige giebt, erklärt vollkommen dieſen Zug des Mannes welcher, ein ſeltener Fall, beinahe dreißig Jahre lang Dekan des heiligen Collegiums war.

Eine im Namen der Stuartſchen Familie aufgeſetzte Denkſchrift wahrt deren Anſprüche gegenüber dem heiligen Stuhl. Die Tractate Frankreichs und anderer Staaten mit dem Prinzen von Oranien und dem Hauſe Hannover könnten für den Papſt nicht bindend ſein. Jakob III ſei von Clemens XIII und ſeinen Nachfolgern ſtets anerkannt, deſſen Heirath ſei unter des Papſtes Auspizien geſchloſſen, bei Carl Eduard's Geburt ſeien ſämtliche Förmlichkeiten wie bei der Geburt eines Thronerben angeordnet und der Titel eines Prinzen von Wales ihm beigelegt und bis heute gegeben worden. Dieſer Titel implizire nothwendig beim Ableben des Königs ſeine Anerkennung als Nach-

folger. Welchen Titel ſolle er ſonſt führen? Solle im römiſchen Staatskalender bei Jakob's III Tode England ganz wegfallen, oder plötzlich Georg III aufgeführt werden? Wolle man dem rechtmäßigen Erben eines Hauſes, das in odium religionis ſeine Kronen verloren habe, den Aufenthalt in Rom unmöglich machen — und wohin ſollte der Heimathloſe ſich dann wenden?

Am 28. November zeigte Carl Eduard von Bouillon aus dem Bruder an daß er die Antwort erhalten habe. Ueber die erhobenen Anſtände geht er weg. »Ich kann Dir nicht genug ausſprechen, wie ſehr die Geſinnungen Sr. Heiligkeit und die Ausdrücke und verbindlichen Erbietungen auf die von Dir in meinem Namen geſtellten Anträge mich mit Dank erfüllt haben. Ich ſehne mich Dich wiederzuſehn: ich werde meine Reiſe-Vorbereitungen möglichſt beſchleunigen, und hoffe Dich in ſo guter Geſundheit wie früher zu finden. Hätte ich Flügel, ſo würde unſer Wunſch des Widerſehns bald erfüllt ſein.«

Ehe Carl Eduard in Rom eintraf, war der traurigen Exiſtenz ſeines Vaters ein Ziel geſetzt worden.

Jakob III ſtarb am Neujahrstage 1766 um die neunte Stunde des Abends, im achtundſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Ende war beinahe plötzlich und unerwartet: er hatte ziemlich wohl zu Mittag geſpeiſt, als er plötzlich von Bruſtbeklemmung ergriffen ward und verſchied. Am 6. Januar in den Abendſtunden brachte man die Leiche nach der nahen Apoſtelkirche, wo am Morgen darauf in

Gegenwart Papſt Clemens' XIII und des Cardinal-Collegiums die Exequien ſtattfanden. Auch in der Baſilika Sta. Maria in Traſtevere, einſt Titularkirche des Cardinals von York, wie in der Kathedrale von Frascati wurde feierliches Leichenamt gehalten, dann brachte man die ſterblichen Reſte mit großem Pomp nach Sanct Peter.

Nach des Vaters Tode ſandte der Cardinal von York einen Courier an ſeinen Bruder: er bat ihn, ſein Eintreffen in Rom zu verzögern; das Haus des Marcheſe Angelelli in Bologna ſtehe einſtweilen zu ſeinem Empfange bereit. Unterdeſſen erneute Heinrich Benedict ſein Anliegen beim Papſte wegen Anerkennung des königlichen Titels, aber eine Congregation von Cardinälen entſchied in abſchlägigem Sinne, ungeachtet der perſönlichen Bemühungen des franzöſiſchen Botſchafters. Am 21. Januar traf Carl Eduard mit verſchiedenen Begleitern in Florenz ein, wo er nur Pferde wechſelte. Er reiſte unter dem Namen eines Grafen Douglas. Andrew Lumisden, ſchon oben erwähnt, und letzter Geheimſchreiber Jakobs III, war dem Sohne entgegengereiſt und hatte ihn zwiſchen Bologna und Florenz getroffen. Der Zuſtand der Straßen war entſetzlich. Schnee und Eis deckten das Gebirge und nur wie durch ein Wunder war der Prinz, deſſen Wagen dicht an einem Abgrund umwarf, vom Tode gerettet wor-

den. Zwiſchen Florenz und Rom wurde zu San Quirico im Sieneſerlande und in Monteſiascone Halt gemacht, wo ſechsundvierzig Jahre zuvor die Heirath der Eltern dieſes vom Schickſal hin und her getriebenen Wanderers gefeiert worden war. Spät Abends am 23. Januar wurde Rom erreicht: der Cardinal von York war einige Poſten vor der Stadt mit dem Bruder zuſammengetroffen. Neunzehn Jahre waren verſtrichen ſeit die Brüder einander zuletzt geſehn — was Alles war ſeitdem verändert! Der Platz der heiligen Apoſtel war mit Menſchen gefüllt, neugierig den Helden ſo vieler Abenteuer zu ſehn; manche Perſonen von Adel hatten ſich im Palaſt Muti verſammelt ihn zu bewillkommnen; er unterhielt ſich kurze Zeit mit ihnen, und zog ſich dann zurück, müde und beſchädigt durch den Sturz mit dem Wagen der ihn mehre Tage das Bett zu hüten nöthigte.

Sogleich nach Carl Eduard's Ankunft, und während er ſich von den Strapatzen der Winterreiſe erholte, verſuchten der Cardinal und die Angehörigen und Anhänger alles Mögliche, die Anerkennung des Königstitels durchzuſetzen. Alles war vergeblich. »Die Kränkungen, ſchreibt Andrew Lumisden, welche dem Könige ſeit ſeiner Ankunft widerfahren ſind, überſteigen was ich zu ſchildern vermag. Bisher hat er ſie mit Geduld ertragen, in der Hoffnung auf einen Wechſel in dem ſo unerwarteten wie unbegreiflichen Benehmen des päpſtlichen Hofes, auf welches die Königsfamilien von Frankreich und Spanien wol nicht ohne Einfluß bleiben werden.« Kaum war Carl Eduard wieder

wohl, ſo fuhr er mit ſeinem Bruder aus. Dieſer gab ihm im Wagen immer den Ehrenplatz was das Ceremoniell Cardinälen nur gekrönten Häuptern gegenüber geſtattet. Der neapolitaniſche Geſandte Cardinal Orſini Herzog von Gravina — derſelbe von welchem der mehrbeſprochene Plan eines italieniſchen Fürſten- und Staatenbundes unter dem Vorſitz des Papſtes herrührt — erzeigte ihm königliche Ehre. Im engliſchen Collegium von St. Thomas von Canterbury, wie in den Kirchen des ſchottiſchen und iriſchen Collegiums wurde ein Tedeum geſungen und für König Carl III gebetet. Der Papſt war ſehr erzürnt. Der Cardinal-Staats-Secretär Torregiani richtete ein Rundſchreiben an die Nuntien, des Inhalts daß der heilige Stuhl die Anſprüche Carl Eduard's nicht anerkenne; die Rectoren der Collegien wurden exilirt, die Penſionen anderer geſtrichen; vom Palaſt Muti wurde, während der Prinz in Frascati war, das großbritaniſche Wappen abgenommen.

Die beiden Brüder empfanden die falſche Stellung in welcher ſie ſich befanden. Sie weilten meiſt in Frascati, der Cardinal mit ſeinen geiſtlichen Geſchäften, Carl Eduard mit Jagen beſchäftigt. Im April war er auf der Jagd in Palidoro, einem großen dem Spital von Santo Spirito gehörenden Meierhof an der Straße von Rom nach Civitavecchia, einſt Beſitzthum der Muti dann der Peretti, wo, in der Nähe der den Familien Respigliosi, Falconieri u. a. zuſtehenden Latifundien große Waldungen und

ausgedehnte Sümpfe alle Arten von Wild und Waſſervögeln hegen. Doch vergaß er darüber ſeine Angelegenheiten nicht. Couriere gingen nach Paris und Madrid. König Carl III von Spanien ſprach ſich gegen den päpſtlichen Nuntius ſehr ſcharf über die Behandlung der Stuarts aus. Schon hatten die Streitigkeiten zwiſchen dem heiligen Stuhl und den Bourboniſchen Höfen wegen der Jeſuiten begonnen (am 17. Februar 1767 erfolgte der Befehl zur allgemeinen Ausweiſung aus Spanien) und der ſpaniſche Geſandte in Rom, Monſignor Azpuru, den man mit dem franzöſiſchen Botſchafter Marquis d'Aubeterre und dem des Malteſerordens häufig beim Prätendenten ſah, trug nicht zur Ausgleichung bei. Das hohe Alter und die ſchwache Geſundheit des Papſtes ließen eine baldige Sedisvacanz erwatten, und ſo duldeten ſich die Stuarts. Carl Eduard erſchien nirgend öffentlich, ſo ſehr auch manche Freunde der Familie in ihn drangen: wo könnte er auch erſcheinen, ſo lange die gegenwärtigen Verhältniſſe währen? ſchrieb einer ſeiner Vertrauten. Er ſagte von ſich ſelber er komme ſich vor wie ein Mann an Bord: er habe keinen andern Umgang als mit ſeinem wenigen Schiffsvolk. Sommer und Herbſt brachte er in Albano zu: wie vor der ſchottiſchen Expedition, jagte er in den Wildniſſen die ſich gegen die Sümpfe und die Volskerberge hinziehn. Aber wie die Lage war er ſelbſt traurig verändert. In trunknen Momenten mishandelte er ſeine Leute, mehre der treueſten Anhänger und Diener ſeines Vaters ſchieden von ihm ehe

ein Jahr verfloſſen war ſeit dem Tode Jakob's III. Außer der Jagd ſchien nur Muſik ihn zu erfreuen, und Abends ließ er ſich von einem römiſchen Hausgenoſſen auf dem Violoncell vorſpielen. So verſtrichen Monate und Jahre.

Am 3. Februar 1769 machte der Schmerz über das ungeſtüme Vordringen und die Drohungen der Bourboniſchen Höfe dem Leben Clemens' XIII ein Ende. Am 22. Juni ſtellte der Cardinal von York ſeinen Bruder dem neuen Papſte in einer Privataudienz vor. Clemens XIV empfing den Prinzen von Wales (es war der Titel den man in Rom Carl Eduard noch gab) ſtehend, umarmte ihn, ſprach von der Zeit wo er Kaplan ſeines Vaters geweſen, in deſſen Nähe, im Kloſter der Apoſteln, er ſo manche Jahre hindurch gewohnt hatte. Er verſicherte ihn der Verehrung die er für ſeine Familie empfinde, und bedauerte daß politiſche Verhältniſſe ihn hinderten ihm ſolche Beweiſe davon zu geben die ganz ſeinen Wünſchen entſprechen könnten. Er ermunterte ihn ſich ferner nicht einem ſo einſamen Leben hinzugeben und von der Geſellſchaft ferne zu halten, wegen einer Ceremoniellfrage die zu erledigen nicht in des Papſtes Macht ſtehe.

Die Ermahnungen des freundlich verſtändigen Ganganolli hatten guten Einfluß auf Carl Eduard. Er beſchloß als Privatmann in die römiſche Geſellſchaft zu gehn. Er ſchaffte den zweiten Wagen ab ohne welchen er bis dahin nicht ausfuhr, denn es war ſeine Gewohnheit geweſen, mit einem oder zwei Herren in einem vierſpännigen

Wagen zu fahren, während einer oder zwei von ſeinem Gefolge in einem Zweiſpänner folgten. Statt deſſen fuhr er ſpäter meiſt ſechsſpännig. Man nannte ihn Signor Principe. Während der nachfolgenden Winter beſuchte er häufig die Häuſer des römiſchen Adels. In den beiden Opernhäuſern, Argentina und Aliberti, von denen das letztere heutzutage kaum noch anders als für Spektakelſtücke, Seiltänzer und große Maskenbälle benutzt wird, nahm er eine Loge, und bewunderte den Contralto Guadagni, damaligen Liebling des römiſchen Theaterpublikums. Sein Hausſtand beſtand aus vier Edelleuten, vier Kammerdienern, acht Lakaien und der übrigen Haus- und Stalldienerſchaft. Sein Einkommen reichte jedoch damals, nach Uebernahme der von ſeinem Vater ausgeſetzten Legate, kaum zur Beſtreitung der Koſten.

Sein Aeußeres in jener Zeit wird von einer engliſchen Dame folgendermaßen geſchildert: »Der Prätendent iſt über Mittelgröße aber von äußerſt gebückter Haltung; ſein Geſicht iſt aufgedunſen und roth; ſein Ausdruck ſchwerfällig und ſchläfrig, was man übermäßigem Genuß geiſtiger Getränke beimeſſen darf. Als junger Mann muß er ſehr ſchön geweſen ſein. Sein Teint iſt hell, ſein Auge blau, ſein Haar hellbraun, die Form ſeines Geſichts ein längliches Oval. Er iſt nicht mager, von edlem Anſtand und verbindlichem Benehmen. Sein Anzug war Scharlach mit breiten Goldborten, drüber das blaue Band an deſſen Ende eine Kamee von der Größe einer flachen Hand,

Hosenband und Devise wie beim englischen Orden. Im Ganzen ist etwas Trübseliges und Gedrücktes in seiner Erscheinung. Gewöhnlich sind zwei irische Edelleute in seinem Gefolge.«

Als der Prinz nach Italien zurückkehrte, waren verschiedene Personen in seiner Begleitung, namentlich schottische Jakobiten, die zum Theil schon von 1745 und von der traurigen pariser Zeit her ihm treu geblieben waren, und denen er wol Baronetstitel gab, wie sein Vater einst manche Lords creirt hatte. Heute noch giebt es in Rom Nachkommen solcher jakobitischen Cavaliere.

Je mehr über Carl Eduard's unordentliche Lebensweise geschrieben worden ist, um so überraschender ist's, diese Lebensweise nach Tages- und Stunden-Eintheilung als so äußerst geregelt geschildert zu finden. Um vier Uhr Morgens stand er auf, frühstückte um sieben, speiste um Mittag auf die einfachste Weise, nahm um vier den Thee und aß gegen acht zu Nacht. Ging er nicht in's Theater oder in Gesellschaft, so zog er sich gewöhnlich gegen neun in sein Schlafzimmer zurück.

Die obige Schilderung der Erscheinung des Prinzen ist aus dem Jahre 1770. In dem nämlichen Jahre blitzte noch einmal eine Hoffnung — die letzte — für Carl Eduard auf. Lassen wir einen in den Geschichten und

Intriguen jener Zeit viel bewanderten Mann Kunde geben — Sir William Wraxall, der mehrfach zu allerlei Aufträgen gebraucht ward, derſelbe welchen Georg III mit der Miſſion betraute, die Befreiung ſeiner Schweſter der Königin Caroline Mathilde nach der Struenſeeſchen Kataſtroſe zu verſuchen. Im Jahr 1770, erzählt er, dachte der franzöſiſche Miniſter Herzog von Choiſeul noch einmal an die Reſtauration der Stuarts. Sein unternehmender Geiſt trieb ihn den Streit zwiſchen den Kronen England und Spanien in Betreff des Beſitzes der Falkland-Inſeln zu benutzen um dieſen Zweck zu erreichen. Ein vertrauter Bote ward nach Rom geſandt und ſetzte Carl Eduard von dem Wunſche des Herzogs, ihn ſobald als möglich in Paris zu ſehn, in Kenntniß. Der Prätendent ging darauf ein und kam im tiefſten Geheimniß in der franzöſiſchen Hauptſtadt an. Der Miniſter, von ſeinem Eintreffen unterrichtet, beſtimmte die zwölfte Stunde deſſelben Abends als Zeitpunkt der Zuſammenkunft. Nur er und der Marſchall de Broglie würden zugegen ſein, und dem Prätendenten den Plan einer Invaſion Englands vorlegen. Das Geſpräch ſollte im Hotel de Choiſeul ſtattfinden, der Prätendent in einem Miethwagen, verkleidet und ohne Begleiter ſich dorthin begeben. Um die angegebene Stunde waren der Herzog und der Marſchall, mit den erforderlichen Papieren und Inſtructionen verſehn, zu ſeinem Empfang bereit. Sie warteten und warteten, glaubten ihn in jedem Moment ankommen zu ſehn, ſchloſſen endlich ein

unvorhergeſehener Zufall müſſe ihn aufgehalten haben, als die Glocke Eins ſchlug. Sie ſtanden im Begriff von einander zu ſcheiden als Rädergeraſſel im Hof vernommen ward und einige Minuten ſpäter der Prätendent ins Zimmer trat, in einem ſolchen Zuſtand von Trunkenheit daß er ſelbſt zu der gewöhnlichſten Unterhaltung unfähig war. Angeekelt über dies unwürdige Betragen, und völlig überzeugt daß eine Expedition zur Herſtellung der Regierung eines Mannes, der alles Gefühl des Anſtands wie ſeines eigenen Intereſſes aufgegeben, keinen glücklichen Erfolg haben könne, ſandte Choiſeul ihm ohne Zögern ſchon am nächſten Morgen den ausdrücklichen Befehl zu, Frankreich zu verlaſſen. Der Prätendent kehrte nach Italien zurück, und der Edelmann, von dem ich dieſe Details weiß, ſah nicht lange darauf, während ſeines Aufenthalts in Genua mit dem Herzog von Gloceſter (Wilhelm Heinrich Bruder Georg's III), Carl Eduard in den Straßen dieſer Stadt auf der Rückkehr nach Rom.

Die entmuthigende Geſchichte muß ſich um die Mitte des Jahres 1770 zugetragen haben. Am 17. Auguſt deſſelben Jahres traf Carl Eduard, von Bologna kommend, in Florenz ein.

Unter dem Namen Graf von Albany reiſend, begleitet von zwei römiſchen Cavalieren, deren einer, der Graf Pietro Spada, einer angeſehenen in Macerata und Terni begüterten Familie angehörend, bis an ſein Lebensende im Dienſt der Brüder Stuart blieb, mit mehren Dienern,

ſtieg er in einem Gaſthof ab, ſtatt, wie er und ſein Bruder früher thaten, bei den Corſini einzukehren. Abends erſchien er im Caſino des Adels, ließ ſich den anweſenden Damen vorſtellen, ſpielte bis gegen zehn Uhr Karten. Der engliſche Geſandte hatte ſchon vorher mit dem Miniſter des Großherzogs, dem berühmten Saatsrechtskundigen und Statiſtiker Pompeo Neri verabredet, daß Hof und Regierung keine Notiz von ihm nehmen ſollten, was auch damals wie ſpäter ſehr gewiſſenhaft befolgt ward! Der florentiniſche Adel, Männer wie Frauen, machten dies wieder gut — ſie ſtatteten ihm Beſuche ab die er regelmäßig erwiederte; in der Oper, die er jeden Abend beſuchte, machte er Beſuche in den Logen und war an allen öffentlichen Orten zu ſehn. Nachdem er einige Tage verweilt, begab er ſich nach den Piſaner Bädern wo er bis Ende Septembers verweilte und die ihm ſehr wohl thaten. Dort war es wo der venetianiſche Abenteurer Caſanova de Seingalt mit ihm zuſammentraf. Anfang Octobers war er wieder in Florenz: Großherzog Leopold hatte die ihm ſeitens der vornehmen Welt erwieſenen Aufmerkſamkeiten ungnädig aufgenommen, und dies ſelbſt den Miniſter fühlen laſſen, was den Prätendenten heftig erzürnt aber ſeinen Trotz gereizt und ihn veranlaßt haben ſoll, länger zu bleiben als er beabſichtigte. Einige Tage brachte er auf einer benachbarten Villa der Salviati zu, von wo er, nach Mitte Octobers, nach Rom zurückkehrte.

Schon im Frühling des folgenden Jahres ließ er

eine Villa in der Nähe von Piſa miethen. Im Juli war er dort, im Auguſt ging er nach Siena, theils der in der heißen Jahreszeit angenehmen Luft und Kühle dieſes Aufenthalts wegen, theils um den heiter-glänzenden originellen Volksfeſten beizuwohnen welche daſelbſt zur Feier des Tages Mariä Himmelfahrt ſtattzufinden pflegen.

Am 17. Auguſt verließ Carl Eduard plötzlich Siena, in Folge des Eintreffens eines an ihn geſandten Boten, eines venetianiſchen Offiziers. Bei ihm war ſein Hausmeiſter, John Roy Stuart, der bei Culloden mit ihm geweſen, der die Gefangenſchaft in Vincennes mit ihm getheilt, der im Jahre 1766 ihn nach Rom begleitet hatte: Vater jenes päpſtlichen Oberſten Stuart, welcher in den letzten Jahren Gregor's XVI Commandant der römiſchen Artillerie und der Engelsburg war. Ohne Aufenthalt paſſirte er durch Florenz, Bologna, Modena. Es hieß er ſei nach Polen gegangen, wo Verwandte ſeiner Mutter Verbindungen mit ihm angeknüpft haben ſollten. Zu Ende September erhielt der franzöſiſche Geſandte in Florenz, Marquis de Barbantane, Nachricht, der Prätendent ſei einige Tage in Paris geweſen, habe mit niemandem als mit dem Herzog von Fitzjames verkehrt, und ſei nach Italien zurückgereiſt. In der That traf er am 4. October wieder in Piſa ein, von zwei franzöſiſchen Offizieren begleitet, nachdem er beim Ueberſetzen über den angeſchwollenen Serchio in großer Gefahr des Ertrinkens geweſen.

Es war in jenem Jahre 1771, als die Flotte des

Siegers von Tſchesme auf der Rhede von Livorno lag und dort jenes räthſelhafte Ereigniß ſtattfand über welches, in verſchiedenem Sinne, ſo viel geſchrieben und das noch nicht aufgehellt iſt. Die Entführung nämlich, durch Alexei Orloff, der angeblichen Tochter der Kaiſerin Eliſabeth, die nach Andern eine Nürnberger Bäckerstochter geweſen ſein ſoll: eine Entführung bei welcher der engliſche Conſul Sir John Dick, deſſen Denkmal man auf dem Friedhof von Livorno ſieht und den man auch unter den Berichterſtattern über Carl Eduard findet, eine ſchlimmer als zweideutige Rolle ſpielte.

Auch dieſen Winter brachte Carl Eduard im Rom zu. Als er vor Mitte April 1772 dieſe Stadt verließ verbreitete ſich die überraſchende Nachricht, er ſei nach Loreto gegangen, dort mit ſeiner Braut zuſammenzutreffen und ſeine Vermälung zu feiern.

Dritter Abſchnitt.

Luiſe zu Stolberg-Gedern. Carl Eduard's Heirath.
Aufenthalt in Rom und Florenz.
1772—1777.

Luiſe Maximiliane Caroline Emanuel, Prinzeſſin zu Stolberg, war am 20. September 1752 zu Mons im Hennegau geboren. Ihr Vater war Guſtav Adolf Prinz zu Stolberg-Gedern, ihre Mutter Eliſabeth Filippine Claudie Gräfin von Hornes. Guſtav Adolf zu Stolberg war der zweite Sohn des Grafen Friedrich Carl, der mit ſeinen beiden Brüdern die drei Linien des Wernigeroder Zweiges des alten, im Krieg, im Rath, in der Literatur gleich ruhmvoll genannten und bewährten thüringiſchen Geſchlechtes gründete, von denen heute nur noch die erſte, an Sprößlingen reiche, blüht, die Hauptlinie von Wernigerode im Harz, während die beiden andern, die von Gedern und von Schwartza, dieſe im Jahr 1748, jene 1804 im Mannsſtamm erloſchen ſind. Der Graf Friedrich Carl, mit Luiſe Gräfin von Naſſau-Saarbrück vermält, war 1742, in dem Jahre als Carl VII von Baiern die für ihn dornenvolle Kaiſerkrone erhielt, in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, indem der Herrſchaft Gedern,

einem Theil der Grafſchaft Königſtein, Sitz im Wetteraniſchen Grafen-Collegium mit Antheil an einer Curialſtimme im Reichsfürſtenrath gehörte. Von den vielen Titeln und Beſitzungen des Hauſes, von den Grafſchaften Königſtein und Rochefort, von Hohenſtein und Eppſtein, von den Limburgiſchen und Lütticher Herrſchaften, gehörte nur einzelnes der Gedernſchen Linie. Von den beiden Söhnen des Fürſten befehligte der ältere, Prinz Carl, im ſiebenjährigen Kriege längere Zeit hindurch die Reichsarmee, und verlor, nach manchen Erfolgen, am 29. October 1762 gegen den Prinzen Heinrich von Preußen die blutige Schlacht von Freiberg, die letzte bedeutende Affaire des wechſelvollen Kampfes. Er iſt der in der Histoire de la guerre de sept ans oft genannte Prince de Stolberg. Der jüngere Sohn, Guſtav Adolf, diente zur Zeit als ihm ſeine erſte Tochter geboren ward, als Oberſt des Regiments Graf Arberg in den öſtreichiſchen Niederlanden.

Die Mutter Luiſens war eine Tochter Max Emanuel's Fürſten von Hornes und Overiſche, Erboberjägermeiſters des Reichs, und Charlottens, Tochter Thomas Bruce's Grafen von Elgin und Ailesbury, welcher nach der Vertreibung König Jakob's II ſeine Heimath verlaſſen und ſich in Brüſſel niedergelaſſen hatte, wo er ſich mit einer Gräfin von Sanau aus dem Hauſe Lorquenquien und Argenteau vermälte. Das Haus der Bruce, von dem alten ſchottiſchen Königshauſe ſtammend, mit dem ſchottiſchen Löwen im Wappen, war der Sache der Stuarts ſtets

treu und anhänglich geweſen. Edward Bruce, der erſte Baron der Linie von Elgin, war bei der Erklärung der Thronfolge Jakob's VI nach Eliſabeth's Tode beſonders thätig geweſen; ſein Enkel Robert Graf von Elgin und Ailesbury, hatte Carl I und II unerſchütterliche Loyalität bewieſen; deſſen Sohn Thomas hatte Wilhelm von Oranien nicht als König anerkennen wollen und war im Jahr 1741 in der Fremde geſtorben, nachdem ſein einziger Sohn ſchon ſeit dreißig Jahren durch königliche Ernennung einen Sitz im Oberhauſe eingenommen hatte. Die Familie von Hornes, deren Fürſtenthum Overiſche gegenwärtig einer Linie des Hauſes Ober-Salm, den Fürſten von Salm-Kyrburg, gehört, deren Grafſchaft Hornes, nach dem Tode des in der Geſchichte des Aufſtandes der Provinzen wider Filipp II vielgenannten Filipp von Hornes-Montmorency, Stiefſohns des lezten Sproſſen der ältern Linie, an das Stift Lüttich kam, gehörte zu den vornehmſten der ſüdlichen Niederlande. In Frankreich, in Spanien, in Italien zählte ſie Verwandtſchaften in den erſten Häuſern: außer den Croy und den Ligne waren die Montmorency und Crequi, die Hohenzollern und Lothringer, die Colonna und die Orſini von Bracciano, die Gonzaga, Medinaceli und manche andere mit den Hornes verſchwägert. Zweiunddreißig Jahre vor der Geburt der Prinzeſſin Luiſe war dieſe Familie von einem greulichen Geſchick betroffen worden. Anton Joſef Graf von Hornes, Max Emanuel's jüngerer Bruder, Sohn Filipp's von Hornes und der Prinzeſſin Antoinette von Ligne, war in

früher Jugend in den kaiſerlichen Dienſt getreten, in welchem aber regelloſes Leben ſeinem Fortkommen geſchadet haben ſoll. Zweiundzwanzigjährig kam er nach Paris, ward in das wüſte Treiben der Regentſchaft hineingezogen, betheiligte ſich an dem tollen Aktienſchwindel der Law'ſchen Miſſiſſippi-Bank, und gerieth ſo tief ins Verderben daß er in der Nacht vom 22. März 1720 in einem Hauſe der in jener traurigen Geſchichte nur zu berühmt gewordenen Rue Quincampoix einen Aktienmakler mit eigner Hand erdolchte, und mit den Abenteurern, die ihn begleiteten, ſich der Papiere deſſelben bemächtigte. Die Umſtände ſind verſchiedentlich dargeſtellt und es iſt ein ſpäter Verſuch gemacht worden, das Andenken des Schuldigen zu retten. Sein Leben zu retten, wandte ſich der ganze Adel Frankreichs an den Herzog von Orleans. Er konnte nicht gewähren was man von ihm verlangte, aber er verſprach dem Verurtheilten die furchtbare und entehrende Strafe zu erſparen die das Geſetz vorſchrieb. Das Verſprechen ward am 25. März gegeben: in der Morgenfrühe des folgenden Tages endete der Graf von Hornes auf dem Rade. Der Haß eines anſehnlichen Theils des höchſten Adels des Königreichs gegen den Regenten war ſo heftig, daß die Schande der Todesart nicht auf die Familie zurückfiel welcher der Unſelige angehörte.

Am Tage an welchem Luiſe Stolberg geboren ward, fand auch die Taufe ſtatt welche der Pfarrer von St. Germain Dechant von Mons vollzog. Die Pathen waren die

beiden Großväter, Max Emanuel von Hornes Ritter des Vließes und Friedrich Carl zu Stolberg. Im Namen der Großmutter väterlicherſeits Luiſe Fürſtin zu Stolberg, und der dritten Gemalin Max Emanuel's von Hornes, Albertine, geborne Prinzeſſin von Gavre, hielt die Prinzeſſin Alexandrine von Croy, Stiftsdame von Ste. Waudru zu Mons, die Neugeborne über der Taufe. Die Kleine war kaum fünf Jahre alt als ſie den Vater verlor. Guſtav Adolf, der zum Rang eines General-Lieutenants und Gouverneurs der Feſtung Nieuport aufgeſtiegen und Ritter des kurpfälziſchen Sanct Hubertus-Ordens war, fiel, gleich ſeinem Bruder für das Haus Oeſtreich kämpfend, am 5. Dezember 1757 in der blutigen Schlacht, in welcher Friedrich der Große den Prinzen Carl von Lothringen und den Feldmarſchall Daun trotz ihrer unendlich überlegenen Macht bei Leuthen entſcheidend aufs Haupt ſchlug. Die Prinzeſſin Stolberg, vierundzwanzigjährig, war Witwe mit vier Töchtern deren jüngſte bei des Vaters Tode nur drei Monate zählte. Ihr Vermögen war ſehr gering im Verhältniß zu ihrem Rang, denn ihr verſtorbener Gemal bezog nur eine Apanage von ſeinem Vater der ihn um zehn Jahre überlebte. Die Kaiſerin Marie Thereſe ſetzte ihr ein Witwengehalt aus, auf welches die Dienſte und der Tod des Prinzen ihr vollen Anſpruch gaben, und ſorgte ebenſo, nebſt den hohen Verwandten, für das Fortkommen der Töchter.

Die Oeſtreichiſchen Niederlande beſaßen verſchiedene

jener weltlichen Stifter die nur dem höchſten Adel offen ſtanden, Stifter von denen manche ſo ſtrenge Vorſchriften in Betreff der Aufnahmefähigkeit hatten, daß dieſelbe manchem regierenden Hauſe erſchwert ward. Die belgiſchen Kapitel waren die von Mons, Nivelles, Andesmes und Mouſtier. Die Einſchreibung in dieſelben war an Adelsproben geknüpft, welche ſich bis zum Jahr 1769 auf vier Ahnen, ſo väterlicher wie mütterlicherſeits, und Ascendenten, beſchränkten, wie bei den Rechtsrittern des Johanniter-Malteſer-Ordens, dann aber, um in einem an ariſtokratiſchen Geſchlechtern reichen, durch die ſpaniſche Herrſchaft und die Kriege verarmten Lande den Andrang zu mäßigen, auf das Doppelte ausgedehnt wurden, alles Ahnen alten ritterbürtigen Adels. So fand ſich hier die vornehmſte Ariſtocratie zuſammen, nicht blos Belgiens, ſondern aus den andern Erbſtaaten des Hauſes Habsburg. Die Verleihung der Pfründen war in die Hand der Kaiſerin gegeben. Das Kapitel von Ste. Waudru zu Mons ſtand in erſter Linie: die glänzendſten hiſtoriſchen Namen der Niederlande und Teutſchlands waren hier repräſentirt. Häufig waren Prinzeſſinnen regierender Häuſer Aebtiſſinnen. Die Stiftsdamen führten früher den Titel Demoiſelles, ſeit dem Jahr 1760 aber nannte man ſie Dames. Auch Kinder konnten Präbenden erlangen.

So war es mit Luiſe Stolberg der Fall. Sie zählte ſechs Jahre als zwei Stellen in Ste. Waudru frei wurden, die eine durch einen Todesfall, die andere durch die Heirath einer Fürſtin Salm. Die Kaiſerin eröffnete aus eig-

nem Antriebe dem Hof- und Staatskanzler Wenzel Anton Fürſten Kaunitz, ſie habe beſchloſſen einer der Töchter der Prinzeſſin Stolberg eine Pfründe zu verleihen: dieſe möge diejenige unter ihren Töchtern bezeichnen deren Aufnahme ſie wünſche. Der Staatskanzler entledigte ſich des Auftrags: die Wahl der Mutter fiel auf die älteſte, welcher Marie Thereſe die Pfründe verlieh. Aber erſt am 21. Dezember 1761 erfolgte in Wien die Ausfertigung des Patents, wegen verſpäteter Erlegung der unerläßlichen Kanzleigebühren. Vier Jahre darauf fand die Aufnahme der zweiten Tochter ſtatt, Caroline Auguſte, nachmaliger Marquiſe von Jamaica und Herzogin von Berwick. Bei dem Glanz der Namen wurden die Adelsproben zwar nicht erlaſſen, aber erſt beim Eintritt der jüngern für beide Schweſtern abgelegt. Aebtiſſin von Ste. Waudru war damals Anna Charlotte Prinzeſſin von Lothringen, Kaiſer Franz des Erſten Schweſter und ſomit Schwägerin der Kaiſerin. Dieſe Prinzeſſin welche zur Zeit der Heirath Luiſe Stolberg's noch die nämliche Würde bekleidete, iſt dieſelbe, von welcher der Graf von Podewils in ſeinen Depeſchen an Friedrich den Großen ein ſo lebendiges Bild entwirft; die gerne den Herzog von Orleans geheirathet hätte und ſich am Wiener Hof ſo ſehr langweilte daß Geiſt und Laune darüber zu verſchwinden ſcheinen, und ſie äußerte, um nach Lothringen heimzukehren würde ſie baarfuß als Pilgerin den Weg zurücklegen.

Die Erziehung der jungen Stiftsdame wurde in einem Kloſter vollendet, während ihre Mutter meiſt in Brüſſel oder bei ihren Verwandten lebte. Als Luiſe ſiebzehn Jahre zählte, trat ſie zugleich in das Stift und in die Welt. Wie geſagt, waren die belgiſchen Kapitel weltliche, und die denſelben angehörenden Damen waren weder an eine eigentlich klöſterliche Regel gebunden, noch zu fortwährender Reſidenz verpflichtet. Die junge Chanoineſſe, die von einer Teutſchen kaum mehr als den Namen, von der Mutter große Lebhaftigkeit des Temperaments hatte, hübſch, klug, talentvoll, wurde in vielen Kreiſen geſehn und zog bald die Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie liebte die Lectüre, und beſchäftigte ſich viel mit Muſik und Zeichnen. Letzterer Kunſt iſt ſie bis an ihr Lebensende treu geblieben. Es war für Belgien eine, nach argen Stürmen und ſchweren Verluſten, glückliche und behagliche Zeit, in welche die Jugend Luiſe Stolberg's fiel. Der Aachener Friede von 1748 hatte Marien Thereſen die ſüdlichen Niederlande zu ruhigem Beſitz wiedergegeben, und wenn die Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege den Provinzen ſchwere Opfer auferlegte die ſie willig trugen, ſo blieben dieſe Provinzen doch von den Ereigniſſen des Kampfes ſelbſt verſchont. Prinz Carl von Lothringen, welchem bei Prag und Leuthen das Kriegsglück untreu ward das ihm oft gelächelt hatte, verwaltete Flandern, Brabant, Namur, Hennegau, und wie die einzelnen Theile der ſchönen Erbſchaft Mariens von Burgund immer heißen mogten, mit gewiſſenhaftem

Intereſſe und theilnehmender Liebe im Sinne der Herrſcherin, welche, wie ſie ihrer Zeit es war, ſpäten Jahrhunderten ein ſchönes Muſter ächter und edler Popularität bleiben wird. Das Andenken an den trefflichen Prinzen lebt heute nicht blos in den Baumonumenten und Stiftungen welche Belgiens Hauptſtadt ihm verdankt, in dem vormaligen Palaſt der Generalſtatthalter, an deſſen Treppe die ſchöne Hercules-Statue noch auf eigenthümliche Weiſe an ihn erinnert, in der St. Jakobskirche des Königsplatzes vor welcher heute der bronceue Gottfried von Bouillon das Kreuzesbanner trägt, in dem Park welcher den Lieblingsſpaziergang der Einwohner Brüſſels bildet, in der Kunſtſchule und der Burgundiſchen Bibliothek welche die koſtbarſten Handſchriften und ſchönſten Miniaturen der Renaiſſancezeit vereinigt: dies Andenken lebt auch in den Traditionen des Volks, welches jetzt noch, in einer Epoche der Blüte und vielſeitigſter Thätigkeit, die mit jener der weltberühmten Herzoge aus dem Hauſe Valois wetteifert, der Tage Marien Thereſens, der erſten glücklichen Tage ſeit Albrechts und Iſabella's Zeit, gleich dieſer leider nicht von langer Dauer, mit Freude und Erkenntlichkeit ſich erinnert. Ackerbau und Gewerbfleiß hoben ſich in den Zeiten ungeſtörten Friedens auf eine Höhe die mau lange nicht gekannt hatte, und wenn Brügge's und Antwerpens Handel ſich nicht wieder zu der Blüte aufſchwangen deren ſie vor der großen Umwälzung unter Filipp dem Zweiten ſich erfreut hatten, wenn die Kunſt wenig mehr an Rubens' und

Van Dyck's Schule erinnerte, ſo wurde doch durch die neue Entwicklung vieler Kräfte und durch die Wiederbelebung des wiſſenſchaftlichen Lebens der Grund zu nachmaligem raſchen Fortſchritt gelegt, welchen die lange gefährliche Einwirkung franzöſiſchen Geiſtes und die franzöſiſche Uebermacht nur zeitweilig zu hemmen vermogten. Die Bewahrung der alten Rechte und Gewohnheiten, von denen freilich manches bloßer Buchſtabe geworden war, ſicherte und rechtfertigte Zuſtimmung und Ruhe.

Luiſe Stolberg ſtand im zwanzigſten Lebensjahre, als Carl Eduard Stuart um ihre Hand anhielt.

Man fragt ſich was die Bourboniſchen Höfe veranlaſſen konnte, die Vermälung des Prätendenten zu wünſchen? Denn durch deſſen perſönliche Mittheilungen an König Guſtav III von Schweden, und eine für dieſen Monarchen aufgeſetzte Denkſchrift vom Jahr 1783 ſteht feſt, daß im Auguſt 1771 Carl Eduard, wie ſchon erzählt worden, plötzlich von Siena nach Paris berufen, durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herzog von Aiguillon mittelſt des Herzogs von Fitzjames von dem Wunſche, er möge ſich eine Lebensgefährtin ſuchen, unterrichtet wurde, während man ihm zu gleicher Zeit die Prinzeſſin zu Stolberg vorſchlug, deren Schweſter Caroline Auguſte eben damals Fitzjames' älteſten Sohn geheirathet

hatte, und ihm das Jahrgehalt von zweihundertvierzigtauſend Livers zuſagte, deſſen früher ſein Vater genoſſen hatte.

Carl Eduard war zweiundfünfzig alt. Wir haben geſehn was aus dem friſchen Knaben geworden war der bei der Belagerung Gaeta's Meer und Geſchütze herausforderte, aus dem heldenmüthigen jungen Mann, den der Schlag von Culloden nicht beugte, deſſen Muth und Ausdauer keine Gefahr noch Mühſal brach. Carl Eduard war körperlich wie geiſtig kaum mehr als eine Ruine. Seine eignen Wünſche konnten ſchwerlich viel in Betracht kommen. Schon achtzehn Jahre früher, als ſein Vater in ihn drang er möge heirathen, hatte er geantwortet: »das unwürdige Betragen gewiſſer Miniſter und der zehnte Dezember 1748 haben mich in die Unmöglichkeit verſetzt mich irgendwo niederzulaſſen, ohne daß Ehre oder Intereſſe auf dem Spiele ſtehn. Wäre es aber auch möglich einen Zufluchtsort zu finden, ſo denke ich unſere Familie hat des Unglücks genug erlebt. Ich werde nicht heirathen ſo lange ich im Elend bin, denn ein ſolcher Schritt würde dies Elend nur mehren. Wäre einſt ein Sohn an Karakter dem Vater gleich, man würde ihn auch an Hals und Füßen feſſeln, weigerte er ſich einem niederträchtigen Miniſter zu gehorchen.« Dennoch hatte er nie den Gedanken an eine Verbindung ganz aufgegeben, wie wir aus den vertrauten Mittheilungen ſeiner Anhänger wiſſen, und er hatte ſelbſt, im Fall er eine katholiſche Prinzeſſin heirathen würde, hinſichtlich der künftigen Erziehung der Kinder

Aeußerungen gethan welche an die Hand geben, wie lebendig das Hinderniß der katholiſchen Confeſſion, auf dem Wege zur engliſchen Krone, vor ſeiner Seele ſtand — Aeußerungen die eine andere Sinnesart als die ſeines Großvaters verrathen.

Welche Zwecke konnte Frankreich haben? Es iſt erzählt worden wie kläglich der letzte Verſuch des Herzogs von Choiſeul mislang, von dem Prätendenten Vortheil zu ziehn für franzöſiſche Politik. Traurig genug iſt die Art des Mislingens: aber für Carl Eduard iſt es ein Glück zu nennen, wie für die Treuen in deren Bruſt noch die alte Liebe, wie die anhängliche Erinnerung an den kühnen Führer von 1745 lebte, daß eine neue Täuſchung, daß neues Elend ihnen erſpart wurden. Nun war der Herzog von Choiſeul längſt von der politiſchen Bühne abgetreten, von ſeinem Gebieter nach Schloß Chanteloup verbannt mit der tröſtenden Verſicherung, er würde ihn, in Betracht des Misfallens an ſeinen Dienſten, viel weiter weggeſandt haben, nähme er nicht zarte Rückſicht auf die zarte Geſundheit der Herzogin. Es war derſelbe Gebieter, der zwei Jahre darauf, bei der erſten Theilung Polens, ausrief: das wäre nicht geſchehn, hätte ich noch Choiſeul! Der Herzog von Aiguillon, des einſt Allmächtigen Nachfolger im auswärtigen Amt, ließ von dem politiſchen Netz ſeines Vorgängers manche Maſche fallen. Während zwiſchen Verſailles und Madrid Kälte eintrat, die zwiſchen Verwandten immer zwiefach gefährlich iſt, und

Klagen laut wurden, wandte er seine Blicke nach Berlin und London. Das Jahr 1772, in Frankreich so bewegt wegen der Nachwirkungen der Gewaltstreiche wider die Parlamente, war noch weit bewegter in der großen Politik des Nordens, bei welcher Frankreich mehr oder minder betheiligt war. Es war das Jahr der schwedischen Staatsumwälzung Gustav's III, der dänischen Palastrevolution wider Caroline Mathilde und Struensee, des ersten Aktes jenes verhängnißvollen Dramas welches Oestreich, Preußen und Rußland zu unmittelbaren Nachbarn machte. In diesem Jahre heirathete der Erbe der Stuarts — sollte man nicht glauben, der unruhvoll unglückschwangere Zeitpunkt sei die Vorbedeutung seiner unglücklichen Ehe gewesen?

Diese Ehe mogte für die junge Stiftsdame von Mons etwas Lockendes haben. Es war eine Krone die ihr angetragen ward, eine Krone ohne wahre Bedeutung, doch von dem Glanz umflossen welchen Jahrhunderte der Legitimität und große Ereignisse verleihen, eine Krone die einst dem glorreichen Geschlecht Robert Bruce's gehört hatte dessen Blut auch in ihren Adern floß, eine Krone mit reichen Perlen besetzt durch die Treue eines Volkes, durch die Heiligkeit des Unglücks, durch den frischen Muth in Gefahren, durch die Freudigkeit im Opfern. Dieu et mon droit und das schottische Nemo me impune lacessit, fanden ein Echo in der Devise der Stolberge: Spes nescia falli, in dem Fuimus der Bruce.

Die Sache wurde heimlich betrieben, weil man ſeitens des Hauſes Oeſtreich wegen deſſen Beziehungen zu England Einſpruch beſorgte. Die Prinzeſſin von Stolberg kam weder um die Erlaubniß der Kaiſerin ein, noch machte ſie dem Herzog Carl eine Anzeige. Sie verließ Brüſſel unter einem Vorwande und führte ihre Tochter nach Paris, wo am 28. März die Heirath durch Stellvertretung ſtattfand, indem der Herzog von Fitzjames eine ſchriftliche Ermächtigung Carl Eduard's hatte. Die Braut ſcheint ſich dann in Venedig nach Ancona eingeſchifft zu haben. Auf die Nachricht von ihrer Reiſe hatte der Prätendent, mit Lord Carlyll und fünf Dienern, Rom verlaſſen, und war nach Macerata, einem der Hauptorte der Anconitaniſchen Mark gelangt, von wo er ſeinen Begleiter nach Loreto ſandte, die Prinzeſſin zu empfangen. Die Vermälung hatte in Loreto ſtattfinden ſollen, was aber gewiſſer Förmlichkeiten wegen abgeändert wurde. Die Familie Compagnoni Marefoſchi zu Macerata, welcher der mit den Stuarts befreundete Cardinal Mario Marefoſchi angehörte, ſtellte Carl Eduard ihren Palaſt zur Verfügung, der mit Silbergeſchirr und glänzendem Hausgeräth reich ausgeſtattet war. Hier fand, am Charfreitage, dem 17. April 1772 die Vermälung ſtatt. In der Hauskapelle wurden Carl III König von Großbritannien Frankreich und Irland, Vertheidiger des Glaubens, und Luiſe Maximiliane Caroline Emanuel, Guſtav Adolfs Prinzen zu Stolberg Gedern Tochter, durch Monſignor Carlo Auguſto Peruzzini Biſchof von Macerata

und Tolentino getraut. Im Namen der Mutter der Braut ertheilte Edmund Ryan Major im Regimente Berwick den Conſens. Monſignor Ranieri Finocchietti von Livorno General-Gouverneur der Marken, Camillo Compagnoni Mareſoſchi und Anton Francesco Palmucci de' Pellicani, Maceratenſer Patrizier, u. A. waren als Zeugen gegenwärtig. Eine Inſchrift in der gedachten Kapelle und eine Denkmünze feierten das Ereigniß. Die Vorderſeite der letztern zeigt Carl Eduard's Bildniß, das ſeiner jungen Gemalin die Rückſeite. Carolus III nat. MDCCXX Magn. Brit. Franc. et Hibern. Rex MDCCLXVI und Ludovica Magn. Brit. Franc. et Hibern. Regina MDCCLXXII. So lauten die Umſchriften.

In ſpätern Jahren hat die Gräfin von Albany oft geäußert, ihre Ehe ſei ſo ausgefallen, wie eine am Trauertage der Chriſtenheit eingeſegnete Ehe habe ausfallen können.

Marie Thereſe war mit Recht erzürnt, denn die Familie hatte ſich bei allen Anläſſen ihrer Gnade zu erfreuen gehabt. Ihr gutes Herz blickte aber ſelbſt durch einen Akt der Strenge durch. »Ich erinnere mich nicht, ſchrieb ſie dem Fürſten Kaunitz, ob ich Sie davon benachrichtigt habe daß ich der Stolberg gegenüber die Heirath ihrer Tochter nicht ignoriren kann. Schreiben Sie

Starhemberg und melden Sie ihm, die Zahlung ihres Witwengehalts sei eingestellt und bis auf weiteres dürfe sie nicht bei Hofe erscheinen. Ich habe auch dem Prinzen davon geschrieben. Man kann ihr später Gnade widerfahren lassen, nachdem sie ihren großen Fehler eingesehn haben wird.«

Diesen Befehl theilte am 24. Juni der Staatskanzler dem Staats- und Conferenzminister Georg Adam Fürsten Starhemberg, welcher unter dem Statthalter die Regierung der Niederlande leitete, in folgender Weise mit: »Die Kaiserin Königin hat mich davon in Kenntniß zu setzen geruht daß Sie dem durchlauchtigsten Herzog General-Statthalter zu erkennen gegeben, wie sie der Prinzessin zu Stolberg gegenüber Unkunde der Heirath ihrer Tochter nicht vorschützen könne, daß folglich die Zahlung der Pension der Prinzessin einzustellen und dieser zu verbieten sei, bis auf weitern Befehl bei Hofe zu erscheinen. Ihre Majestät fügt indeß hinzu daß man ihr Gnade widerfahren lassen könne wenn sie ihren großen Fehler einsehn werde, und befiehlt daß ich von allem diesen Eure Durchlaucht in Kenntniß setze. Es ist sicher und gewiß daß die Prinzessin Stolberg schwer gefehlt hat, indem sie, ohne Zustimmung des Hofes, ihre Tochter einer »Personnage«, wie die des Prätendenten, zur Ehe gegeben hat. Ew. Durchlaucht werden sehr wohl thun ihr bemerklich zu machen wie sehr sie durch dies Benehmen verstoßen hat.«

Von der kaiserlichen Ungnade betroffen, übersandte

die Prinzeſſin zu Stolberg folgende Bittſchrift: »An Ihre geheiligte Majeſtät die apoſtoliſche Kaiſerin Königin. Die verwitwete Prinzeſſin zu Stolberg, troſtlos über das Unglück Eurer Majeſtät Misfallen erregt zu haben, wagt in demüthigem Vertrauen die Zeichen ihrer Trauer und Betrübniß zu Allerhöchſtdero Füßen niederzulegen. Von Ew. Majeſtät verurtheilt, ſinnt ſie nur auf ein Mittel ihren Fehler wieder gut zu machen, und indem ſie dieſen Fehler eingeſteht, ſucht ſie keine andere Rechtfertigung als ihr Vertrauen zu der Milde und Güte einer Herrſcherin die ſtets gleich wohlthätig wie erhaben iſt. Die Bittſtellerin hat übrigens zu ihrer Rechtfertigung keine andern Gründe anzuführen, als die für ſie eine Quelle der Verlegenheit gewordenen Umſtände, welche ſie dem durchlauchtigſten Herzog General-Statthalter dargelegt hat. Sie weiß daß ſie nur von der Gnade und Nachſicht Ew. Majeſtät eine Linderung des Schmerzes erwarten darf, welcher ſie ſeit dem Augenblick belaſtet wo ſie die allerhöchſte Ungnade ſich zugezogen hat. In ſolcher Stimmung wirft ſie ſich zu Ew. Majeſtät Füßen mit der flehenden Bitte ihr Ihre Gnade wiederzuſchenken.«

Prinz Carl verwandte ſich perſönlich für die Bittſtellerin. Er mogte des Tages von Lenthen denken an welchem Guſtav Adolf Stolberg vor ſeinen Augen gefallen — er mogte ſich der alten Beziehungen der Stuarts zu ſeinem Hauſe, des wiederholten Verweilens des Chevaliers de St. George in Lothringen erinnern. Schon am

17. Auguſt erſtattete Kaunitz Marien Thereſen Bericht über dieſe Verwendung und überreichte die Bittſchrift. Die Kaiſerin nahm ihre Befehle zurück: die Prinzeſſin Stolberg erhielt ihre Penſion und ihre Hof-Entrée wieder. Die Sache war leichter abgemacht als einſt bei der Vermälung Marie Clementine Sobieska's.

Die Neuvermälten brachten ein paar Tage in Macerata zu, verließen dieſe Stadt am Abende des Oſterfeſtes, und übernachteten am folgenden Tage zu Terni im Hauſe des Grafen Spada (heute Palazzo Maſſarani), deſſen Bruder wie geſagt ſeit längerer Zeit im Gefolge Carl Eduard's war. Die lebendige Anmuth der jungen Frau machte den vortheilhafteſten Eindruck auf die Damen des Hauſes, denen es indeß auffiel daß ſie, ihrer Jugend und Friſche ungeachtet, Schminke trug, welche ſie auch der Gräfin Spada aufdrang, obgleich deren Wangen dieſes Mittels durchaus nicht bedurften. Sie erreichten am 22. April Rom, wo ſie mit einem an königliche Verhältniſſe erinnernden Gepränge einzogen. Vier Couriere ritten voraus, dann kam die Poſtchaiſe des Prinzen, die der Prinzeſſin mit dem neuvermälten Paar von ſechs Pferden gezogen, zwei ſechsſpännige Wagen mit Gefolge, zwei andere ebenſo mit dem Gefolge des Cardinals. Eine Menge Volks war zuſammengelaufen, den Einzug mit anzuſehn. Der Cardinal

ſtattete der jungen Schwägerin einen langen Beſuch ab, und ſchenkte ihr eine reich mit Brillanten beſetzte Doſe, worin eine Anweiſung von vierzigtauſend römiſchen Thalern lag. Carl Eduard zeigte dem Staats-Secretär Cardinal Pallavicini die Ankunft des »Königs und der Königin von England« an. Aber die Tage Clemens' XI waren vorüber. Vierundfünfzig Jahre lagen zwiſchen dieſem Moment und dem Einzug Jakob's III: ſechsundvierzig Jahre eines Schattenkönigthums hatten der Weltſtadt genügt. Papſt Clemens XIV, deſſen einfacher geſunder Sinn, in allen Lebenslagen, als armer Franziskanerbruder wie als Fürſt der Kirche, an den Tag gelegt, die Anerkennung und Würdigung unabweisbarer Thatſachen und daraus entſpringender Forderungen am wenigſten von der Hand wies, hatte eben ſo wenig wie ſein unmittelbarer Vorgänger Luſt wegen eines bloßen Titels Verwicklungen mit fremden Mächten zu veranlaſſen. Nie ſind Carl Eduard die königlichen Ehren zu Theil geworden die man in Rom ſeinem Vater erzeigte. Natürlich hinderte dies Carl Eduard nicht an ſeinem Rechte feſtzuhalten, und eine fürſtliche Hofhaltung einzurichten, nach dem Maße welches die Umſtände ihm geſtatteten. Ein Reiſender und Autor, der als Achtzigjähriger die Erinnerungen ſeiner Jugend mit zum Theil ſehr jugendlicher Friſche und Leichtigkeit aufzeichnete, und in dem Jahre geboren war in welchem Carl Eduard's Stern meteoriſch leuchtete, der Berner Patrizier Carl Victor von Bonſtetten, ſchildert dieſen Miniaturhof wie er ſich

ausdrückt, den er im Winter 1773—74, alſo im zweiten Jahre nach der Vermälung, in Rom ſah, wo der Palaſt Muti, heute durch Umbau und Vergrößerung vielfach verändert, mit vielem ſchönen Hausgeräth älterer wie neuer Zeit ausgeſtattet war und man an den Wänden des Zimmers der Gemalin des Prätendenten manche der trefflichen Blätter ſah, welche dem vormaligen treuen Gefährten des Letztern, Robert Strange, den Ruf eines der größten Kupferſtecher verſchafft haben. Drei bis vier Edelleute und Damen, ſagt er, umgaben das königliche Paar, und die Anmuth und Heiterkeit der »Königin« (der Ausdruck iſt ernſt gemeint, denn ſie zeichnete damals »Louise R.«) verbreitete über Alles einen eigenthümlichen Reiz. Die Königin der Herzen wie man die Gemalin des Prätendenten nannte, war mittler Größe, blond mit dunkelblauen Augen, mit leicht retrouſſirter Naſe, der Teint glänzend weiß wie der einer Engländerin. Ihr Ausdruck war ſchelmiſch heiter, natürlich aber nicht ohne Anflug von Neckerei, ihr Weſen mehr franzöſiſch als teutſch. Sie war fähig alle Köpfe zu verdrehn. Der Prätendent war groß, hager, gutmüthig, geſprächig. Er freute ſich engliſch reden zu können und erzählte gerne und viel von ſeinen Abenteuern, für einen Fremden intereſſant genug, während ſeine Umgebung vielleicht zum hundertſtenmal davon gehört haben mogte. Beinahe nach jeder Fraſe frug er italieniſch: ha capito? Seine junge Gemalin lachte herzlich über die Geſchichte der Verkleidung in Weibertracht, wenn ſie ſeine

Miene und Statur ſich anſah. Der kleine Hof ging jeden Abend ins Theater. In ihrer Wohnung empfingen ſie nur wenig Leute, denn Engländer gingen nicht hin, und die Römer ſind ſelten unterhaltend. Doch ſahn ſie Bekannte bei Tafel.

Die eigenthümlichen römiſchen Rangverhältniſſe ſcheinen Carl Eduard und ſeine Gemalin abgehalten zu haben viel in jene Geſellſchaft zu gehn, in welcher Erſterer als Knabe und Jüngling ein Liebling geweſen war. Die römiſche Geſellſchaft hatte ebenſo wie die Stadt einige Mühe gehabt ſich als ſolche zu bilden. Wie Alt-Rom aus mehren der Stammgenoſſenſchaft nach von einander verſchiedenen Gemeinweſen entſtanden war, wie im Mittelalter dieſelbe zu weite Ringmauer eine Zahl vereinzelter gegegeneinander abgeſperrten Burgen umſchloſſen hatte: ſo hatten ſich erſt allmälig und namentlich in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts nähere Beziehungen der großen Familien zu einander gebildet, als der fortwährende Andrang und Zufluß der fremden theilweiſe bürgerlichen Elemente das ſeit den Zeiten der Herrſchaft der Tusculaniſchen Grafen überwiegende, römiſch gewordene feudale Element des Adels milderte und beſchränkte. Der Zuſatz des eigentlichen klerikalen Beſtandtheils, oder des Elements der Curie, das in der modernen Form ſich etwa ein Jahrhundert früher zu entwickeln begonnen, gab dann der eigenthümlichen Geſtaltung den Abſchluß, von welcher heute noch, nach ſo manchen tiefeingreifenden Wechſeln, vieles ſich erhalten hat.

Eine Geſellſchaft voll Glanz und großer Namen älterer und neuerer Zeit, voll legitimer und angemaßter Anſprüche, voll perſönlichen Verdienſtes und Emporkömmlingsglücks, voll traditioneller Ehrfurcht und boshaft-witzigſter Satire, voll vornehmer Haltung und ſchlaffer Moral, voll Ahnenſtolzes und äußerer Deferenz gegen raſche, durch Gunſt oder Tüchtigkeit gemachte Carrière. Männer, deren Familien ihre Traditionen oder Prätenſionen bis in die römiſche Kaiſerzeit (die der Republik mögen beiſeite beiben) hinaufrückten, fanden ſich zur Seite von Solchen die kaum ihre Väter nennen konnten, und mußten ihnen oft den Rang laſſen. Viel Ceremoniell, dabei eine ganz eigenthümliche Fyſionomie bei dem wenn nicht überwiegenden doch ſtarken Zuſatz des geiſtlichen Beſtandtheils, durch die Cardinäle, damals mehr denn heute großen Familien angehörend und durch Reichthum und Einfluß glänzend, durch die Prälatur zu welcher ganz Italien und auch das Ausland Beſtandtheile lieferte, durch die Abati, zu jener Zeit in ihrem vollen Flor. Man ſagte wol, die römiſche Geſellſchaft ſei nicht unterhaltend: Bonſtettens Ausſpruch ward eben angeführt. Dennoch muß ſie große Annehmlichkeit und Hülfmittel vereint haben, nach den Berichten zu urtheilen die ſie von der Mitte des letzten Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Revolution ſchildern, wo in Rom Alles in Trümmer fiel.

In mehren Häuſern des großen Adels wurde an beſtimmten Tagen empfangen, bei den Corſini zur Zeit ihres

Papſtes Clemens' XII, bei den Borgheſe die lange das erſte Haus in Rom waren, bei den Santacroce, bei den Patrizi, bei den Bolognetti-Cenci, bei den Rezzonico während der Regierung Clemens' XIII und ſpäter, indem der Fürſt Rezzonico, Senator von Rom, und ſeine Gemalin, eine Boncompagni von Piombino, den Capitoliniſchen Palaſt zum Schauplatz glänzender Geſelligkeit machten. Eine Nepotenfamilie gab es damals nicht: man ſtand zwiſchen den Rezzonicos und Braſchi, mit welchen letztern der Nepotismus zu Grabe getragen wurde. Die ſchönen Paläſte, das prächtige Ameublement, die unvergleichlichen Kunſtſchätze, die helle Beleuchtung, die zahlreiche Dienerſchaft, Alles trug zum Glanz der Empfangsabende bei. Fremde von Rang wurden leicht eingeführt: es hieß wol, die einheimiſche Geſellſchaft, mit den Damen vom Hauſe zu beginnen, kümmere ſich wenig um ſie: ein Vorwurf, den man heute, mit nicht mehr Begründung, wiederholen hört. In allen Häuſern wurde geſpielt: Minchiate oder Tarok, Tre-ſette, Faro; mehr oder minder hoch je nach der Geſellſchaft. Ein Mitglied des Adels hielt beim Faro die Bank: Gold- oder Silber-Münze ſah man ſelten, da in Rom lange ſchon Papier das Metall vertreten und die unglaubliche Geldwirthſchaft ſich eingeniſtet hatte, zu welcher Sixtus V den Grund legte und welche unter Pius VI, inmitten der durch die franzöſiſche Revolution herbeigeführten Wirren, mit einem der ruinöſeſten Staatsbankerotte ein Ende nahm. An Erfriſchungen war in großen Häu-

ſern Ueberfluß. Bälle fanden nur im Carneval ſtatt, große Diners ſelten.

Einer der Reiſenden welche das geſellige Leben in Italien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts am anſchaulichſten geſchildert haben, De Broſſes, ſtellt folgenden Vergleich an zwiſchen italieniſcher und franzöſiſcher Lebensart: Wir Franzoſen nennen meiſt die Italiener ärmlich und geizig, ſagen ſie verſtehen es nicht ihren Einkünften gemäß zu leben; nur unſere großen Herren, heißt es, haben eine prächtige Exiſtenz, reiche Tafel, glänzende Equipagen u. ſ. w. Die Begriffe von Pracht und Glanz bei den beiden Nationen ſind verſchieden. Die italieniſche Art ſcheint mir vornehmer, reicher, nützlicher, mit einem Anſtrich von überwiegender Größe. Bei uns in Frankreich beſteht das was wir ein großes Haus, eine große Figur machen nennen, gewöhnlich in einer wohlbeſetzten Tafel. Ein reicher Mann der repräſentirt, hat einen zahlreichen Küchendienſt, große Livrée, dreimal mehr Gerichte als nöthig, elegant aufgeſtelltes Obſt, eine Sitte die wir, nebenbeigeſagt, von den Italienern entlehnt haben. Er holt eine Menge Gäſte zuſammen, ohne ſich viel darum zu kümmern ob ſie ſeine Freunde, ob ſie liebenswürdig ſind, ob ſie zueinander paſſen; es genügt ihm daß ſie von ſeiner Tafel reden und von ſeiner noblen Weiſe ſein Geld auszugeben. Mitten unter Ausgaben dieſer Art lebt er ohne Freude wenn nicht von Langerweile geplagt, oft in Verlegenheit und Misſtimmung ungeachtet ſeines Reichthums,

nicht ſelten am Ende ruinirt, und gewiß nach der Verdauung vergeſſen.

Davon weiß der Italiener nichts. Das ererbte oder gewonnene Gut verwendet er zu irgendeinem ſchönen Gebäude oder Monument, das ſeiner Vaterſtadt zum Vortheil oder zum Schmuck gereicht und ſeinen Namen und Kunſtſinn auf die Nachwelt bringt. Iſt dieſe Art Eitelkeit nicht eine weit beſſere als jene? Zunächſt kommt dieſe Gattung Pracht weit mehr zu nutze, und das Geld geht vorzugsweiſe in die Hände der arbeitenden Claſſen. Was den eignen Genuß betrifft, ſo dünkt die Freude an einem täglich höher ſich erhebenden Bauwerk mir über derjenigen an einem binnen wenigen Stunden geſchwundenen Gaſtmal zu ſtehn; der Genuß der Augen ſcheint mir edler als der des Gaumens, und eine ſchöne Säule wiegt wol ein Rebhuhn auf. Nachdem man ſie bewundert, bewundert man ſie wieder: Jeder iſt invité né, und je allgemeiner das Feſt, um ſo mehr macht Der ſich Ehre welcher ſein Gut dazu verwendet. Aber das Gute beider Lebensweiſen läßt ſich miteinander verbinden: die Freuden und Zwecke der Geſellſchaft mit denen des Kunſtſinns und der allgemeinen Nützlichkeit. Angenehme Soupers ſchließen ſchöne Marmorſtatuen nicht aus.

Es war in Rom eine vielfach bewegte Zeit, in welche dieſer Aufenthalt Carl Eduard's und ſeiner jungen Gemalin fiel. Papſt Clemens XIV war ſeiner ganzen Geiſtes- und Karakters-Eigenthümlichkeit nach den Schwierigkeiten

nicht gewachsen, die den Tod seines Vorgängers beschleunigt hatten und zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu führten, welche bekanntlich am 23. Juli 1773 erfolgte. Das heilige Collegium zählte bedeutende und angesehene Mitglieder, aber es war in sich zu uneins, um dem Papste eine rechte Stütze zu sein. Manche, die zu einer einflußreichen Rolle bestimmt waren, wie Francesco Saverio Zelada, Antonio Eugenio Visconti, Giovan Angelo Braschi der nachmalige Papst Pius VI, erhielten erst um jene Zeit den Purpur. Es waren die Tage der unermüdlichen Thätigkeit der Diplomatie, an deren Spitze die Botschafter Spaniens und Frankreichs standen, D. Josef Moñino, bekannter unter seinem nachmaligen Titel Graf von Florida Blanca, und der Cardinal de Bernis, welcher längere Zeit hindurch die ganze römische Politik zu lenken glaubte, und jedenfalls in der römischen Gesellschaft eine große Stellung hatte. Er nannte seine kleinen Gedichte seine Jugendsünden, aber er lebte als Grand Seigneur und Repräsentant einer großen Nation: sein Haus war im glänzendsten Styl gehalten, mit zahlreicher Dienerschaft, mit offener Tafel zu welcher Jeder eingeladen war der sich ihm hatte vorstellen lassen, mit prächtigen Fêten, was Alles dazu beitrug, seines fürstlichen Einkommens ungeachtet ihn völlig zu Grunde zu richten, so daß die französische Revolution ihn zum Bettler gemacht haben würde, wäre nicht eine spanische Pension seiner Noth zu Hülfe gekommen. Ein Mann dem es zur Ehre gereicht daß die ärgsten Feinde

Roms und des Clerus von ihm ſagen, das Unglück das ihn betroffen habe die allgemeine Verehrung gegen ihn nicht geſchmälert ſondern gemehrt, und nie habe Irgendeiner ſich über ihn zu beklagen gehabt. Später kam als ſpaniſcher Geſandter an Moñino's Stelle Joſef Nicolas d'Azara, der warme Freund der Künſte und Wiſſenſchaften und Verehrer und Beſchützer Raffael Mengs'; der auf politiſche Angelegenheiten wie auf das Geiſtesleben in Rom bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Ein ſpaniſcher Botſchafter hatte eine große Poſition und übte ſelbſt eine Gerichtsbarkeit aus, die noch ein Reſt jener Zeiten war, in denen die Ambaſſadeurs-Privilegien ernſte Zerwürfniſſe zwiſchen dem heiligen Stuhl und fremden Mächten herbeiführten.

So anſpruchslos Clemens XIV perſönlich war, ſo that er doch während ſeiner kurzen und vielfach bedrängten Regierung manches für Rom in ſeinen Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Anſtalten und ſeiner ganzen äußern Erſcheinung. Clemens XII hatte dem Capitoliniſchen Muſeum ſeine gegenwärtige Ausdehnung gegeben, Benedict XIV hatte dies Muſeum durch die zu ſeiner Zeit in der Hadrianiſchen Villa entdeckten egyptiſchen Sculpturen bereichert und die Gemäldeſammlung hinzugefügt welche, obgleich ſie dem Namen Roms nicht entſpricht und den großen Privatſammlungen nachſteht, manche ſchöne Werke namentlich des ſiebzehnten Jahrhunderts enthält. Clemens XIV, den Beſtrebungen ſeiner Vorgänger nacheifernd und unter dem belebenden

Einfluſſe jenes Eifers für klaſſiſche Kunſt und Zeit, der längere Zeit hindurch in der Thätigkeit des Cardinals Aleſſandro Albani und ſeiner Umgebung Ausdruck und Mittelpunkt gefunden hatte, begann den Bau und die Anlage des Vaticaniſchen Muſeums bei dem Landhauſe Innocenz' VIII das unter dem Namen des Belvedere weltberühmt geworden iſt: er begann jene unſterblichen Marmorwerke zu ſammeln welche ſeit Julius II die Päpſte in Sälen, Gängen und Hofraum ihres Palaſtes hatten aufſtellen laſſen; Anfang jenes Muſeums welches ſeine Nachfolger zum erſten der Welt machten. Die Ergebniſſe der Ausgrabungen wie zufälliger Funde unter ſeiner Regierung waren ſeinen Zwecken günſtig, und wenn ſpäter erſt die Scipionengräber entdeckt wurden und die Hadriansvilla, Oſtia und andere Orte ihre verborgenen Schätze herausgaben, ſo ſahn ſeine Tage unter andern den berühmten Muſen-Cyclus des Vaticans aus der Villa des Caſſius zu Tivoli wieder ans Licht bringen. Giovanni Batiſta Visconti, ſeit Winckelmann's Tode Aufſeher der Antiquitäten und Ausgrabungen, war des Papſtes Berather bei dieſer Unternehmung, unterſtützt von ſeinem damals nicht viel über zwanzigjährigen Sohne Ennio Quirino, ſchon als Knabe ein Wunder von Gelehrſamkeit welcher ein ebenſo ſicherer Geſchmack und ſcharfe Kritik ſich zugeſellten, und die im gewöhnlichen Umgange durch natürlichen ächt-römiſchen Witz belebt wurde. Beide Visconti begannen das große Werk über das Muſeo Pio-Clementino,

welches Ennio Quirino's Namen von dem der großen Sammlung unzertrennlich gemacht hat. Der gelehrte Stefano Borgia, durch ſeine Geſchichte von Benevent als Kenner ſo der kirchlichen Antiquitäten wie der Zeiten longobardiſcher Herrſchaft bewährt, wurde an das Collegium der Propaganda gezogen, deſſen Muſeum noch heute ein Denkmal ſeiner aufopfernden Thätigkeit iſt. Monſignor Giovanni Bottari, unter mehren Päpſten ſo thätig wie verdient um Literatur und Kunſtgeſchichte, namentlich durch ſeine Ausgabe des Vaſari, die erſte welche den Verſuch machte die zahlreichen Irrthümer der Biografien zu verbeſſern und die Lücken auszufüllen, wie durch die reiche Sammlung der Künſtlerbriefe welche für alle nachfolgenden ein Muſter geblieben iſt, war damals durch ſein hohes Alter größerer Thätigkeit entrückt. Aber noch wirkten in ungeſchwächter Kraft die gelehrten Raguſaner Benedetto Stai und Raimondo Cunich, jener ſeit Benedict XIV Secretär der lateiniſchen Briefe, ein Nachahmer des Lucrez indem er — gewagtes Unternehmen! — Descartes' und Newton's Lehrſyſtem in lateiniſche Verſe brachte, dieſer ein glücklicher Ueberſetzer des Homer in lateiniſche Hexameter, und ſeiner zweiten Heimath Rom treu, auch nachdem die Aufhebung der Jeſuiten ihn von ſeinem Lehramt am Collegio Romano entfernt hatte, während ſein gelehrter Landsmann und Ordensgenoſſe, der Mathematiker und Aſtronom Boscovich, einen Ruf nach Piſa und ſpäter nach Paris annahm, während Giulio Ceſare Cordara, der einſt Carl

Eduard's ſchottiſchen Kriegszug in eleganter lateiniſcher Diction geſchildert und die Geſchichte ſeines Ordens unter dem Generalat Mutio Vitelleschi's geſchrieben hatte, in ſeine piemonteſiſche Heimath zurückkehrte. Andere fremde Geiſtliche hatten in Rom Aufnahme gefunden und benutzten die Ruhe des Kloſters zu gelehrten Forſchungen, unter ihnen die Franzoſen Jaquier und Leſueur, die den ergiebigſten Studien in der Phyſik und den Naturwiſſenſchaften oblagen in jenem Kloſter der Minimen, welches unter dem Schutze König Carl's VIII von S. Franciscus de Paula auf der Höhe des Pincio gegründet worden war. So theologiſche wie juriſtiſche Studien und Praxis zogen fortwährend eine Menge jüngerer Leute aus allen Theilen Italiens nach Rom, wo manche derſelben ſich eine ſchöne Exiſtenz gründeten und eine ehrenvolle Laufbahn eröffneten.

Weniger als von den gelehrten, iſt von den poetiſchen und literariſchen Leiſtungen jener Tage zu melden. Von dem römiſchen Hofe der Königin Chriſtine von Schweden, von der Literatenſchaar Clemens' XI, von den wahrhaft fruchtbaren und reformirenden Zeiten der Akademie der Arcadia, war nach dem Tode Guidi's, Zappi's, Gravina's, Crescimbeni's, nach Metaſtaſio's Berufung an den wiener Hof, nur ein ſchwächlicher Nachwuchs geblieben, der oft genug, und vielleicht über Gebühr, verhöhnt worden iſt, und von deſſen Natur man ſich heute noch, beim Anhören der Sonetten- und Canzonenſchmiede römiſcher Akademien, einen Begriff machen kann. Dieſe Richtung repräſentirte die

Arcadia, der man zu viel Böſes nachgeſagt hat, und die auch in den Zeiten des Verfalls die beſſern Geiſter heranzuziehn und einen literariſchen Mittelpunkt zu bilden verſtand Die Melodramendichtung Metaſtaſio'ſchen Genres blühte, und verlegte im Verein mit der Muſik der ernſtern dramatiſchen Poeſie den Weg. Eine elegante aber meiſt matte lateiniſche Dichtung wurde größtentheils von den Jeſuiten gepflegt. Die berühmteſte der modernen Improviſatricen, Corilla Olimpica, wie man Maria Maddalena Morelli-Fernandez von Piſtoja nannte, hatte in Rom ihren Wohnſitz, und war nicht lange vorher auf dem Capitol gekrönt worden, troz des Spottes des in jenen Zeiten ungewöhnlich redſeligen Pasquin. Unter den Nicht-Römern, die, in Rom lebend, in der Literatur wie in der Geſellſchaft eine Stelle einnahmen, iſt der Graf Aleſſandro Verri von Mailand zu nennen, Bruder des Staatsökonoms Pietro Verri, und gleich ihm thätiger Theilnehmer an jenem vielbeſprochenen Journal Il Caffé, welches theils mit Ernſt theils mittelſt der Satire im Dienſt Voltaireſcher Aufklärung und in vernachläſſigter unitalieniſcher Schreibart die ſozialen, legislativen, ökonomiſchen, literariſchen Gebrechen der Lombardei angriff und die Bedürfniſſe klarmachte, oft zum Frommen nicht ſelten zum Nachtheil; dieſer Freund und Reiſegeſellſchafter Ceſare Beccaria's, welcher der alten peinlichen Geſetzgebung mit einem einzigen Buch den Todesſtoß gab, lebte ſeit 1767 in Rom wo Anfangs ein zartes Verhältniß ihn feſthielt dann der un-

nennbare Reiz feſſelte den die Weltſtadt ausübt. Hier war es wo er ſeine Saffo ſchrieb die wegen der feinen ſtufenweiſen Entwicklung weiblicher Leidenſchaft, ungeachtet ihrer Längen und des geleckten Styls, immer noch anzieht; hier verfaßte er die Römiſchen Nächte an den Gräbern der Scipionen, ſein bekannteſtes Werk, doppelt bedeutend für einen vormaligen Zögling der Encyclopädiſten. Denn nicht nur entwickelt er in dieſen imaginären Unterhaltungen und Wanderungen, welche genaue Bekanntſchaft mit römiſcher Geſchichte und Literatur verkünden, eine richtige Anſicht des Weſens der Römer und des Karakters ihrer Herrſchaft, ſondern er ſtellt denſelben das chriſtliche Rom gegenüber, unkriegeriſch aber ſiegreich, aus Ruinen ſich erhebend aber glücklich; die Herrſchaft der Welt verliehen und genommen von einer waffenloſen vom Himmel beſchützten Hand; auf ſeinem Thron Männer, unvergleichlich und von erhabenen Gedanken und Seelengröße wie keine vor ihnen; zum ernſten Gericht des Tempels ladend die Großen aller Reiche wie mit Poſaunentone.

Erſt einige Jahre ſpäter kam Vincenzo Monti nach Rom, der »Abate Monti« wie er ſich damals nannte und trug, vom Cardinal Scipio Borgheſe aus Ferrara dahingeführt, ſchon durch Alfonſo Varano's Viſionen vor den Abwegen des ſchwülſtigen Genres gewarnt zu welchem ſeine lebendige ja üppige Fantaſie ihn zu verleiten drohte, durch Ennio Quirino Visconti, der nur drei Jahre älter aber weit reifer war, auf das ernſte Studium der Alten und Dante's hingewieſen,

das bei ihm fruchtbarer ward als bei irgendeinem andern unter den Neuern, ohne dieſen ſchöpferiſchen Geiſt vor den ſeltſamſten Extravaganzen bewahren zu können. Und dieſelbe Zeit, das Jahr 1778, ſah mit Monti Denjenigen in Rom erſcheinen, den man oft mit ihm zugleich nennt, gleichſam als die Dioscuren der italieniſchen Poeſie der beiden erſten Dezennien unſeres Jahrhunderts: Ippolito Pindemonte, damals fünfundzwanzigjährig und durch einen dramatiſchen Verſuch bekannt, welcher die ihm vorgezeichnete wahre und eigentliche Bahn noch nicht ahnen ließ.

So war es, in der Hauptſtadt der Welt, in geſelligen und literariſchen Dingen beſchaffen. Im Kunſtleben herrſchte immer große Thätigkeit. In der Malerei machten Reminiscenzen und Praxis einer großen Vergangenheit ſich mehr und mehr geltend. Raffael Mengs, der ſeine Zeit zwiſchen Madrid und Rom theilte, und Pompeo Batoni von Lucca hatten ſich, mit verſchiedenen Mitteln und verſchiedenen Grundſätzen, weit über ihre jüngſten Vorgänger erhoben, jener mit größerem Wiſſen, Berechnung und Studium, dieſer mit lebendigerer Fantaſie und fruchtbarerer Conception begabt; der Erſtere in dem Parnaß der Villa Albani, in dem Deckengemälde in Sant' Euſebio, in den Fresken des Papyrus-Zimmers der Vaticaniſchen Bibliothek, der Letzere in dem Sturz des Simon Magus, in dem Altargemälde in S. Celſo, in der Madonna mit einem Heiligen im Palaſt Roſpiglioſi, nicht tadelloſe doch ſehr bemerkenswerthe Werke liefernd; Beide ausgezeichnet

in Bildniſſen. Angelica Kauffmann, nach manchen Irrfahrten in Rom anſäſſig das ſie bis an ihren Tod bewohnte und wo ihr Haus ſo für Einheimiſche wie für Fremde ein Vereinigungspunkt war, wiederholte ſtets die nämlichen Motive mit matter Grazie und conventioneller Zeichnung. Giovan Paolo Pannini malte mit glücklicher Leichtigkeit wenngleich nicht immer mit ſtrenger Wahrheit jene Proſpekte, deren reiche trefflich gruppirte Staffage heute ihren hauptſächlichſten Reiz bildet. Die Moſaikarbeiten waren in großem Flor. Die Architektur zeigte in den mächtigen Werken, welche Clemens XIV auf dem Vaticaniſchen Hügel durch Simonetti beginnen, Pius VI durch dieſen und Camporeſi fortſetzen ließ, und einige Zeit darauf in dem von Morelli gebauten Palaſt Braschi, Sinn für Großartigkeit mit beſſerm Geſchmack vereint wenngleich ohne klaſſiſche Strenge. Die Venetianer Jacopo Quarenghi und Antonio Selva, jener durch ſeine zahlreichen Bauwerke in St. Petersburg, dieſer durch ſeine Arbeiten in der Heimath bekannt, kamen um jene Zeit nach Rom. Den Schweſterkünſten ſtand die Sculptur nach, Canova's harrend, welchen der venetianiſche Botſchafter Girolamo Zulian im Jahr 1780 nach dem Palazzo di San Marco einlud.

Solcherart waren römiſche Geſellſchaft, Perſonen, Verhältniſſe, als Carl Eduard und ſeine junge Gemalin dort lebten. Sie verweilten im Palaſt am Apoſtelplatze bis zum Sommer 1774. Die Römer nannten die Gemalin des Prätendenten nach dieſer Wohnung die Regina Apoſtolorum. Das ſchon im Herbſt nach der Vermälung verbreitete Gerücht, daß ſie ihrem Gemal einen Erben verheiße, erwies ſich als falſch. Im Auguſt des obengedachten Jahres waren der Graf und die Gräfin von Albany in Livorno. Sie hatten Rom verlaſſen, in der Abſicht längere Zeit von dort entfernt zu bleiben und ſich zunächſt in Siena niederzulaſſen. Das folgende Jahr war nämlich ein Jubeljahr, und Carl Eduard vermogte den Gedanken nicht zu ertragen, daß bei den Feſtlichkeiten deſſelben ihm und ſeiner Gemalin die Ehrenbezeugungen verweigert werden würden, die bei ſolchen Anläſſen im Fall der Anweſenheit gekrönter Häupter üblich ſind. Im Herbſte waren Beide in Siena, von wo ſie am 29. October in Florenz eintrafen. Bevor jedoch die Ereigniſſe des für Beide verhängnißvollen Aufenthalts in der toscaniſchen Hauptſtadt erzählt werden, iſt es nöthig gewiſſer Vorfälle zu gedenken welche im Ganzen wie im Einzelnen einem Roman ähnlich ſehn, deren aber doch Erwähnung geſchehn muß weil ſie zur Stütze von Anſprüchen dienen, die in neueſter Zeit erhoben worden ſind und ein gewiſſes Aufſehn gemacht haben. Im Jahre das auf Carl Eduard's Vermälung folgte, ſo berichtet die Erzählung, reiſte ein junger ſchot-

tiſcher Arzt Namens Beaton durch Italien. In Toscana umherziehend, vernahm er plötzlich ein dunkles Gerücht, der Erbe der Stuarts und ſeine Gemalin verweilten unerkannt in dem Lande. An der von Piſa und Lucca nach Parma führenden Straße, am ſüdlichen Abhang der Apeuninen, ſollten ſie in der Nähe eines der h. Roſalia gewidmeten Kloſters eine Villa bewohnen. Die ſchwächliche Geſundheit der Dame, hieß es, habe die Wahl dieſes in friſcher Bergluft ſtille gelegenen Ortes beſtimmt. Angezogen durch den Namen von »König und Königin« begab der junge Arzt ſich in die bezeichnete Gegend. Er hielt ſich einige Tage in der Nähe auf: er erkannte den vorbeifahrenden Prinzen, nicht mehr jugendlich ſchön, ſagt der Bericht, aber immer noch mit dem Adlerblick der einſt ſeine Anhänger gefeſſelt hatte. An demſelben Abende beſuchte er die menſchenleere Kloſterkirche, als plötzlich ein hochgewachſener Mann in etwas abenteuerlicher Tracht vor ihm ſtand, der ihn italieniſch anredend frug, ob er der Dr. Beaton ſei, und auf die Bejahung ihn erſuchte ihn zu begleiten, da ſeine ärztliche Hülfe unmittelbar erfordert werde. Erſtaunt über die unerwartete Begegnung frug er um was es ſich handle. Da er jedoch eine ungeduldig ausweichende Antwort erhielt, erklärte er ſich zu folgen bereit.

Ein Wagen hielt in der Nähe der Kirche. Ich muß eine ungewöhnliche Vorſichtsmaßregel brauchen, ſagte der Unbekannte; die Jalouſien des Wagens müſſen geſchloſſen werden, und Sie müſſen mir erlauben Ihnen die Augen

zu verbinden bevor Sie in das Krankenzimmer treten. Als auf des Arztes entſchiedene Ablehnung der Beſcheid erfolgte, es handle ſich um die vornehmſten und unglücklichſten der Jakobiten, willigte dieſer ſogleich ein. Die Fahrt währte geraume Zeit. Endlich ward ein Garten erreicht und der Arzt in eine große Villa geführt, deren Aeußeres den Rang ihrer Bewohner andeutete. In einem Saal mit rother Damaſt-Wandbekleidung erſchien ein junger reichgekleideter Diener: der Unbekannte wechſelte mit ihm einige haſtige Worte in teutſcher Sprache, und erklärte dann ſeinem Begleiter, die Haupt-Aufgabe ſeiner erbetenen Mühewaltung ſei erledigt. In Folge des Bruchs eines Wagenrades bei der Spazierfahrt habe die Dame des Hauſes eine Frühgeburt gemacht, aber Mutter und Kind befänden ſich anſcheinend wohl. Er möge folgen.

Der Arzt ging durch mehre Zimmer: in einem derſelben hingen verſchiedene Bildniſſe unter denen er König Jakob VIII und den Herzog von Perth erkannte. Er trat in das Schlafzimmer; er ſah eine Wärterin ein in feine Leinen gehülltes neugebornes Kind halten; er ſah hinter halbverſchloſſenen Vorhängen, in Kiſſen verſunken, ein bleiches zartes anmuthiges Geſicht, er faßte eine kalte Hand mit mattem Pulsſchlag. Er verlangte nach einem Schreibzeug. Man führte ihn in das anſtoßende Cabinet: im Augenblick wo er ſich an den Schreibtiſch ſetzte, erblickte er ein Miniaturporträt Carl Eduard's.

Das Detail kann hier übergangen werden. Der

Arzt wurde auf dieſelbe Weiſe weggeführt, nachdem er einen Eid geleiſtet Niemandem das Geheimniß zu entdecken, es ſei denn im Dienſte König Carls. Bald darauf verließ er Toscana. Im Begriff ſich einzuſchiffen, erkannte er, in einem raſch vorbeifahrenden Wagen, ſeinen Führer vom Kloſter aus, neben ihm eine Dame. Dicht am Strande harrte die große Schaluppe einer engliſchen Fregatte, der Albina, vom Commodore O'Haleran befehligt. Der Mann und die Dame ſtiegen aus: letztere trug mit beiden Händen einen verhüllten Gegenſtand. Ein ſchwacher Kinderſchrei traf das Ohr des Arztes. Das Boot entführte Kind und Begleiter nach dem Schiffe.

So iſt die Erzählung welche, ein erſtes Glied einer Kette mehr oder minder abenteuerlicher Geſchichten, glauben machen mögte, die Gräfin von Albany habe im zweiten Jahr ihrer Ehe einem Sohne das Leben gegeben; dieſer Sohn ſei, um ihn vor den Nachſtellungen des Hauſes Hannover zu retten, deſſen Späher, was nur zu wahr iſt, Carl Eduard fortwährend umgaben, unter falſchem Namen durch einen See-Offizier jakobitiſcher Familie nach dem nördlichen Schottland gebracht worden, habe dort geheirathet und Kinder hinterlaſſen. Eine Erzählung, welche durch das ganze ſpätere Benehmen und das völlige Stillſchweigen Carl Eduard's und ſeiner Gemalin in das Reich der Fabel verwieſen wird, während ſie auch der Zeit nach ſo gut wie unmöglich erſcheint, wenn wir ſie mit den Nachrichten vergleichen die der Britiſchen Regierung regel-

mäßig über Leben und Lebensweiſe des Mannes erſtattet wurden, welcher dem regierenden Hauſe dann wieder ein Gegenſtand wenn nicht der Beſorgniß doch der Aufmerkſamkeit geworden zu ſein ſchien, als die Möglichkeit einer Fortdauer der Stuart'ſchen Familie nochmals in den Vordergrund getreten war.

Zu Ende Octobers 1774 trafen wie geſagt der Graf und die Gräfin von Albany in Florenz ein.

Seit neun Jahren regierte Großherzog Peter Leopold in Toscana. Achtundzwanzig Jahre früher waren, in Johann Gaſto, die Medici ausgeſtorben. Es war, wie Lodovico Antonio Muratori ſagt, ein unerklärliches Unglück Italiens, das raſch nach einander alle ſeine eingebornen Fürſtenhäuſer ausſterben, und Fremde ſeine Throne einnehmen, oder ſeine Staaten Provinzen werden ſah, wie es mit Toscana, wie es mit Mantua, mit Mirandola, mit Guaſtalla und andern kleinen Fürſtenthümern geſchah: ein Prozeß gegen welchen der italieniſche Particularismus ſich, aller Uebelſtände der Kleinherrſchaft ungeachtet, ſtets ſehr geſträubt hat. Der neue Großherzog nachmalige Kaiſer Franz von Lothringen kam während achtundzwanzigjähriger Regierung Einmal nach Toscana, und das Land wurde in ſeinem Namen von einer Regentſchaft verwaltet. »Die Toscaner, ſchrieb nicht lange darauf der Präſident

de Broſſes, ſind von der Größe des Verluſtes den ſie durch das Ausſterben der Medizeer erlitten haben, ſo durchdrungen daß ſie ein Drittel ihrer Güter hergeben würden die Medici wieder zu haben, ein anderes Drittel die Lothringer wieder los zu werden. Nichts kann ihrem Abſcheu wider Letztere gleich kommen, wenn man den Haß der Mailänder gegen die Piemonteſen ausnimmt. Freilich haben die Lothringer ſie mit Härte und, was ſchlimmer iſt, mit Verachtung behandelt. Der Graf von Richecourt, der alle Macht in Händen hat, iſt ein Mann von Geiſt und Talent was man ihm zugeſteht: aber er weiß wenig von jener Schonung die nöthig iſt, einer neuen Herrſchaft Eingang zu verſchaffen. Die Lothringer ſcheinen Toscana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, wo man alles was man kann wegtragen muß, ohne ſich um die Zukunft zu kümmern.«

Dies war im zweiten Jahre nach der Beſitznahme wo man gegenſeitig noch gereizt war, wo die Toscaner den Verluſt ihres angeſtammten Herrſcherhauſes, das ungeachtet all ſeiner Schwächen und Untugenden dem Lande, mit welchem es verwachſen war, eine achtbare politiſche Stellung gegeben, es vor dem ſpaniſchen Joch bewahrt, es in Kunſt und Wiſſenſchaft fort und fort blühend erhalten hatte, nicht verſchmerzen konnten, wo die Lothringer den Tauſch, welcher der ſtaatlichen Unabhängigkeit ihrer Heimath ein Ende gemacht und dieſelbe in fremde Hände gebracht, nicht vergeſſen hatten. Der Prinz von Elbeuf, Emanuel von Lothringen, der ſich damals in Florenz

aufhielt, derſelbe welcher während ſeines langen Verweilens in Neapel den erſten Anlaß zu den Ausgrabungen in Herculanum gab, ſuchte durch ſeine große Höflichkeit die Kluft zu mindern; der Statthalter Marc de Beauvau Fürſt von Craon und ſeine Gemalin, der Marquis du Châtelet Gouverneur der Hauptſtadt, machten große Häuſer und bildeten eine Art Oaſe inmitten dieſer allgemeinen Abneigung. Der Ruf der feinen Bildung, des ſichern Geſchmacks, der in weite Kreiſe gedrungenen Gelehrſamkeit, ein Erbtheil der Medizeiſchen Zeit, war den Einwohnern geblieben. Es ſollten noch manche trübe Tage kommen, namentlich in den Zeiten des Kriegsunglücks Oeſtreichs wider Preußen, wo Toscana an Geld und Menſchen ärmer ward und, im Jahr 1745, dem Jahr der Kaiſerwahl ſeines Herrſchers, ſeine Volkszahl tiefer ſinken ſah als ſie je in der Medizeiſchen Zeit geweſen war. Dann aber ward's allmälig beſſer. Die vorgefundenen Beſtandtheile aſſimilirten ſich mit den neuen indem das Heimiſche namentlich in ſeinen ältern lebensfähigen Elementen überwog. Oekonomiſche und adminiſtrative Reformen halfen manchen Misbräuchen ab, die ſich namentlich unter den beiden letzten Medizeern eingeſchlichen hatten und nicht minder die legislative Einheit des Staates beeinträchtigten als ſie die Entwicklung ſeiner Kräfte, namentlich der landwirthſchaftlichen Induſtrie, des Handels und Verkehrs hemmten. Eine Schule von Oekonomiſten, auf heimiſchem Boden entſproſſen und mit geſunden ſtaatsökonomiſchen Grundſätzen genährt, ſuchte in

deren praktiſcher Anwendung den billigen Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen: ein lobenswerthes und fruchtbringendes Unternehmen, wären dieſe Männer und ihre Schüler in der Folgezeit nicht zu geneigt geweſen, ihre Nützlichkeits-Theorien über die verſtändigen Grenzen hinaus zu treiben und zur That zu machen.

So fand der neue achtzehnjährige Herrſcher Alles vorbereitet und eingeleitet, als er am 3. September 1765 in Florenz einzog, mit ſeiner jungen Gemalin Marie Luiſe von Spanien aus jenem Innsbruck kommend, wo ein Triumfbogen ſeine und ſeines Bruders Doppelhochzeit verkündet, während deren Kaiſer Franz einem Schlaganfall erlag. Er fand Alles vorbereitet zu ſeiner wenngleich allmäligen doch nicht ſelten übereilten, redlich gemeinten aber oft ſchonungslos angewandten reformiſtiſchen Thätigkeit. Eine Thätigkeit die in manchen namentlich in den materiellen Theilen, im Fach der adminiſtrativen Inſtitutionen, der Acker-, Zoll- und Handelsgeſetzgebung, des peinlichen wie mancher Fächer des Civil-Rechtsweſens, der Verminderung der Privilegien, der Geſundheitspolizei u. ſ. w. höchſt erſprießlich, in andern Beziehungen hingegen, in religiöſen Angelegenheiten, im Schulweſen, in der Militär- und Polizei-Verfaſſung, in der Zerſtörung alles Corporationsweſens und der zur Sicherung des Grundbeſitzes beſtehenden Familien-Inſtitute, in der Schmälerung der munizipalen Befugniſſe und anderem, theils übereilt, theils dem Geiſt und den Traditionen der Bevölkerung

durchaus widerſtrebend, theils alte und wohlerworbene Rechte verletzend, theils poſitiv ſchädlich war für Gegenwart und Zukunft. Eine Thätigkeit welche dieſer Regierung ſo große Bedeutung wie eine ſo verſchiedenartige Signatur gegeben hat. Peter Leopold war ein Fürſt von ausgezeichneten Eigenſchaften, von ſeltner Conſequenz und Energie, von ſcharfem Verſtande, von unermüdlicher Thätigkeit, aber voll reformiſtiſcher Pedanterei und ſchlecht verdauten Filoſofemen, ein ſeltſames Gemiſch von despotiſchen Inſtincten und adelshaſſendem Liberalismus, von filanthropiſchen Doctrinen und Abneigung gegen kirchlichen Einfluß; ein Feind des Mittelalters für das er kein Verſtändniß beſaß, und aller mittelalterlichen Inſtitutionen die ſeinen Nivellirungs-Prinzipien und ſeiner Centraliſirungsſucht ein Hinderniß in den Weg legten; in der Seele gleichgültig gegen Wiſſenſchaft und Kunſt obgleich unter ihm manches zur Förderung beider geſchah; ein Fürſt der ſich einbildete ein kanoniſches Recht nach ſeinem Geſchmack an den Hochſchulen lehren laſſen, und den kraſſeſten verjährten Janſenismus in die Katechismen der Confirmanden einſchmuggeln zu können. Ein ſolcher Fürſt war Peter Leopold, voll großer Eigenſchaften und Schwächen, voll Tugenden und Untugenden, und durch jene wie dieſe von unberechenbarem Einfluß auf die Geſchicke und die moraliſche wie politiſche Entwicklung Toscana's, wo man heute ſelbſt kaum zu einer richtigen und ruhigen Beurtheilung ſeines Weſens und Wirkens gelangt

iſt, welches Vielen durch das trügeriſche Prisma einer modernen künſtlich zuwegegebrachten Popularität erſcheint.

Die Stadt Florenz, deren Bauwerke und übrigen Monumente ſich in den beiden Medizeiſchen Jahrhunderten ſo ſehr gemehrt, deren Erſcheinung ſich ſo ſehr geändert hatte, erfuhr in dieſer Zeit verhältnißmäßig geringen Wechſel. Was gebaut wurde, zeugt, mehr noch als von geſunkenem Kunſtgeſchmack, von äußerſter Nüchternheit der Ideen, wie die Façade der Dominikanerkirche von San Marco die keineswegs das ſchlechteſte iſt, die nach verheerendem Brande wieder aufgebaute Carmeliterkirche, das Oratorium der Filippiner und anderes, wovon man gerne eine Ausnahme macht zu Gunſten des freilich an ſich unbedeutenden, aus der intimen Geſchichte des Hofes bekannten Caſino della Livia am St. Marcusplatz. Manche alte theils hiſtoriſch theils künſtleriſch merkwürdige Kirchen verſchwanden, und zogen den Verluſt mancher Kunſtwerke nach ſich, während Tünche zahlreiche Wandmalereien bedeckte. Was die Sculptur leiſtete, ſtand kaum höher: Machiavell's Denkmal in Santa Croce mag es bezeugen. Doch geſchah Nützliches und Lobenswerthes. Dazu gehören die Vergrößerung und neue Einrichtung der Gallerie der Uffizien, an welche man den Niobidenſaal anbaute, und deren Schätze weſentlich gemehrt wurden, theils durch Herbeiſchaffung der in der Villa Medici zu Rom befindlichen Antiken, theils durch Ankäufe aller Art unter andern zahlreicher Handzeichnungen zur Vervollſtändigung der Sammlung

des Cardinals Leopold von Medici, wie die Umgeſtaltung der Kunſtſchule Vaſariſcher Stiftung. Die Gemäldeſammlung des Palaſtes Pitti war zur Zeit der Regentſchaft in dem gegenwärtigen, mit Pietro da Cortona's und Ciro Ferri's Fresken verzierten prächtigen Lokal vereinigt und allmälig vermehrt worden, während in dem Palaſt ſelbſt mancherlei Verſchönerungen und Umgeſtaltungen ſtattfanden, welche namentlich der in der Mechanik ſehr geſchickte Gasparo Paoletti leitete. Das Leben war angenehm und heiter. Die Hofhaltung war einfach, denn der Großherzog war der Pracht und dem Aufwande feind, aber das Privatleben bewahrte noch viel von dem alten Glanz. Noch waren die großen Fortunen nicht durch die Wirkung der wider die Fideicommiſſe gerichteten Geſetzgebung zerſplittert oder durch verfehlte Unternehmungen, durch unordentliche Wirthſchaft, durch Revolutionen zerrüttet. Die Familien Corſini, Riccardi, Ferroni, Gerini, Della Gherardesca, Niccolini, Ginori, Rinuccini, Pucci, Martelli u. a. lebten in großem Styl, theils in der Stadt theils auf den Villen wo im Herbſte zahlreiche Zuſammenkünfte ſtattfanden. Ein franzöſiſcher Reiſender der in den erſten Jahren der Regierung Peter Leopolds Florenz beſuchte, der bekannte Aſtronom Lalande, ſchildert die florentiner Geſellſchaft in folgender Weiſe. »Die Geſellſchaften ſind angenehm und ohne Zwang. In wenigen italieniſchen Städten finden Fremde ſo angenehmen Zeitvertreib. Lebendigkeit und Heiterkeit herrſchen: man macht Epigramme und Impromptus;

Eiferſüchtelei iſt verbannt. Fremde ſind überall vortrefflich aufgenommen, und die Damen beweiſen ihnen Rückſichten der Höflichkeit von denen man bei uns nichts weiß. Sie laſſen einem Gaſt den Ehrenplatz ſo im Wagen wie anderswo, und in der Loge den Vorderplatz, was man bisweilen annehmen muß, dieſem höchſt verbindlichen Weſen zu lieb, obgleich man darauf zu verzichten vorziehn mögte. Ich habe glänzenden Abendgeſellſchaften beigewohnt, ſo bei der Marquiſe Niccolini in Via de' Servi, und in andern Häuſern. Es war im Sommer und man verſammelte ſich im Erdgeſchoß wo angenehme Kühlung herrſchte. In dem genannten Hauſe war der Garten erleuchtet und mit einem Zeltdach überſpannt, unter welchem Sofas und Stühle ſtanden. Es waren gegen vierzig bis fünfzig Damen zugegen, alle geſchmackvoll gekleidet, die Mehrzahl liebenswürdig und hübſch. Verſchiedene Spieltiſche, Gefrornes in Menge, lebendige Unterhaltung: in ganz Italien ſelbſt giebt's, in geſelliger Beziehung, nichts Angenehmeres als die guten florentiner Häuſer.

»Die Frauen vom Stande haben eine Paſſion für die engliſchen Moden. Da ſie dieſelben aber von den Engländerinnen entlehnen welche, bevor ſie nach Florenz kommen, mehr oder minder lang in Paris gelebt haben, ſo nehmen ſie in Wahrheit unſere pariſer Moden in engliſcher Traveſtie an. Leider fehlt es an einem ſchönen Ort zum Spazierenfahren. Man fährt bis zum römiſchen Thor

wo man auf dem anſtoßenden Platze hält, und von dort zurück nach dem Domplatz, wo man ſich aus dem Café Gefrornes holen läßt, bis die Zeit des Theaters da iſt. Die Männer gehn häufig in das Caféhaus das man Bottegone nennt, falls ſie nicht, was das gewöhnliche iſt, im Dienſt ihrer Damen beſchäftigt ſind.«

Die Theater waren viel beſucht. Die beiden Haupttheater der Stadt waren diejenigen welche nach den Straßen in denen ſie liegen, damals wie heute della Pergola und del Cocomero genannt wurden, letzteres namentlich für das Schauſpiel erſteres für die Oper beſtimmt, beide im Beſitz von ſogenannten Akademien oder Geſellſchaften von Edelleuten, welche, die eine die der Immobili die andere die der Infuocati genannt, ihren Urſprung von der dramaturgiſchen Geſellſchaft herleiteten, die ſich bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bei dem Prinzen Lorenzo de' Medici, Bruder Großherzog Cosmus' II, in deſſen Caſino am Arno verſammelt hatte, deſſen Stelle heute der Palaſt Corſini einnimmt. Im Carneval war man jeden Abend in der Oper, wo häufig Maskenbälle oder Veglioni ſtattfanden, an denen damals noch die Damen vom Adel ſich tanzend betheiligten. Sonſt vereinigte man ſich, auch an Sommerabenden, im Caſino de' Nobili, das, von dem erſten Adel der Stadt gegründet und von einer Deputation deſſelben verwaltet, ſeit dem Jahre 1770 in einem der Gianfigliazziſchen Häuſer an der Trinita-Brücke einge-

richtet war, und wo Spiel und Converſation ſtattfand, die ſich jedoch in ſpätern Zeiten, die Ballabende abgerechnet, auf die Männerwelt beſchränkte, bis in allerneueſter Zeit die ganze einſt glänzende Anſtalt einging.

Die freundſchaftlichen Beziehungen der Stuart's zu der Familie Corſini hatten nie aufgehört. Carl Eduard hatte als Knabe und Jüngling bei den Corſini in Rom glänzenden Feſten beigewohnt: auf ſeiner erſten Reiſe durch Italien war er im Corſiniſchen Palaſt in Florenz aufgenommen worden. Neununddreißig Jahre waren ſeitdem verfloſſen, als der Enkel des Fürſten, bei welchem der junge Prätendent gewohnt hatte, gleich ihm Don Bartolommeo geheißen und nicht lange nachher kaiſerlicher Botſchafter beim Conclave nach Ganganelli's Tode und Ritter des Vließes, ihn und ſeine Gemalin bei ſich empfing. Das Caſino am Prato, am weſtlichen Ende der Stadt beinahe vereinzelt liegend, war zur Aufnahme des Grafen und der Gräfin von Albany beſtimmt worden. An große Gärten ſtoßend, die theils Klöſtern gehört hatten theils unter dem Namen der Rucellaiſchen (Orti Oricellarii) in der politiſchen und Literärgeſchichte Toscana's durch die Verſammlungen der glänzendſten Geiſter der erſten Dezennien des ſechzehnten Jahrhunderts und durch eine Verſchwörung wider die Medizeer viel genannt ſind, war dies Caſino, unter welchem

man ſich einen angenehmen und wohnlichen Palazzo von mäßigem Umfang denken muß, von Bernardo Buontalenti, dem talentvollen Architekten Franz' und Ferdinand's Medici, für die Familie der Acciajuoli gebaut worden, welche Athen und Corinth ihre letzten chriſtlichen Herrſcher gab. Gherardo Silvani hatte es dann in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts für die Corſini umgebaut. Manche große Familien beſaßen ſolche Caſinos, ein Mittelding zwiſchen Palaſt und Villa, meiſt in den entfernteren Stadttheilen gelegen wo größere Gärten häufiger waren als im alten Florenz, und ſo zum Empfang wie zur Wohnung im Frühling beſtimmt. Heute noch erkennt man dieſe Caſinos der Corſini, der Riccardi, der Nerli, der Peruzzi, der Torrigiani u. a., aber die Abnahme der Reichthümer wie die veränderte Lebensweiſe haben ihnen veränderte Beſtimmung gegeben, und jenes welches Carl Eduard bewohnte, iſt gegenwärtig auf die Secundogenitur der Familie übergegangen und durch neueren Anbau in nicht harmoniſcher Weiſe umgeſtaltet worden. Die Corſini waren wol in der Lage, dem Erben eines Königshauſes Gaſtfreundſchaft zu gewähren. Bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zuerſt genannt, in den bürgerlichen Aemtern und im Handel raſch empor gekommen, in der Kirchengeſchichte berühmt durch den heiligen Andreas, Carmelitermönch und Biſchof von Fieſole, und durch den Cardinal-Biſchof von Florenz, Pietro, gelangte die Familie im ſiebzehnten Jahrhundert zu großem Beſitz ſo in Toscana wie in Umbrien,

ſah eines ihrer Mitglieder den heiligen Stuhl beſteigen, ſah andere in höchſten geiſtlichen und weltlichen Würden, und entſprach in Rom wie in Florenz durch den Glanz der Paläſte und Villen, durch Bibliothek und Gallerien und durch ſplendides Leben dem Rang den ſie, allen toscaniſchen Geſchlechtern vorausgehend und mit den Barberini-Colonna, den Strozzi, den Borromeo, den Caetani, den Odescalchi, den Mattei u. A. verſchwägert, mit vollem Recht behauptet.

Die Großherzogliche Familie nahm auch diesmal von den Ankömmlingen keine Notiz. Dies hinderte jedoch weder die Hofchargen noch die übrigen Mitglieder des vornehmſten Adels Einladungen zu Tiſche anzunehmen, während Carl Eduard täglich Geſellſchaft bei ſich ſah. Die Damen waren in geringer Zahl, indem viele ſich durch Nicht-Erwiederung der Beſuche ſeitens der Gräfin von Albany verletzt fühlten. Abends erſchienen Beide gewöhnlich im Theater oder im Caſino des Adels. Carl Eduard's Lebensweiſe war mäßiger, doch war er zuzeiten durch Wein erhitzt. In einem ſolchen Moment von Aufregung gerieth er im Theater in Wortwechſel mit einem franzöſiſchen Offizier, und als dieſer auf ein beleidigendes Wort bemerkte, er vergeſſe wol wer er ſei, gab er ihm zur Antwort: »Je sais que vous êtes Français et cela suffit!« Während des Conclaves nach dem am 22. September erfolgten Tode Clemens' XIV ſprach er offen ſeine Hoffnung aus, der Cardinal von York werde zum Papſte gewählt

werden: ein Beweis wie wenig er die Lage der Dinge erfaßte. Am 15. Februar des nachfolgenden Jahres 1775 erfolgte die Wahl Giovan Angelo Braschi's, der ſich Pius VI nannte.

Blickt man auf die Geſchichte Englands in jenen Tagen die der Prätendent, thatenlos aber immer noch ferne von hoffnungslos, in der ruhigen Hauptſtadt Toscana's zubrachte, ſo wird man von dem ſchlagendſten Contraſt betroffen. Welche weitgreifenden Ereigniſſe bereiteten oder vollendeten ſich gerade in jenen Tagen unter Georg's III Regierung im Weſten wie im Oſten! Während auf dem Congreß zu Filadelfia die dreizehn Provinzen ſich in Oppoſition gegen das Mutterland conſtituirten, führte Warren Haſtings den von Clive begonnenen Bau des indiſchen Reiches mit immer mächtigeren Mitteln und unſcrupulöſer Genialität aus, erweiterten Cook's kühne Reiſen um ein bedeutendes unſere Kenntniſſe von der ſüdlichen Hemisfäre, begann die letzte Faſe der großartigen parlamentariſchen Thätigkeit des ältern Pitt, der von dem verderblichen amerikaniſchen Krieg abrieth, zu deſſen Fortſetzung er ſterbend mahnte, nachdem er, wider ſeinen Rath beſchloſſen, zu einem verderblichen Frieden zu führen drohte.

Im Jahr 1775 begann jene Abnahme der Kräfte Carl Eduard's welche ſeine noch folgenden Jahre ſo traurig zu machen vorzugsweiſe beitrug. Es zeigten ſich Spuren der Waſſerſucht und die Schwäche der Verdauung erlaubte kaum die leichteſte Nahrung. Seine Lebensweiſe

änderte er darum nicht. Täglich machte er Spazierfahrten, ſah Geſellſchaft bei Tiſche darunter auch Mitglieder des beim Großherzog accreditirten diplomatiſchen Corps, fuhr jeden Abend in die Oper, die allgemeine italieniſche Sitte mitmachend. Im Winter beſuchte er mit ſeiner Gemalin, die er, wie der engliſche Geſandte ausdrücklich bemerkt, nie verließ, die öffentlichen Bälle. Auf denſelben erſchien er im Carneval im venetianiſchen Maskenanzug, die Gräfin ohne Maske. Sie begegneten in dieſen Sälen dem Großherzog und der Großherzogin, ohne denſelben bekannt zu werden. Privatgeſellſchaften wurden ihnen nicht angeboten. Im Herbſte des Jahres 1776 kam der Herzog von Oſtgothland, Prinz Friedrich Adolf von Schweden, unter dem Namen eines Grafen von Oeland nach Florenz. Er beſuchte die Gräfin von Albany, nachdem der franzöſiſche Geſandte Marquis de Barbantiane, ein vielgeſehener Gaſt im Hauſe, ihn verſichert hatte daß vom Ceremoniell Abſtand genommen werde und der Prätendent und ſeine Gemalin als Privatleute lebten. Der Prinz ſpeiſte dann bei Letztern, nachdem er, ſich als neutrale Macht benehmend, dem engliſchen Geſandten dieſelbe Ehre erzeigt hatte.

Seit längerer Zeit ſchon hatte Carl Eduard beabſichtigt ein Haus zu kaufen, theils um ſich häuslich einzurichten da er nicht nach Rom zurückzukehren dachte, theils um die Gaſtfreundſchaft des Fürſten Corſini nicht allzulang in Anſpruch zu nehmen. Nach langem Schwanken fiel die Wahl auf eines der Häuſer der damals vielbegüterten Familie Guadagni, deren Wappen, ein goldenes Zackenkreuz im rothen Felde, man an manchen Gebäuden erblickt die heute in andern Beſitz übergegangen ſind. Zu Anfang 1776 wurden römiſche Fonds zu dieſem Zweck veräußert, und Hausgeräth, Wagen und Pferde, Silbergeſchirr mit des Cardinals Wappen u. a. kamen von Rom an. Da der Ankauf auf Schwierigkeiten ſtieß, wurde ein Miethcontract auf fünf Jahre abgeſchloſſen, und gegen Ende Frühlings des gedachten Jahres bezogen der Graf und die Gräfin von Albany die neue Wohnung die dann im Dezember 1777 ihr Eigenthum ward.

Der Palaſt Guadagni, heute San Clemente, liegt in der ſtillen Via San Sebaſtiano, gegenüber dem Palaſt Capponi, welcher alle Privathäuſer der Stadt an großartiger Anlage, die meiſten derſelben an Glanz übertrifft. In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte der Senator Tommaſo Guadagni dieſen Bau durch Gherardo Silvani aufführen laſſen, welcher zu den beſchäftigtſten Architekten ſeiner Zeit gehörte und in Florenz wie in der Umgebung manche Proben ſeines Talents durch öffentliche wie Privatbauten abgelegt hat. Mehre bekannte Maler,

unter ihnen Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani, hatten hier ihre Werkſtätten gehabt die in den neuen Bau hineingezogen wurden; ein Verfahren das man in den letzten Jahrhunderten in Florenz meiſt anwandte und wodurch ſich die arge Unregelmäßigkeit und die ſchiefen Winkel der Mehrzahl der Häuſer erklären, deren ſchöne Façaden ſolche Ungehörigkeit nicht ahnen laſſen. Nahe der Stadtmauer am nordöſtlichen Ende, und der Kirche der Santiſſima Annunziata wie dem Servitenkloſter, nach welchem die benachbarte zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gebaute, heute geſchloſſene Porta de' Servi benannt war, gewähren die Fenſter und Terraſſen des Hauſes einen freien Blick über die anſtoßenden Gärten, über den eignen zunächſt, über den der Serviten in welchem Andrea del Sarto die Parabel vom Weinberg malte, über den von Cosmus I angelegten botaniſchen Garten und den der Dominikanernonnen von Via del Maglio. Auf der andern Seite auch war damals noch freiere Ausſicht nach den Gärten der Peruzzi, Capponi und Gherandesca, und die Fieſolanerhöhen und der Monte Morello begrenzten den Horizont. Im Innern vielfach umgeſtaltet ſeit Karl Eduard's Zeit, hat das Haus doch im Ganzen die damalige Eintheilung und Anordnung bewahrt, und während ein Gartenplatz mit zahlreichen fantaſtiſchen Steinfiguren von Falknern, Jägern, Knappen, Zwergen aus jenen Tagen umgeben iſt, knarrt auf dem Dache die Windfahne mit dem C. R. 1777 (Carolus Rex), und über der innern Eingangsthüre zeigt die Wand-

malerei das Königswappen von England mit der Inſchrift: Carolus III natus 1720 M. Brit. et Hiberniae Rex fidei defensor 1766.

In dem Hausweſen des Grafen und der Gräfin von Albany fand keine Veränderung ſtatt. Ihre Dienerſchaft war zahlreich, ihr Auftreten das vornehmer Fremden. Täglich waren Gäſte zu Tiſche. Aber Carl Eduard's Geſundheit gab zu den ernſtlichſten Beſorgniſſen Anlaß. Die Zeichen von Waſſerſucht mehrten ſich. Seine Eßluſt war ganz geſchwunden; er trank nicht viel, aber, wahrſcheinlich der Verdauungsſchwäche wegen, ſtarken Wein. Jeden Abend beſuchte er das Theater, obgleich er ſo ſchwach war daß zwei Diener ihn von ſeinem Wagen zur Loge führen und dort auf eine Art Sofa niederlegen mußten, wo er während der Vorſtellung großentheils ſchlief. Hüſten und Erſtickungszufälle ließen auf Bruſtwaſſerſucht ſchließen. Um Neujahr 1780 ward er wohler, verfiel dann aber ſogleich wieder in das frühere unregelmäßige Leben. Selbſt ins Theater nahm er ein Fläſchchen mit Cyperwein mit. Sein Zuſtand war dieſer Lebensweiſe entſprechend. Auf einem der Theatermaskenbälle wollte er durchaus mit einer jungen Dame eine Menuet tanzen, umſomehr zur Beluſtigung der Geſellſchaft da ſein Geſellſchaftscavalier, Graf Spada, ihn ſtützen mußte.

Das Verhältniß zu ſeiner Gemalin war längſt getrübt. Er behandelt ſie in jeder Beziehung ſchlecht, ſchreibt zu Ende Novembers 1779 Sir Horace Mann, deſſen Be-

richte die meiſten von den wenig erfreulichen Nachrichten über Carl Eduard's damaliges florentiner Leben enthalten. Ihre Geſundheit, fügt er hinzu, ſcheint in der letzten Zeit ſehr gelitten zu haben.

Der engliſche Geſandte, welcher im Hauſe in Via S. Sebaſtiano eine Menge Späher hatte die ihn, mit den Aerzten beginnend, von allem, auch von den größten Heimlichkeiten, in Kenntniß ſetzten, ſagt nicht welcher der Haupt-Anlaß zu den Mißhelligkeiten zwiſchen dem Grafen und der Gräfin von Albany war.

Vierter Abſchnitt.

Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany.
Flucht und Trennung.
Rom, Elſaß, Paris. Carl Eduard's Tod.
1777—1788.

Es war im Herbſte des Jahres 1777, als Vittorio Alfieri, damals nicht neunundzwanzigjährig, die Bekanntſchaft der Gräfin von Albany machte. Der Entwicklungsgang dieſes außerordentlichen Mannes erklärt ſich nicht ohne einen Rückblick auf Land und Zeit, denen er durch Geburt und Bildung angehörte. Italien war in eine Menge theils kleiner und durch ihre Kleinheit völlig machtloſer, theils durch die allgemeinen Verhältniſſe, alte Angewöhnung und jahrhundertelange Misregierung zu politiſcher Ohnmacht verurtheilten Staaten getheilt, die nach dem Aachener Frieden von 1748 von den langen verheerenden Kämpfen ausruhten, welche mehr im fremden als im italieniſchen Intereſſe auf italieniſchem Boden getobt hatten. Piemont allein, durch ſeinen erſten König Victor Amadeus auf eine neue, im Vergleich mit der Vergangenheit hohe Stufe politiſcher und militäriſcher Bedeutung gehoben, hatte unter deſſen Nachfolger Carl Emanuel noch an Umfang und Macht gewonnen, ohne in der innern Entwicklung harmoniſch fortzuſchreiten. Es war ein Militärſtaat, die

Monarchie gemiſcht mit feudalen Elementen; die königliche Familie, der Hof mit einem bedeutenden Theil des Adels franzöſiſch in ihrer Bildung; das Volk durch Stammverſchiedenheit, Natur, Traditionen ziemlich abgeſchloſſen gegen das Ausland, wie das übrige Italien hieß mit dem es ſich ſprachlich ſchwer verſtändigte; die ernſten Studien keineswegs vernachläſſigt aber von geringem Einfluß in weiterem Kreiſe; von Literatur kaum der Name und die beſchränkteſte Betheiligung am Geiſtesleben der Nation im Großen — jene Richtung die ein franzöſiſcher Diplomat, mit epigrammatiſch-ſenteuziöſer Uebertreibung, mit den Worten bezeichnete: Penser est un tic, écrire presque un ridicule. Straffe geordnete Verwaltung mit tüchtigen Elementen, aber mit jener militäriſchen Starrheit die in einem beſchränkten Staate freie Bewegung hemmen und jene zahlreichen Contraſte hervorrufen mußte, welche der raſche Fortſchritt materieller Blüte während des Friedens und die neuen Tendenzen der Literatur Italiens veranlaßten, während die Nähe Frankreichs und die von dort unabweislich an- und eindringenden Tendenzen ſie vermehrten.

Inmitten der Widerſprüche dieſer Zeit und Zuſtände hatte ſich einer der eigenthümlichſten Karaktere des Jahrhunderts gebildet. Wenige ſeiner Landsleute, wenige vielleicht ſeiner Zeitgenoſſen hatten ein Wanderleben geführt wie Vittorio Alfieri. Angeſehener und begüterter Familie entſtammt, in der Turiner Akademie erzogen, unſtät und mit geringer Luſt ſich zu beſchäftigen oder vielmehr ſich dem

ihm vorgeſchriebenen Lehrſyſtem zu fügen, hatte er frühe und mit geringen Kenntniſſen von Sprachen, kaum mehr als die franzöſiſche redend, zu reiſen begonnen. Schon in ſeinem ſiebzehnten Jahre, nach negativen Studien wie er ſagt und »in der Kunſt unwiſſend wie ein Vandale«, hatte er Florenz, Rom, Neapel, das nördliche Italien beſucht, war dann in Frankreich, Holland, England, Teutſchland, Dänemark, Schweden, Rußland, in Spanien und Portugal geweſen, hatte ſeine Zeit mit Intriguen, mit Pferden, in Geſellſchaft und Theater zugebracht, unbefriedigt und gelangweilt und mit ſich ſelber unzufrieden, und ſich quälend und ſcheltend und tobend über ſeine Lebensweiſe und ſeine »mit dicker Kruſte überzogene Ignoranz« — eine Ignoranz die aber den Montaigne und Montesquieu und Helvetius kannte. Er war ſechsundzwanzig alt als er, von Durſt nach Thätigkeit und Ruhm mächtig ergriffen, ſeine erſten dramatiſchen Verſuche machte, mit geringer Kenntniß des franzöſiſchen Theaters und noch geringerer der italieniſchen Literatur und Sprache. »Meine Erforderniſſe zum tragiſchen Dichter, ſo ſagt er, waren unbezwingbar feſte Entſchloſſenheit und ein Herz, überſtrömend von den verſchiedenartigſten Empfindungen, darunter in ſeltſamer Miſchung die Liebe mit all ihren Furien und ein wilder Abſcheu gegen jegliche Tyrannei. Mit dieſen einfachen Seelen-Inſtinkten vereint ſchwache Reminiscenzen auf der Bühne geſehener, nicht geleſener, franzöſiſchen Tragödien, und völlige Unkunde der Regeln der dramatiſchen Kunſt wie der gött-

lichen Kunſt des ſchönen Styls und der Herrſchaft über die Sprache. Alles das eingewickelt in die unglaublichſte Verwegenheit oder richtiger Petulanz, bei einer Heftigkeit des Karakters die mich nur ſelten und widerſtrebend die Wahrheit erkennen, unterſuchen, anhören ließ.« Aus ſolchem Stoffe war der Mann gemacht der Italiens erſter tragiſcher Dichter zu werden beſtimmt war.

Die Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens, mit Beharrlichkeit im Vorſatz vereint, war der Sporn zu raſchem Fortſchreiten auf der betretenen Bahn, und die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und mit den erſten Verſuchen Bürgſchaft des Fortſchritts. Im Palaſt Collobiano zu Turin, am Platze San Carlo welchen das geiſt- und lebenvolle Erzbild Herzog Emanuel Filibert's ſchmückt, zeigt man das Fenſter, neben welchem er ſich durch ſeinen Diener an den Stuhl feſtbinden ließ, nach Odyſſeus' Muſter Syrenen-Einfluß zu widerſtehn: ein thatſächliches Vorſpiel zu der Ausdauer von Willen und Entſchluß in rühmlichem Wirken und Schaffen. Sprachſtudien, lateiniſche wie italieniſche, wechſelten mit den eignen Verſuchen ab. Die Einſamkeit eines Dorfes am Fuße des Mont Genevre wurde von dem, der ſeine Anfänge dramatiſcher Verſuche in franzöſiſcher Sprache entworfen hatte, zu Uebungen in der italieniſchen benutzt: der Mann, der die halbe Welt durchwandert hatte, wurde wieder zum Schüler, und da er die Göttliche Comödie zu ſchwer fand, las er das Befreite Jeruſalem das er nicht kannte, Gedanken, Schreibart,

Verskunſt, Stellung der Worte, Effekt der Laute, kurz die Harmonie von Gedanken und Form beachtend und ergründend. Einer erſten »literariſchen« Reiſe nach Toscana und längerem Aufenthalt in Piſa, zum Zweck Italieniſch das heißt Toscaniſch zu lernen, wozu es in Turin keine Gelegenheit gab (wie ſchwer und ſpät, und unvollkommen bis auf den heutigen Tag, Piemont ſich, ſprachlich, italianiſirt hat, iſt bekannt), folgte bald eine zweite, mit längerem Verweilen, theils in Florenz theils in Siena, der Königin anmuthig wohllautender Rede, wo dieſer, vom Durſt nach Ruhm getriebene Jünger der tragiſchen Kunſt mit acht Pferden und entſprechender Dienerſchaft lebte.

Im October gedachten Jahres ging Alfieri von Siena nach Florenz, ungewiß ob er dort den Winter zubringen oder nach Turin zurückkehren ſollte. »Und ſiehe da, erzählt er, kaum hatte ich mich ſo aufs gerathewohl eingerichtet, es auf einen Monat zu verſuchen, ſo trat ein Zufall ein der mich auf Jahre daſelbſt feſthielt und annagelte, ein Zufall welcher, da er zu meinem Glück den Entſchluß, meiner Heimath Piemont zu entſagen, in mir zur Reife brachte, mich, von neuen freiwilligen und goldenen Ketten umſchlungen, endlich die literariſche Freiheit erringen ließ, ohne welche ich nie etwas Gutes geleiſtet haben würde, wenn ich's ja geleiſtet habe.

»Ohne meine Abſicht hatte ich ſchon im vorhergegangenen Sommer wiederholt eine liebenswürdige und ſchöne Dame geſehn, welche nicht zu ſehn oder unbeachtet zu laſſen unmöglich, da ſie eine Fremde vornehmen Standes war. Noch unmöglicher aber war es ſie nicht zu bewundern nachdem man ſie geſehn hatte. Obgleich viele Florentiner und alle Fremden von Rang ihr Haus beſuchten, ließ ich mich damals doch nicht bei ihr einführen, in Studien und Melancholie vertieft, von Natur ſcheu und ungeſellig, und entſchloſſen vom ſchönen Geſchlechte gerade diejenigen am meiſten zu fliehn die mir die ſchönſten und anziehendſten ſchienen. Indeß hatte ich ſie beim Spazierengehn und im Theater oft beobachtet, und der Eindruck, den ſie auf meine Augen und mein Gemüth machte, war der allergünſtigſte. Ein ſanftes Feuer in glänzend ſchwarzen Augen, mit blendend weißem Teint und blondem Haar vereint, gab ihrer Schönheit ein Relief, wodurch getroffen und angezogen zu werden zu natürlich war. Fünfundzwanzig Jahre; viele Neigung zur Kunſt und Literatur; ein goldner Karakter, und ungeachtet hoher Stellung peinliche und unerfreuliche häusliche Verhältniſſe, wodurch ihre gerechten Anſprüche auf Zufriedenheit und Glück ſehr wenig erfüllt wurden. Zu viele Vorzüge um ihnen ungefährdet zu nahen. Da nun in dieſem Herbſte ein Bekannter mir mehrmals den Vorſchlag machte mich ihr vorzuſtellen, wagte ich's mich ihr zu nähern, indem ich mich ſtark genug glaubte. Aber es verging nicht lange Zeit ſo war ich gefangen ohne

es zu bemerken.« Und bald darauf, nach Erwähnung eines kurzen Ausfluges nach Rom welchem das famöſe Sonett »Vuota insalubre region« ſeinen Urſprung verdankt: »Bis dahin war ich nie von einer Leidenſchaft ergriffen geweſen wie dieſe, bei welcher der Verſtand, mit dem Herzen ſich verbindend und dieſem gleichſam die Wagſchale haltend, ein unerklärbar unnennbares Gemiſch bildete, das, weniger heftig und glühend als in früheren Zeiten, tiefer, empfundener, dauerhafter war. Nach und nach nahm dies Gefühl mein ganzes Sein in Anſpruch. Nachdem ich, nach zweimonatlicher Bekanntſchaft, den Karakter der Geliebten vollſtändig erkannt und gefunden, daß ſie, ſtatt wie gewöhnliche Frauen ein Hinderniß auf der Bahn zum Dichterruhm, eine Störung nützlicher Beſchäftigungen, ich mögte ſagen eine Verengerung meines Ideenkreiſes zu ſein, Sporn mir war und Ermunterung und Vorbild zu jedem ſchönen Werke, ſo gab ich, einen ſo ſeltnen Schatz würdigend und werth haltend, ihr mich ohne Rückhalt hin.«

So entſtand dies Verhältniß welches auf das ganze Leben der Gräfin von Albany wie auf das des Dichters nachhaltigſten Einfluß zu üben beſtimmt war. Welcherart die erſten Hinderniſſe und Störungen waren, erkennen wir aus der Schilderung die Alfieri von der Lebensweiſe des Ehepaars entwirft, eine Schilderung die im Colorit einigermaßen übertrieben ſein mag, im Weſentlichen jedoch ohne Zweifel wahr, durch das Zeugniß von Zeitgenoſſen wie durch das, ſpäter zu erwähnende, Einſchreiten des Groß-

herzogs bestätigt wird. »Meine Tage wären in vollständigster Ruhe hingeflossen, ohne die unaufhörlichen häuslichen Quälereien, denen ich die Geliebte seitens ihres scheltsüchtigen, unvernünftigen, immer betrunkenen bejahrten Gemals ausgesetzt sah. Ihre Leiden waren die meinigen, und ich habe im Verlauf dieser Zeit Todesqualen erduldet. Ich konnte sie nur Abends und bisweilen in ihrem Hause bei Tische sehn, stets in Gegenwart ihres Mannes, welcher immer in demselben oder im anstoßenden Zimmer blieb. Nicht als hätte ich ihm größern Verdacht eingeflößt als Andere: aber es war einmal sein System. In den neun Jahren welche dies Ehepaar zusammen verlebte, ist er nie und nimmer ohne sie ausgegangen noch sie ohne ihn: ein Einerlei welches am Ende selbst zwei Liebenden gleichen Alters langweilen müßte. So blieb ich denn den ganzen Tag zu Hause, mit Arbeiten beschäftigt, nachdem ich meiner Gesundheit halber Morgens ein Paar Stunden lang auf einem Miethgaul umhergeritten war. Am Abende ward mir der Trost ihres Anblicks, ein Trost zu sehr geschmälert durch ihre fast beständige Niedergeschlagenheit und Betrübniß. Hätte ich nicht die fortdauernde ernste Beschäftigung gehabt, so würde ich mich nicht damit haben begnügen können sie so wenig und mit solchen Beschränkungen zu sehn. Aber der einzige Trost ihres süßen Anblicks wirkte hinwieder als Gegengift gegen die übermäßige Herbheit meiner Einsamkeit, und setzte mich in den Stand so anhaltendes und ich mögte sagen so tolles

Studium zu ertragen.« Was Alfieri hier in Proſa berichtet, hat er auch in ſeinen Dichtungen ausgeſprochen. In einer Canzone vom Jahre 1779 beklagt er die Kürze der Augenblicke welche bei der Geliebten zuzubringen ihm vergönnt ſei, während dieſe von Spähern umgeben, die ſeinen Worten nicht nur, den Seufzern auch und den Blicken Zügel anlegen. Und manche Sonette dieſer Jahre ſind ein lebendiges Bild ſeines Seelenzuſtandes.

In ſolcher Art verſtrich die Anfangszeit dieſer Bekanntſchaft. Die Gräfin von Albany verſtand damals ſo zu ſagen kein Italieniſch. Sie ſprach gewöhnlich Franzöſiſch, wie denn ihre Bildung, und die Umgebungen ihrer Jugend vorzugsweiſe franzöſiſch geweſen waren. Doch bediente ſie ſich auch der teutſchen und engliſchen Sprache mit ziemlicher Gewandtheit. Nach und nach lernte ſie Italieniſch ſo reden wie ſchreiben, vollkommener, nach Alfieri's Urtheil, als irgendeine andere Fremde, und mit beſſerer Ausſprache als ſelbſt die Mehrzahl der außerhalb Toscana's gebornen Italienerinnen. So unterhielt ſie ſich bald mit dem Dichter ausſchließlich in ſeiner Mutterſprache, deren Studium dieſer ſpät begonnen aber mit um ſo größerm Eifer betrieben hatte. Auf ſeine poetiſchen Arbeiten hatte ſie Einfluß. Ihr zu gefallen ſchrieb er die Maria Stuart, wie er an ſie zahlreiche Poeſien richtete. Manche jener Sonette ſind darunter, heutzutage verhältnißmäßig wenig geleſen während man meiſt nur die Tragödien und die Selbſtbiografie beachtet. Zum Theil ſind

ſie nicht frei von einer gewiſſen Starrheit der Form und von einem Mangel an vollendeter Harmonie wie an Adel und Feinheit des Ausdrucks, welche nicht blos Den verletzen der nur in der Melodie der Petrarchiſten den Preis des italieniſchen Sonetts findet, ſondern auch Solche die in dieſer hohen Formvollendung den vollen Einklang von Gedanken und Ausdruck erkennen. Großentheils aber vereinigen dieſe kleinen Dichtungen Gedankenreichthum und Gedankenhoheit, denen gerade die knappe Form wohl anſteht, und ſie ſind pſychologiſche Gemälde, Verſe mit dem Herzen gemacht nicht mit dem Kopfe, wenngleich, mit dem ganzen Weſen des Mannes übereinſtimmend, ſeine Leidenſchaft kein weichliches Element in ſich trägt. Es waren die Jahre ſeiner größten dramatiſchen Productivität. Denn in die Zeit von 1776 bis 1780, wo er Florenz verließ, fallen die Virginia, der Agamemnon, die Verſchwörung der Pazzi, Don Garzia, Oreſt, Rosmunda, Octavia, Timoleon, die er entweder ausführte oder entwarf, und die erſten Geſänge des kleinen Epos in achtzeiligen Stanzen das unter dem Titel Etruria vendicata die Geſchichte der Ermordung Herzog Alexanders durch Lorenzino de' Medici behandelt. Wie bei den Pazzi und Don Garzia hatten, neben ſeinem damals ſehr declamatoriſchen obligaten Tyrannenhaß, der Aufenthalt in Florenz und die Beſchäftigung mit der an dramatiſchen Momenten reichen Geſchichte der Medici zu dieſem Epos den Anlaß gegeben: eine Dichtung, die erſt manche Jahre ſpäter vollendet ward, und in

welcher, wie in den beiden Tragödien, wirkſame hiſtoriſche Momente mit zu großer, ſelbſt dem poetiſchen Effekt nicht günſtiger Freiheit umgeſtaltet ſind.

Zwiefacher Sporn zu ſo erfolgreicher Thätigkeit war unſerm Dichter die Liebe, die ihn einſt abgezogen hatte von ernſter Beſchäftigung, und der Durſt nach Ruhm der den Grundton ſeines Weſens bildete. Dazu kam, während beinahe eines Jahres, die Anweſenheit ſeines Landsmanns und Freundes, Tommaſo Valperga di Caluſo, welchen er ſieben Jahre zuvor zu Liſſabon, im Hauſe ſeines Bruders des Grafen Valperga di Maſino, ſardiniſchen Geſandten am portugieſiſchen Hofe, kennen gelernt und dem er ſich auf's engſte angeſchloſſen hatte.

Der Abate di Caluſo hat auf Vittorio Alfieri zu nachhaltigen Einfluß geübt, und iſt, durch ihn, in zu dauernde freundſchaftliche Beziehungen zur Gräfin von Albany getreten, als daß es hier nicht der geeignete Ort wäre des Mannes zu gedenken von welchem Alfieri ſagte, er ſei ein lebendiger Montaigne, gleich ausgezeichnet durch Karakter, Haltung und Wiſſen, von Dem er ſtets gelernt und deſſen Güte und Duldung ſo groß geweſen ſei, daß er ihm die Scham und Laſt ſeiner unglaublichen Unwiſſenheit erleichtert habe, einer Unwiſſenheit die ihm, Caluſo, um ſo widerwärtiger habe ſein müſſen je ausgebreiteter ſeine

Gelehrſamkeit geweſen. Ein Mann, der in ſeinen religiöſen und filoſofiſchen Anſichten manches von der Schule des vorigen Jahrhunderts, durch die Reminiscenzen des klöſterlichen Lebens modifizirt, an ſich haben mogte, während er die tüchtige gelehrte Bildung ſeiner Zeit mit großer Humanität und Liebe zur Wiſſenſchaft vereinigte, und in bevorzugter Stellung in ſeiner literariſch noch zurückgebliebenen Heimath für klaſſiſche und moderne Literatur wie für exacte Wiſſenſchaften äußerſt wohlthätig gewirkt hat. Tommaſo Valperga di Caluſo, ſagt Vincenzo Gioberti in demjenigen ſeiner Werke, welches die Strömungen der Partei-Leidenſchaften überleben und als ein literariſch-politiſches Monument ſtets ſeine Bedeutung bewahren wird, im »Primat Italiens«, iſt einer jener ſeltenen Männer deren Ruhm zu der Größe ihrer Verdienſte und ihres Geiſtes nicht im Verhältniß ſteht. Denn, nimmt man einige Gelehrte aus, wer weiß von ihm und ſeinen Werken? Und doch, abgeſehn davon daß er Italien den Alfieri gab wie Gravina den Metaſtaſio, und daß er bei uns den Grundſtein zum Studium der orientaliſchen Sprachen legte, muß er als der Schöpfer der Filoſofie und Literatur in den ſubalpiniſchen Regionen betrachtet werden. Seine Schriften, gedruckte wie ungedruckte, können heute noch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften fördern wie ſie alle zu deren Geſchichte gehören.

Einer vornehmen Familie angehörend deren großartiges und ſchönes Schloß Maſino nicht ferne von Vercelli

liegt, von einer Mutter, Emilia Doria di Dolceacqua, erzogen, die in Leben und Sterben ein ſolches Muſter chriſtlicher Tugend daß die Bewohner der Gegend um Maſino ſie nur die heilige Gräfin nannten, zwölf Jahre älter als Alfieri den er genau um eben ſo viele überlebte, war Tommaſo Valperga in früher Jugend auf Malta als Page des Großmeiſters Emanuel Pinto, dann im Nazareniſchen Collegium in Rom, und wieder auf Malta, um die gewohnte Caravane im Seedienſt des Ordens zu machen welchem auch einer ſeiner Brüder angehörte, der ſpäter Großprior von Barletta ward. Wie er Griechiſch lernte, erzählt er in einem ſeiner Briefe an Alfieri. »Ich kannte kaum die Buchſtaben, denn im Nazarenum wurde kein Griechiſch gelehrt; in Turin hatte ich, bevor ich zum erſtenmal nach Malta ging, nur ein Paar Monate Humaniora durchgemacht und als Offizier auf den Galeeren hatte ich andere Gedanken. Da faßte ich eine Paſſion für Chiabrera's Dichtungen, und da ich fand daß er, wenn er etwas als beſonders ſchön bezeichnen wollte, es griechiſche Poeſie nannte, beſchloß ich die Sprache zu lernen und machte auch, ohne Lehrer, große Fortſchritte, ſo daß ich, als ich die Ordens-Caravane mitmachte, eine gewiſſe Kenntniß beſaß. Als ich nun auf der Inſel einen griechiſchen Pfarrer traf, einen Cyprioten der Mönch auf Patmos geweſen war, ließ ich dieſen mehre Monate lang täglich zu mir kommen um die Ausſprache zu lernen. Er war ſo unwiſſend daß er z. B. den Lucian nicht verſtand, ſo daß

ich, um ihn nicht zu beſchämen, eine gewiſſe Beſchreibung des Berges Athos und ſeiner Klöſter, in einer halben Vulgarſprache, die der Montfaucon'ſchen Paläografie angehängt war, mit ihm las, was ganz gut ging.«

Der junge See-Offizier wollte Jeſuit werden, ging dann aber, in Neapel, unter die Väter des Oratoriums von S. Filipp Neri und lehrte einige Jahre lang Mathematik in deren Collegium. In ſeine Heimath zurückgekehrt, war er an der Univerſität wie bei der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Saluzzo-Menuſiglio, Cigua und Lagrange gegründeten Akademie der Wiſſenſchaften, als deren vieljähriger Secretär und nachmaliger Präſident, unermüdet thätig, ſo in der klaſſiſchen Literatur wie in den mathematiſch-aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, durch viele und weite Reiſen und langen Aufenthalt im Auslande gebildet und in Berührung mit vielen der erſten Gelehrten Europa's, verdient um die von ihm bereicherten literariſchen Hülfmittel Turins. So gehörte der Abate di Caluſo lange Jahre hindurch zu den erſten Illuſtrationen ſeines Vaterlandes, dem man nur zu gerne nachſagte (wie auch Carlo Botta gethan) daß feudale Traditionen, und die Herrſchaft des Clerus und der Armee, das wiſſenſchaftliche Leben erſtickten, und Lagrange, Denina, Bertollet, Bodoni, und mit ihnen Alfieri, ins Ausland trieben. In der Via dell' Arſenale zeigt man ſeine Wohnung, den Palaſt Valperga-Maſino welchen ſein Bruder, der Graf Carlo Francesco, im Jahr 1780 vom Marſchall de Broglie kaufte und wo

bis auf unſere Tage die Gräfin Euſraſia Valperga die der Geburt wie dem Talent nach glänzendſte Geſellſchaft Turin's empfing. In der Nähe des großen Gebäudes aber, das ehemals Jeſuiten-Collegium war und welches den Abate di Caluſo an der Spitze der dort reſidirenden Akademie der Wiſſenſchaften thätig ſah, in dem Carignan'ſchen Palaſt, deſſen bizarre Architektur kaum durch die nicht zu leugnende Großartigkeit der Anlage erträglich wird, war er ein beſtändiger Gaſt bei der vielgeprieſenen und vielbeweinten Prinzeſſin, der Großmutter König Carl Albert's von Sardinien. Joſefine Thereſe, des Herzogs Carl von Lothringen Armagnac Tochter, des Prinzen Victor Amadeus von Savoyen-Carignan Witwe, wetteiferte, wie der neueſte Hiſtoriograf der Stadt Turin ſich ausdrückt, durch körperliche Schönheit mit der Schönheit des Geiſtes, mit feinem Geſchmack für Literatur und Kunſt begabt, in ſtetem lebendigen Verkehr mit den Tüchtigſten in beiden Zweigen, und mehr noch als ihre Beſchützerin ihre Freundin. Sie ſtarb, erſt vierundvierzigjährig, zu Anfang 1797 nach vielen Leiden, während deren die fromme Königin Clotilde, Carl Emanuel's IV Gemalin, ihr mit Troſt und Gebet zur Seite war.

Tommaſo Valperga's Freundſchaft für Alfieri, ungeachtet der großen Verſchiedenheit ihrer Karaktere und Lebensweiſe, war rührend und wurde von dem Dichter lebhaft erwiedert. »Ich muß, ſchrieb Caluſo dieſem im Jahre vor ſeinem Tode, mich gegen Euch ausſprechen über den Grund

der Verſchiedenheit unſerer Anſichten über politiſche Prinzipien, abgeſehn von der nicht außer Acht zu laſſenden Verſchiedenheit des Temperaments. Ihr habt in der Jugend gewiſſe Bücher geleſen, die von Vielen hoch geſchätzt und Mode waren, Bücher mehr rhetoriſch und ſofiſtiſch als wahrhaft filoſofiſch obgleich für erz-filoſofiſch gehalten, wie Montaigne, Helvetius, Machiavell u. a. Ihr habt ſodann beſonders diejenigen Studien cultivirt welche zum Redner und Poeten machen, das bewundernd was die großen Schriftſteller bewundernswürdig macht. Die Spartaner, Athener, Römer, welche der Geſchichte ſo glänzende Beiſpiele geliefert haben, ſind Euch beneidenswerth erſchienen. In einem Wort, Ihr habt euch eine Denkweiſe gebildet, die euch befähigt hat ein großer Dichter zu werden. Doch in der Bewunderung liegt häufig die Täuſchung. Ich, nachdem ich längere Zeit Mathematik, Grammatik, Ethik, auch Poetik ſtudiert, habe mich zurückgezogen, um über die chriſtlichen Grundſätze und die Filoſofie Betrachtungen anzuſtellen, die lehrt, daß alle Größe dieſer Welt Eitelkeit und Trug iſt, das größte der Uebel der Stolz der ſich nicht beugen will vor dem göttlichen Willen, während ſeine Ausflüſſe die ärgſten Gegner unſeres Seelenfriedens, hingegen Geduld und Demuth nützlich und rühmlich ſind, und es des Menſchen höchſter Preis iſt, verſtändig zu ſein. Bei aller Achtung für eure Lieblings-Autoren, ſchätze ich nichts höher als geſunden Geiſt in geſundem Körper,' und das öffentliche Wohl iſt für mich die Summe des Wohls der Einzelnen,

und der Staat in welchem, wenn man von der Summe der Güter die der Uebel abzieht, der größte Reſt bleibt, iſt für mich der glücklichſte. So glaube ich daß, abgeſehn von der Größe die hier nicht in Betracht kommt, die Republik Lucca vor dreißig Jahren beſſer war als die römiſche zu Cicero's Zeit. Ich bitte Euch aber mir den Beweis zu erlaſſen: ich wollte Euch nur den Grund unſerer verſchiedenen Denkungsart erläutern.«

»Es iſt weder ein Compliment, äußerte Alfieri im Juni 1798, noch eine poetiſche Formel, wenn ich Euch meinen Meiſter nenne, denn als ſolchen werde ich Euch immer bekennen und ein ſolcher ſeid Ihr mir in Wahrheit geweſen. Denn ich bin weder ſo undankbar noch ſo vergeßlich, mich nicht lebhaft unſerer Abende in Liſſabon zu erinnern, wo Ihr, ohne es zu ahnen, den erſten Keim des Schönen in mich gelegt, in mir jenes heilſame und edle Schamgefühl geweckt habt das meine Unwiſſenheit in mir erzeugen mußte. Und ſpäter habe ich in der fortwährenden Unterhaltung mit Euch wie durch Eure Briefe mehr gelernt als durch viele Jahre der Lectüre und des Studiums, und ſo werde ich Euch ſtets meinen geliebten Lehrer nennen, wenn Ihr Euch nicht ſchämt mich zum Schüler zu haben.« Und ſpäter, ſchon im Vorgefühl ſeines nahen Todes: »Da ich von einem Tage zum andern der ſchweren Krankheit erliegen kann die mich verzehrt, ſcheint es mir paſſend dieſe wenigen Zeilen zu hinterlaſſen, welche Euch einſt zugeſtellt werden ſollen, als Zeugniß daß Ihr bis zum

letzten Moment meinem Geiſte gegenwärtig, meinem Herzen theuer geblieben ſeid. Die, welche ich auf dieſer Welt über Alles geliebt und verehrt habe, wird Euch eines Tages die Umſtände meines Todes erzählen. Ich bitte und beſchwöre Euch das Mögliche zu thun um ſie wieder zu ſehn und zu tröſten, und mit ihr die Verfügungen zu treffen die ich ihr in Betreff meiner Schriften anvertraut habe. Ich will jetzt durch andere Worte Euren Schmerz nicht mehren. Ich habe in Euch, in jeder Beziehung, einen der ſeltenſten Menſchen gekannt. Ich ſterbe in der Liebe und Achtung für Euch, mich rühmend Eurer Freundſchaft wenn ich deren würdig geweſen bin.«

In ſolcher Weiſe äußerte ſich, vierundzwanzig Jahre nach den Ereigniſſen die hier geſchildert werden, Vittorio Alfieri über Tommaſo Valperga. Dieſer brachte, wie geſagt, beinahe ein Jahr, von Mitte 1779 bis 1780, in Florenz zu, und in täglichem Zuſammenſein bekennt Alfieri in angenehmer und gelehrter Unterhaltung, ohne es zu bemerken, mehr von ihm gelernt zu haben, als vielleicht bei jahrelangem Schwitzen über Büchern.

»Es iſt Ihnen bekannt — ſo ſchrieb zehn Jahre nach Alfieri's Tode, am 3. October 1813, Tommaſo Valperga an die Gräfin von Albany — daß ich in manchen Fällen nie des Freundes Anſichten getheilt habe. Ich habe ihm nie meine Meinung verhehlt: nie hat er, um dieſer Verſchiedenheit der Anſchauungen willen, mich minder geliebt und geachtet, noch ich ihn. Es war meine Abſicht

ihm dies zum Lobe anzurechnen — ein Lob, weder gering noch gewöhnlich, denn Hochmuth und Anmaßung bringen es dahin daß meiſt Perſonen, welche in wichtigen Dingen verſchiedener Meinung ſind, einander weder achten noch lieben, während nur ſchlechte Geſinnung den Menſchen wahrhaft herabſetzt, und Achtung nur mit aufrichtiger, ſtarker und ſtandhafter Wahrheitsliebe ſich verträgt. Kann jedoch eine Meinung ſich mit der Liebe zum Rechten, zum Ehrbaren, mit dem Streben für das Wohl des Menſchengeſchlechts, mit der Anhänglichkeit an die ſüßen Pflichten einer hochherzigen Freundſchaft vertragen, warum ſollen wir dann nicht Solche achten und lieben die in einem oder andern Falle anders ſehn als wir? Ich rede nicht von denen die nach ihrer Convenienz Anſichten wechſeln: man thut ihnen zu viel Ehre an indem man ſie leichtfertig erachtet. Von Männern rede ich welche, wie Alfieri, in ihren weſentlichſten Meinungen entſchieden ſind. Ihm war's hoch anzurechnen daß er nicht von mir gering dachte, und mir es nicht übel nahm wenn ich ſeine Gründe nicht begriff: bei meinem Karakter hatte ich auf ſolches Lob weit geringern Anſpruch. Andrerſeits erkannte ich daß ſeine Meinungen weit geeigneter waren ihm jenen Ruhm zu verſchaffen nach dem er ſtrebte, auf dem Wege den er gewählt, und mit jenen phyſiſchen Anlagen die auf ſeine Richtung weſentlich einwirken mußten. Meine Filoſofie paßt durchaus nicht für die Wärme tragiſcher Karaktere, noch für jenes hochſtrebende Pathos das man im Munde der angeb-

lichen Helden Sparta's und Rom's bewundert. Selbſt alſo wer meiner Anſicht iſt, darf Alfieri's entgegengeſetzte Anſichten nicht minder hoch halten, denn gerade indem er dieſen treu blieb, erreichte er jene Kraft und Hoheit welche man an ſeinen Tragödien bewundert.«

Der leidenſchaftliche, reizbare, gegen jeden Zwang ungeduldig ankämpfende Dichter, die junge lebendige Frau, der alternde Gemal, mit den Mängeln und Untugenden die ſich leider nicht in Abrede ſtellen laſſen — dabei die leichte Sitte der italieniſchen Geſellſchaft von welcher die florentiniſche wahrlich keine Ausnahme machte. Es ließ ſich vorausſehn, daß über kurz oder lang eine Kriſis eintreten würde: Es giebt in Florenz zwei Bildniſſe aus jenen Jahren welche das zu ungleiche Ehepaar darſtellen. Carl Eduard nicht erkennbar für den welcher die Züge aus frühern Jahren gegenwärtig hat. Augen ohne Glanz, hängende Backen und Kinn, der Ausdruck halb mürriſch halb gelangweilt. Eine kurze Perrücke, Scharlachrock mit Goldborten, Band und Stern des Hoſenbandordens, im Knopfloch eine kleine Decoration des ſchottiſchen St. Andreas-Ordens. Die Gräfin von Albany, leicht zu erkennen wenn man ſie mit dem nach einer Reihe von Jahren gemalten Fabre'ſchen Bilde vergleicht, ganz ſo wie Bonſtetten ſie geſchildert, hübſch aber ohne irgend eine Regelmäßigkeit

der Züge, mit dunkelm lebendigen Auge, ſtarken Brauen, reichem zurückgekämmten Haar. Wir haben aus dem Jahr 1779, alſo ſieben Jahre nach der Trauung, eine Schilderung Beider, ihrer Erſcheinung und äußern Lebensweiſe, von einem ſchon genannten Beobachter, Sir William Wraxall. »Florenz, erzählt er, war im Jahr 1779 der Aufenthalt eines Mannes, für einen Engländer Gegenſtand der Neugierde wie des Mitleids. Carl Eduard's Erſcheinung gewährte ein wahrhaft trauriges Schauſpiel. Beinahe jeden Abend beſuchte er das Theater, von ſeinen Dienern geführt, welche ihn auf eine Art Sofa im hintern Theil der Loge niederlegten, während ſeine Gemalin die ganze Vorſtellung über an der Logenbrüſtung ſaß. Der Graf Alfieri, ein Mann von excentriſcher Geiſtesrichtung, Weſen und Gewohnheiten, begleitete ſie, als ihr »Cavalier ſervente«, nach der in Italien allgemein angenommenen Geſellſchaftsſitte, überall wo ſie öffentlich erſchien. Da engliſche Unterthanen ſich einem Manne, welcher noch Anſprüche auf die engliſche Krone machte, nicht vorſtellen laſſen konnten, ſo gab's keine Gelegenheit den Chevalier zu ſehn außer im Theater, wo es aber, ſeines körperlichen Zuſtands wegen, auch nicht leicht war.

»Da ich jedoch wünſchte von ſeinen Zügen und ſeiner Figur eine deutlichere Anſchauung zu haben als in der Entfernung möglich war, ſtellte ich mich eines Abends, beim Schluß der Vorſtellung, an die Seitentreppe, welche er hinabzugehn pflegte. Vor meiner Abreiſe aus England

hatte des Königs Majeſtät die Gnade gehabt, auf Antrag Lord Robert Manners', Commandeurs des dritten Garde-Dragoner-Regiments, mir ein Lieutenants-Brevet zu ertheilen, und ich trug die Uniform beſagten Regiments. Der jetzige General Manners, Oberſtallmeiſter des Königs, damals Cornet in ſeines Vaters Regiment, welcher mit mir war, trug dieſelbe Uniform. Als der Chevalier herankam, und nahe genug war die engliſchen Regiments-Abzeichen zu erkennen, blieb er plötzlich ſtehn, ließ den Arm der auf beiden Seiten ihn ſtützenden Diener fahren, nahm den Hut ab und grüßte uns höflich. Dann ging er vorbei und nach ſeinem Wagen, von ſeinen Begleitern unterſtützt. Als er ſo die Treppe hinabſtieg konnte ich nicht umhin, während ich ihn anſchaute, der Gefahren und wiederholten Flucht zu gedenken, welche mehre Monate nach der Niederlage von Culloden ausfüllten: eine Reihe von Abenteuern und von Beweiſen uneigennütziger Anhänglichkeit, wie die neuere Geſchichte vielleicht keine ähnliche aufzuweiſen hat. Carl Eduard hatte mit ſeinem Großvater König Jakob dieſelbe Familienähnlichkeit wie des jetzt regierenden Königs Majeſtät mit Georg I. Er trug, bei jener Gelegenheit, die Decoration des Hoſenbandes, und einen ſamtnen Ueberrock welchen ſeine ſchlechte Geſundheit ihn ſelbſt im Sommer, wenn er das Schauſpiel verläßt, anzuziehn nöthigt. Sein dreieckter Hut war mit Goldborten halb aufgekrämpt. Seine ganze Geſtalt, paralytiſch und geſchwächt, deutete auf traurigen körperlichen Zuſtand. Auch

ſeine Geiſteskräfte waren damals ſchon geſchwächt, und da ſeine ſonſt freundliche Gemüthsart darunter gelitten hatte, war er reizbar, mürriſch und unverträglich geworden, beſonders im eignen Hauſe. Ein unſeliger Hang zum Trinken, dem er freien Lauf ließ, um all ſein Misgeſchick und Elend, und die in Frankreich wie in Rom ihm zugeſtoßenen Widerwärtigkeiten ſich wenigſtens auf Augenblicke aus dem Sinn zu ſchlagen, untergrub völlig ſeine Kräfte, und machte ihn häufig zum Gegenſtand des Mitleids ja der Verachtung, indem er ihn jener Würde beraubte die den Nachkommen ſo vieler Könige nimmer verlaſſen haben würde.«

Der engliſche Reiſende erwähnt des Verhältniſſes Vittorio Alfieri's zur Gräfin von Albany in einer Weiſe welche glauben machen könnte daß Carl Eduard keinen Anſtoß an der italieniſchen »Geſellſchaftsſitte« genommen habe. Aber es währte nicht lange, und im Leben des Ehepaars trat eine Kriſe ein, an welcher die excluſive Bewunderung des Dichters für die Gräfin vielleicht die Hauptſchuld trug. »Die endloſen Quälereien des Gemals, erzählt dieſer, endigten am Sanct Andreasabende (30. November 1780) mit einem ſo tobenden Bacchanal, daß das Opfer ſo entſetzlicher Behandlung, um derſelben nicht zu unterliegen, ſich endlich genöthigt ſah auf Mittel zu ſinnen ſich ſolcher Tyrannei zu entziehn und Geſundheit und Leben zu retten. Und da mußte ich, wider meine Natur, den Hochvermögenden der Regierung den Hof machen um ſie zu bewegen, die Befreiung des ſchuldloſen Opfers eines ſo

barbariſchen wie unwürdigen Jochs zu begünſtigen. Mir bewußt, in dieſem Falle mehr für das Beſte Anderer als für mein eignes gewirkt zu haben; bewußt, der Geliebten erſt dann zum Aeußerſten gerathen zu haben als das Uebel aufs höchſte geſtiegen war; bewußt, daß es unmöglich geworden anders zu handeln, erniedrigte ich mich nie noch werde ich je mich erniedrigen auf die einfältig boshaften Beſchuldigungen zu antworten, die bei dieſem Anlaß gegen mich gerichtet wurden. Mir genüge zu ſagen daß ich die Geliebte von der Tyrannei eines kopfloſen, immerfort betrunkenen Gebieters rettete, ohne daß ihr Ruf im geringſten dabei gelitten oder die Schicklichkeit irgendwie verletzt worden wäre.«

Der Verfaſſer der Memoires d'un voyageur qui se repose, Louis Dutens von Tours, welcher die Umſtände aus dem Munde der Theilnehmer erfahren haben konnte, möge den Vorgang erzählen. »Es war zwiſchen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erſtere das Haus ihres Gemals verlaſſen ſollte. Die Zuſtimmung des Großherzogs war erlangt; eine Freundin Mme. Orlandini, die aus der Jakobitenfamilie der Marquis von Ormonde ſtammte, und deren Anbeter, ein irländiſcher Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen worden. Die Schwierigkeit beſtand darin, ein Mittel zu erſinnen um die Wachſamkeit des Grafen zu täuſchen, der ſie nie allein ließ und ſie förmlich einſperrte wenn er ohne ſie auszugehn genöthigt war. Beim Spazierengehn, zur Meſſe,

überall wohin ſie ſich begeben wollte, begleitete er ſie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Mme. Orlandini bei der Gräfin frühſtücken, und machte nach dem Frühſtück den Vorſchlag nach dem Kloſter der Bianchette zu gehn, einige Arbeiten der Nonnen anzuſehn die für große Künſtlerinnen galten. (Dieſes Kloſter, deſſen Bewohnerinnen den Namen von ihrer weißen Tracht hatten, gehörte einer Congregation des Dominikanerordens, und wurde im Jahr 1560 von einer Borromeo gegründet, in der nicht weit von der Wohnung des Grafen von Albany entfernten Via del Mandorlo, wo es ſeit ſeiner in der franzöſiſchen Zeit erfolgten Aufhebung verſchiedenen Wohnungen Platz gemacht hat.) Die Gräfin nimmt den Vorſchlag an falls ihr Gemal die Zuſtimmung nicht verſage; der Gemal iſt einverſtanden und man begiebt ſich auf den Weg. Man erreicht das Kloſter, wo, wie durch Zufall, Mr. Gehegan der Geſellſchaft begegnet. Die Gräfin ſteigt mit Mme. Orlandini aus; voraufgehend ſind ſie bald oben auf den Stufen; raſch öffnet man ihnen die Thüre und verſchließt ſie wieder, bevor der Graf ſie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, ſagt zu Letzterm den er keuchend anlangen ſieht: Herr Graf, dieſe Nonnen ſind ein Muſter von Unhöflichkeit: ſie haben mir da die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen und mich nicht mit den Damen einlaſſen wollen. Ich werde ſie ſchon zum Oeffnen nöthigen, erwidert der Graf und pocht lange ehe Jemand erſcheint. Endlich kommt die Aebtiſſin ans Thürgitter, und erklärt

ihm, ſeine Gemalin habe das Haus zum Aſyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin.

Der Graf von Albany, überraſcht und wüthend, kehrte nach Hauſe zurück. Vorſtellungen bei der Regierung fruchteten nichts. Unterdeſſen ſchrieb die Gräfin, welche nicht die Abſicht hatte ihr Leben in einem Kloſter zu verbringen, an ihren Schwager den Cardinal und wußte ihn ſo in ihr Intereſſe zu ziehn, daß er ihr vorſchlug zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papſt veranlaßte ihr ſeinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man der Graf von Albany werde die Flüchtige unterwegs aufgreifen laſſen wenn er von dem Plane höre. Deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt, und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutſcherſitz ein bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. Die Gräfin erreichte Rom in vollkommener Sicherheit, und wurde auf die freundlichſte und ehrenvollſte Weiſe von dem Cardinal aufgenommen, der ihr ein Einkommen anwies und in ſeinem Palaſte ein ihrem Rang entſprechendes Etabliſſement bereitete.«

Unmittelbar nach ihrer Flucht aus dem Hauſe ihres Gemals hatte, wie es in der obigen Erzählung angegeben iſt, die Gräfin von Albany ſich an den Papſt wie an den

Cardinal von York gewandt, ihm die Beweggründe ihres Handelns auseinanderzuſetzen. Ihre Darſtellung, welche durch Mittheilungen der großherzoglichen Regierung und der päpſtlichen Nuntiatur unterſtützt worden zu ſein ſcheint, machte auf Heinrich Benedict tiefen Eindruck. Zeugniß davon giebt ſeine Antwort, welche auf den Vorſchlag der Gräfin, ſich nach Rom zurückzuziehn, bejahend eingeht.

Frascati, ce 15 Décembre 1780.

Ma très-chère sœur, je ne puis vous exprimer l'affliction que jai soufferte en lisant votre lettre du 9 de ce mois. Il-y-a longtemps que j'ai prévu ce qui est arrivé, et votre démarche faite de concert avec la Cour a garanti la droiture des motifs que vous avez eus pour la faire. Du reste, ma très-chère sœur, vous ne devez pas mettre en doute mes sentiments envers vous, et jusques à quel point j'ai plaint votre situation. Mais de l'autre côté, je vous prie de faire reflexion que dans ce qui regarde votre indissoluble union avec mon frère, je n'ai eu aucune autre part que celle d'y donner mon consentement de formalité, après que le tout était conclu sans que j'en aie eu la moindre information par avance: et pour ce qui regarde le temps après l'effectuation de votre mariage, personne ne peut être témoin plus que vous même de l'impossibilité dans laquelle j'ai

toujours été de vous donner le moindre secours dans vos peines et afflictions. Rien ne peut être plus sage, ni plus édifiant que la pétition que vous faites de venir à Rome dans un couvent, avec les circonstances que vous m'indiquez: aussi je n'ai pas perdu un moment de temps pour aller à Rome expressément pour vous servir et régler le tout avec notre très St. Père, les bontés duquel envers vous et envers moi je ne saurais vous l'exprimer. J'ai pensé à tout ce qui pouvait vous être de plus décent et agréable, et j'ai eu la consolation que le St. Père a eu la bonté d'approuver toutes mes idées. Vous serez dans un couvent où la reine ma mère a été pendent du temps, le Roi mon père en avait une prédilection toute particulière. On y sait vivre plus que dans aucun couvent de Rome. On y parle français: il-y-a quelques religieuses d'un mérite très-distingué. Monsgr. Lascaris en est à la tête. Votre nom de Comtesse d'Albanie vous mettra à l'abri de mille tracasseries, sans déroger en rien au respect qui vous est dû; et sur ma parole, vous en recevrez des marques de tout côté. Pour ce qui regarde votre sortie pour prendre l'air, qui est trop nécessaire á votre santé, le St. Père a eu la bonté de me laisser l'arbitre sur cet arrangement là, moyennant quoi vous pouvez être tranquille sur

ce point comme sur beaucoup d'autres choses qu'il ne me convient pas d'entrer en détail avec vous. Il suffit que vous soyez sûre d'être en bonnes mains, et que je ne me retire jamais de confesser au public l'assistance que je vous dois dans votre situation, étant sûr et très-sûr que vous ferez honneur aux conseils ou avertissements que je pourrai prendre la liberté de vous donner dans quelques occasions, et qui sûrement n'auront d'autre objet que votre vrai bien devant Dieu et les hommes. On écrit très-fort au Nonce par cet ordinaire, pour régler avec la Cour où vous êtes les moyens de votre départ sûr et tranquille: il faut vous en rapporter à eux. Je m'imagine que vous viendrez avec Madame de Marzan et au surplus deux filles de chambre. Enfin, ma très-chère sœur, tranquillisez votre esprit; laissez vous régler par ceux qui vous sont attachés, et surtout ne dites jamais à qui que se soit que vous ne voulez jamais entendre parler de retour avec votre mari. N'ayez pas peur que, sans un miracle évident, je n'aurais jamais le courage de vous le conseiller. Mais comme il est probable que le bon Dieu ait permis ce qui vient d'arriver, pour vous émouvoir à la pratique d'une vie édifiante par laquelle la pureté de vos intentions, et la justice de votre cause seront justifiées aux

yeux de tout le monde: il peut se faire aussi que le Seigneur ait voulu, par le même moyen, opérer la conversion de mon frère. Il est vrai aussi que si je n'ose me flatter du second, j'ai un vrai pressentiment du premier qui me console infiniment dans le comble de mon chagrin. Adieu, ma très-chère sœur, ne pensez à rien. Monsgr. Lascaris, Cantini et moi pensons à tout ce qui est nécessaire. Je suis plein de sentiments pour vous

Votre très-affectionné frère,

Henry Cardinal.

Am Tage nach der Abfaſſung dieſes Schreibens, erließ Papſt Pius VI, der gleichfalls von der bedrängten Lage der Bittſtellerin ergriffen geweſen zu ſein ſcheint, an die Gräfin von Albany ein Breve nachſtehenden Inhalts:

»Pius PP. VI. Unſerer geliebten Tochter in Chriſto Gruß und apoſtoliſchen Segen.

Alsbald nach dem Empfang Ihres Schreibens das die Nachricht Ihrer unfreiwilligen Trennung und Zurückgezogenheit nach einer Menge der ſeltſamſten und traurigſten lange erduldeten Wechſelfälle enthielt, begab ſich der Cardinal-Herzog zu Uns und theilte Uns den über denſelben Gegenſtand an ihn gerichteten Brief mit, aus welchem Wir mit den genauen Umſtänden die gerechten Beweggründe erſahn die Ihren Entſchluß veranlaßt haben. Wir können nicht umhin hiebei dem guten Herzen des

Cardinals Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welcher ſich ganz zu Ihren Gunſten geſtimmt gezeigt hat und Uns in dem Entſchluß zuvorgekommen iſt Sie nach Rom kommen zu laſſen und im Kloſter der Urſulinerinnen unterzubringen wo man mit vielem Anſtande lebt, ſo wie Ihnen einen Wagen zu gewähren ſo oft Sie ausfahren wollen um ſich ins Freie zu begeben. Wir ertheilten der Abſicht des Cardinals Unſere Zuſtimmung und beſtärkten ihn darin umſomehr als dieſelbe Ihrem Uns ausgedrückten Wunſch entſpricht. Um jedoch Ihre Abreiſe von dort gut einzurichten, und Sie vor jeder unerfreulichen Ueberraſchung ſo bei der Abfahrt wie während der Reiſe zu ſchützen, haben Wir in gegenwärtiger Depeſche Unſerm Nuntius aufgegeben ſich mit irgendeinem Miniſter des dortigen Souveräns zu benehmen um Ihre Perſon wie Ihre Begleitung ſicherzuſtellen. Bei Ihrem Eintreffen in Rom können Sie ſich ſogleich in das gedachte Kloſter begeben, wo Alles zu Ihrem Empfang wie für Ihre Umgebung bereitet ſein wird. In Betreff Ihres künftigen Aufenthalts werden Sie ſich mit dem Cardinal-Herzog zu verſtändigen haben, der ganz geneigt iſt Ihnen beizuſtehn.

Deſſen können Wir Sie zu Ihrem Troſte vergewiſſern, während Wir Ihnen aus Fülle des Herzens den väterlichen apoſtoliſchen Segen ertheilen. Gegeben Rom bei St. Peter, am 16. Dezember 1780.«

Nachdem die Gräfin von Albany auf die erwähnte, nicht beſonders würdige, Weiſe, die kaum durch den Drang der thatſächlichen Umſtände nicht aber durch die Motive entſchuldigt werden kann, Florenz verlaſſen hatte, verbrachte Alfieri daſelbſt, pro forma, noch einen Theil des Winters. In welcher Stimmung, hat er ſelbſt lebendig geſchildert. Der Anſtand, wie er ſagt, hinderte ihn der Flüchtigen ſo bald zu folgen. Im Februar 1781 entſchloß er ſich nach Neapel zu gehn, nur weil der Weg dahin über Rom führte. Als er, ſo erſehn wir aus ſeiner Darſtellung, die Campagna wiederſah die er drei Jahre zuvor in dem übellaunigen Sonett, der Frucht einer in dem elenden Wirthshaus zu Baccano (qu'allait-il faire dans cette galère?) ſchlaflos zugebrachten Nacht, mit ſo widerwärtigen Farben geſchildert hatte, erſchien ſie ihm ein reizender Garten! In Rom ſah er die Gräfin, die damals noch nicht zum Cardinal gezogen war, am Sprachgitter ihres Kloſters, deſſelben Urſulinerinnen-Kloſters in Via Vittoria, wo Marie Clementine Sobieska bei ihrer Ankunft in Rom gewohnt hatte. Das Wiederſehn war ſchmerzlich: aber Troſt gewährte ihm die Betrachtung, daß ſie, obgleich hinter Kloſtermauern, freiere Luft athme als in ihrem Palaſt in Florenz, daß ihr Schlaf nicht mehr geſtört ſei durch die Traumbilder ihres trunknen Gemals, daß ſie, mit einem Wort, leben könne. Auch den Cardinal von York lernte er bei dieſer Gelegenheit kennen. In ſeiner Hand lag damals das Geſchick der Gräfin: für Alfieri eine hin-

reichende Aufforderung ſich ſo gut als möglich mit ihm zu ſtellen zu ſuchen. Nach kurzem Aufenthalt ging er nach Neapel wo er einige Zeit blieb. Ende März erhielt die Gräfin vom Papſte die Erlaubniß das Kloſter zu verlaſſen; der Cardinal, welcher meiſt in Frascati wohnte, wies ihr einen Theil ſeines ſtädtiſchen Palaſtes an. Es war jener prachtvolle Palaſt der Cancellaria, welchen Bramante für den Neffen Sixtus' IV, Raffael Riario, baute, jenen Cardinal von San Giorgio welcher im Dom von Florenz die Meſſe las während welcher die Pazzi den Mordangriff auf die Brüder Lorenzo und Giuliano de' Medici machten. Vor allen römiſchen Paläſten zeichnet ſich dieſer aus durch die edlen und zugleich zierlichen Verhältniſſe ſeines großartig ſchönen Hofes.

»Am 12. Mai, erzählt Alfieri, war ich, allen meinen Entſchlüſſen zum Trotz und faſt ohne es zu wiſſen, wieder in Rom. Ich unterzog mich allen Vorſchriften höfiſcher Geſchmeidigkeit und Rückſichtnehmerei, blos um mit meiner Gebieterin in einer und derſelben Stadt leben und ſie ſehn zu können. Nach ſo vielen Mühen und Anſtrengungen um meine Freiheit zu erlangen, fand ich mich plötzlich in ein, Beſuche und Reverenzen und den Hof machendes Individuum verwandelt, einem Candidaten für die Prälatur-Carrière vergleichbar. Ich that Alles und fügte mich in Alles und blieb in Rom, geduldet von dieſen Charlatanen und begünſtigt von der Kleriſei die auf die Angelegenheiten der Gräfin Einfluß hatte oder zu

haben behauptete. Zum Glück hing dieſe nicht von dem Schwager und deſſen ſchlimmem Anhang ab, außer in bloßen Convenienzſachen, keineswegs was das Einkommen betrifft das ihr von anderer Seite reichlich und zu jener Zeit vollkommen ſicher zufloß.« Alsbald nämlich nach ihrer Ankunft in Rom hatte die Gräfin von Albany an die Königin Marie Antoinette geſchrieben, und das franzöſiſche Jahrgehalt, nebſt dem was der Papſt ihr ausſetzte, reichte vollkommen für ihre Verhältniſſe aus.

Um dieſe Zeit war es wo Dutens, der die Gräfin in einer Soirée beim ſpaniſchen Botſchafter Herzog von Grimaldi ſah, folgende Schilderung von ihr entwarf: »Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geiſt und ihre Schickſale eine höchſt intereſſante Frau. Sie war mittler Größe aber de taille bien prise, und von blendend weißem Teint; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, vollkommen ſchöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine in ihrer Eleganz einfache und beſcheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der beſten Schriftſteller genährter Geiſt hatte aus ihnen das Vermögen ſcharfer und richtiger Unterſcheidung geſchöpft und die Leichtigkeit erlangt, Menſchen wie Werke des Geſchmacks richtig zu beurtheilen. Der Graf Alfieri, ein Piemonteſe von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin von Albany kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernſt geſtimmt, und abhold dem Getöſe der großen Welt, hatte er ſich ganz ihrer Geſell-

ſchaft gewidmet, indem er zwiſchen dieſer und ſeinen Studien ſeine Zeit theilte und ihr, längere Zeit durch die Launen ihres Mannes unerfreuliches Leben durch ſeine Freundſchaft und die Annehmlichkeit ſeines Umgangs erheiterte.«

Alfieri's Wohnung war die Villa Strozzi, auf der Höhe des Esquilins an dem nach dieſer florentiniſchen Familie benannten Wege gelegen welcher von Sixtus' V großer geradliniger Straße von Santa Maria Maggiore nach den Diocletianiſchen Thermen führt. Ein Schüler Michel Angelo Buonarroti's baute das hübſche Wohnhaus für das berühmte Geſchlecht der Frangipani. Einer der höchſten und ſchönſten Punkte Roms, von wo das Auge den ſchwach angebauten oder ganz verödeten Theil der Stadt von Nordoſt bis Süden und die benachbarte Campagna mit ihren prächtigen Berglinien überblickt, im unmittelbaren Vordergrund die weiten Anlagen der Villa welche derſelbe Papſt Sixtus als Cardinal von Montalto anlegte, mit der Höhe des Serviſchen Walles, deſſen Culminationspunkt, wie jener der Stadt, den mit Cypreſſen und Steineichen bepflanzten Monte della Giuſtizia bildet, nicht ferne davon der hohe Glockenthurm und die beiden Kuppeln und der Obelisk von Sta. Maria Maggiore und weiterhin die ſchöne Maſſe des Laterans, mehr zur Linken und näher die großartigen Trümmer der Thermen des Urhebers der letzten großen Chriſtenverfolgung, deren beſterhaltene Theile in die majeſtätiſche Kirche Sta. Maria degli Angeli mit

der anſtoßenden Karthauſe umgeſchaffen ſind. Es war eine rechte Wohnung für einen Dichter, und Vittorio Alfieri wußte ſie zu ſchätzen. »Während der beiden Jahre meines römiſchen Aufenthalts, ſagt er, führte ich ein wahrhaft ſeliges Leben. Die Villa Strozzi bei den Diocletianiſchen Thermen bot mir einen köſtlichen Zufluchtsort. Den ganzen langen Vormittag brachte ich beim Studium zu, ohne jemals auszugehn, außer um eine oder zwei Stunden lang in der unermeßlichen Einöde umherzureiten welche in dieſem verödeten Theile der Stadt und ihrer Umgebung zum Nachdenken, zu Thränen und zum Studium auffordert. Abends ſtieg ich hinab in den bewohnten Theil der Stadt, und indem ich mich von der Anſtrengung des Studiums in dem geliebten Anblick Jener erholte für welche allein ich lebte und arbeitete, kehrte ich zufrieden in meine Einſiedelei zurück, wo ich ſpäteſtens gegen eilf Uhr Abends wiedereintraf. Ein Aufenthalt, heiterer, freier, ländlicher als er irgendwo innerhalb der Ringmauer einer großen Stadt zu finden ſein dürfte, und völlig übereinſtimmend mit meinem Temperament, meinem Karakter, meinen Beſchäftigungen. So lange ich lebe, werde ich deſſen mit Sehnſucht gedenken.«

Während dieſes den Muſen ſo günſtigen Aufenthalts faßte der Dichter den Entſchluß ſeine vollendeten und gefeilten Tragödien dem Druck zu übergeben. Ihn, der ſich ein ſo hohes Ziel, die Veredlung und Kräftigung ſeiner Nation durch die Literatur, vorgeſetzt hatte, drängte es,

die Einwirkung ſeiner Individualität auf die Natur des Volkes, das er im Auge hatte, kennen und ermeſſen zu lernen. In Siena vermittelte Francesco Gori den Druck, der leider nicht ſchön ausfiel: der erſte Theil, mit König Filipp beginnend, ward dem Verfaſſer nach Rom geſandt. Dort ſchritten unterdeß die in Florenz begonnenen dramatiſchen Arbeiten rüſtig fort. Es entſtanden die Merope und der Saul, erſtere im Wetteifer mit Scipio Maffei's Tragödie, welche, bevor Alfieri auftrat, nicht als die beſte nur ſondern auch als die beſtmögliche der italieniſchen Tragödien galt; letztere, an welcher der Dichter beſonderes Gefallen fand, als Frucht der Lectüre der Bibel. Im Hauſe einer geiſtreichen Frau, Maria Pezzelli, wo Alles was an literariſcher und gelehrter Bildung Antheil nahm ſich zu verſammeln pflegte, und welche von Raimondo Cunich unter dem Namen Lida gefeiert ward, trug er die Virginia vor: Vincenzo Monti, damals ſiebenundzwanzigjährig, befand ſich unter den Zuhörern, und der Eindruck den die Vorleſung auf ihn machte, beſtimmte ihn zu ſeinem erſten Verſuch im dramatiſchen Fach, zu jenem Ariſtodemo, welcher, des unglücklichen Gegenſtandes ungeachtet, nicht nur dieſes Dichters vorzüglichſtes ſondern überhaupt eines der beſten Werke des tragiſchen Theaters Italiens iſt.

Es blieb nicht bei Vorleſungen. Die Antigone ward am 20. November 1782 von Perſonen der vornehmſten Geſellſchaft Roms, von der Herzogin von Zagarolo Rospigliosi, von dem Herzog von Cäre Odescalchi und deſſen

Gemalin, im Verein mit dem Dichter ſelbſt, im ſpaniſchen Botſchaftspalaſt, damals wie jetzt glänzenden Feſten geöffnet, aufgeführt und erregte großes Intereſſe.

Aleſſandro Verri, welcher der Vorſtellung beiwohnte und ſich ſelbſt mit dramatiſchen Verſuchen beſchäftigte, neidlos jedoch Alfieri den Gründer der italieniſchen Tragödie nannte, ſchrieb an ſeinen Bruder, er könne kaum an Anderes denken, Ohren und Geiſt erfüllt von den ſchönen Sentenzen und den wundervollen Szenen dieſes Drama's. Er wiederholte ſpäter noch, bei jener Aufführung im ſpaniſchen Palaſt ſei ihm klar geworden daß Alfieri Italien die wahre Tragödie geſchenkt habe: eine Ueberzeugung die er beim Losbrechen des kritiſchen Sturms gegen den Autor ſtille für ſich behalten, gleich unzufrieden mit dem Geſchmack der Menge und mit ſeiner Oppoſition wider denſelben, aber nachmals gerechtfertigt und erfreut durch die ſiegreiche Anerkennung.

Der Ruf des Dichters drang ſelbſt zum Papſte welchem Alfieri ſich vorſtellen ließ, der aber die angebotene Widmung des Saul ablehnte. Bei ſeinem erſten Aufenthalt in Rom war der junge Alfieri Clemens XIII vorgeſtellt worden — »ein ſchöner Greis, voll ehrwürdiger Majeſtät«, derſelbe welchen Canova im Monument der Peterskirche, im Gebete knieend, ſo vortrefflich dargeſtellt hat. Jetzt ſtand er vor Pius VI, der ein günſtigeres Urtheil verdient hätte als dasjenige, welches wir in der Selbſtbiografie leſen und das ein Gemiſch von Scham und

von gekränkter Eitelkeit durchſcheinen läßt. Welche auch immer die moraliſchen und politiſchen Schwächen von Angelo Braſchi's langer Regierung ſein mögen die einen vielleicht zu weltlichen Karakter annahm, ſo hätten doch die großartigen Monumente und Werke dieſer Regierung, Monumente der Kunſt und Wiſſenſchaft wie Werke zur Förderung und Sicherung des Wohlſtands und der Wohlfahrt von Stadt und Staat, und ſpätere trübe Geſchicke Alfieri billigerweiſe vor dem doppelten Misgriff bewahren ſollen, den Papſt ſo niedrig, ſich ſelbſt ihm gegenüber ſo hoch zu ſtellen!

Uebrigens geſteht der Dichter es habe in ſeiner Abſicht gelegen ſich den Beherrſcher Roms geneigt zu machen, in der Vorausſicht der Quälereien und Verfolgungen die im Anzuge waren. Schon hatte ſein Verhältniß zu der Gräfin von Albany zu vielerlei Gerede Anlaß geboten. Die Aufführung der Antigone, und was ſich daran knüpfte, hatte die Aufmerkſamkeit noch mehr auf ihn gelenkt. Ein davon unabhängiger Umſtand brachte die Sache zum Ausbruch.

Der Graf von Albany war in Florenz geblieben. Die Erbitterung über die Flucht ſeiner Gemalin und über die Art wie dieſe bewerkſtelligt worden, mehrte nur noch die unſelige Leidenſchaft der er ſich ohne Rückhalt hingab. Er ſuchte ſein Elend zu vergeſſen und richtete darüber den

ſchwachen Reſt von Geſundheit und Kraft der ihm geblieben, völlig zu Grunde. Seine Trunkſucht ſteigerte ſich zu ſolchem Grade daß, wie ein alter Diener ſeines Bruders ſagte, kein Straßenlaſtträger es ihm zuvorthat. Doch wenden wir den Blick weg von dieſen traurig-unwürdigen Szenen. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. In der zweiten Hälfte des März 1783 erkrankte er gefährlich. Am 24. traf er ſeine letzten Verfügungen und empfing die Sterbeſacramente. Ein Eilbote benachrichtigte den Cardinal der am 31. in Florenz eintraf, wo er in dem Servitenkloſter bei der Kirche der Santiſſima Annunziata, in der unmittelbaren Nähe der brüderlichen Wohnung abſtieg. Schon war die Gefahr vorüber. Während der Tage die Heinrich Benedict in Florenz zubrachte und manches auf Familien-Angelegenheiten Bezügliche mit dem Bruder beſprach, machte dieſer ihn mit den Umſtänden der Flucht der Gräfin bekannt welche der Cardinal nur ſehr einſeitig kennen mogte, und ſtellte ihm vor, er dürfe in Rom im eignen Palaſt die Aufführung ſeiner Schwägerin nicht länger dulden. Vielleicht hatte der Cardinal von York nur auf einen äußern Anlaß gewartet, um einem Zuſtand der Dinge ein Ende zu machen der ihm nicht verborgen bleiben konnte, und der ihn umſomehr verletzen mußte, da er, bei der Flucht ſeiner Schwägerin, nicht nur für dieſelbe lebhaft Partei genommen ſondern auch des Papſtes Intereſſe geweckt und deſſen Einſchreiten veranlaßt hatte, während er ſich jetzt vielleicht anklagte, den Bruder mit

übermäßiger Härte behandelt zu haben. Einige Zeit ſpäter ſprach Heinrich Benedict ſelbſt ſchriftlich ſeine Meinung dahin aus, daß Alfieri »Anlaß, Gegenſtand, Urſache und beſtimmender Endgrund der ſtets zu beklagenden unheilbaren Uneinigkeit« zwiſchen ſeinem Bruder und deſſen Gemalin geweſen ſei — eine Uebertreibung anderer Art. »Gewiß, ſagt Alfieri, werde ich hier nicht die Apologie der in Rom wie in ganz Italien üblichen Lebensweiſe der großen Mehrzahl der verheiratheten Frauen verſuchen. Ich ſage nur daß das Benehmen der in Rede ſtehenden Dame in Bezug auf mich vielmehr bei weitem diesſeit als jenſeit des Maßes des allgemein Geduldeten lag. Ich füge hinzu daß das Unrecht und das wüſte Betragen des Gatten ihr gegenüber männiglich bekannt war. Dennoch bekenne ich, um der Wahrheit die Ehre zu laſſen, daß Gatte und Schwager und ihr beiderſeitiger prieſterlicher Anhang vollkommen Recht hatten meine zu häufigen Beſuche nicht gut zu heißen, obgleich die Grenze der Ehrbarkeit nicht überſchritten wurde. Mich ärgert nur daß es kein evangeliſcher Eifer war ſondern Wirkung einer ſelbſtſüchtigen Intrigue und gemeiner Rache.«

In dieſer Lage der Dinge beſchloß Alfieri Rom zu verlaſſen. Der ſardiniſche Geſandte, der Cardinal-Staats-Secretär der damals viel vermögende Zelada, der Papſt ſelbſt billigten dieſen Entſchluß. So iſt ſeine eigene Darſtellung der Sache, während Andere melden, er habe den Befehl erhalten binnen vierzehn Tagen Rom zu verlaſſen.

Am 4. Mai, alſo nach beinahe zweijährigem Aufenthalt ſchied er. Seine Empfindungen, Trauer mit Bitterkeit gemiſcht, ſchildert er in der Selbſtbiografie und in dem Sonett welches mit dem Vers: »Wer heißt mich meiden die geliebte Nähe« beginnt. Zuerſt ging er nach Siena, zu dem treuen Freunde Francesco Gori Gandellini der in Rom eine Zeitlang zum Beſuche bei ihm geweſen war, dann, die Dichtergräber in Ravenna, Ferrara, Arquà beſuchend, nach Padua wo er Ceſarotti, nach Mailand wo er Parini kennen lernte, die beiden Meiſter des reimloſen Verſes deſſen Meiſterſchaft er zu erringen ſtrebte. Und wieder nach Toscana, und im Herbſte, unfähig Ruhe zu finden, zum drittenmale nach England, wo ſeine Leidenſchaft für Pferde mit alter Macht wiedererwachte.

Schon vor der Abreiſe aus Rom war er von der literariſchen Kritik heimgeſucht worden: nach ſeinem Scheiden von dort hatte er reichlichen Anlaß ernſte Betrachtungen über deren Karakter und Wirkſamkeit anzuſtellen. Namentlich aus Toscana kamen die heftigſten Angriffe, und ohne das Große und Edle ſeiner Abſicht irgendwie zu erkennen und zu würdigen, hielten ſie ſich nur an Nebendinge und ſpotteten namentlich ſeines harten und dunkeln Stils. Bittere und ſchneidende Epigramme, von einer knappen zugeſchärften Form wie Italien ſie vielleicht noch nicht kannte — eine Gattung in welcher Alfieri Muſter genannt werden könnte, wäre in ihm nicht zu oft mehr Galle als attiſches Salz — antworteten auf die kritiſchen

Kläffer. Ein Glück für den Dichter, daß andere Empfindungen ihn ſo in Anſpruch nahmen, daß er Angriffe dieſer Art leicht verſchmerzte. Und die ernſte verſtändige Kritik nahte ſich ihm in dem Schreiben Ranieri de' Calſabigi's, das er im Herbſte 1783 von Siena aus beantwortete, und in manchen ober-italiſchen Städten ward ein anderes Urtheil als das der Florentiner und Piſaner über die Tragödien gefällt, und Giuſeppe Parini richtete an ihn das ſchöne Sonett, in welchem er den »ſtolzen Geiſt«, der aus der Wetterwolke der Gefühle ſo helle Blitze des Wahren und des Großen leuchten läßt, ermuntert, fortzuwandeln auf ſeiner Bahn, die Feſſeln zu zerbrechen, welche das Wort dem kühnen Gedanken anlegt —

Wohlauf, verſuch's! dann ſehn wir deine Hand
Italiens Haupt mit jenem Kranze ſchmücken,
Dem einz'gen der dem ruhmgekrönten fehlt.

Unterdeſſen brachte die Gräfin von Albany Sommer und Herbſt in Genzano zu, in jenem reizend gelegenen Städtchen am Ufer des Sees von Nemi, deſſen ſtille Waſſer in der Tiefe des von den prächtigſten Felſenmaſſen und der reichſten Vegetation umgebenen alten Kraters ſchlummern, über welchen der Albanerberg ragend hinwegſchaut. Wie ſehr ſie des entfernten Freundes dachte und mit ihm ſich beſchäftigte, zeigt ein heute noch in Florenz

vorhandenes Heft welches eine Reihe von Alfieri's großentheils an sie gerichteten Sonetten in ihrer eignen Handschrift enthält, mit der Ueberschrift: Sonetti di Psipsio copiati da Psipsia in Genzano il di 17 Ottobre 1783 anno disgraziato per tutti due. Der seltsame Name Psipsio findet sich auf andern von ihr copirten Schriften Alfieri's. Im Spätherbst nach Rom zurückgekehrt verweilte sie dort bis zum Juni 1784, wo es ihr mit schweren Opfern gelang ihre Freiheit wieder zu erlangen, indem Carl Eduard in die förmliche Trennung willigte.

Die Umstände, die dazu führten, hangen zusammen mit dem Besuch eines Monarchen, dessen Name an ein tragisches Geschick erinnert. König Gustav III von Schweden, damals im Alter von siebenunddreißig Jahren, kam im Spätherbst 1783 auf seiner italienischen Reise nach Toscana. Carl Eduard hatte sich von dem heftigen Krankheitsanfall, der ihn an den Rand des Grabes gebracht, rascher erholt als man hatte erwarten dürfen. Gegen Ende des Sommers war er eine Zeitlang in Siena und machte dann manche Besuche in benachbarten kleinen toscanischen Städten, aus Anlaß kirchlicher Feste, bei denen regelmäßig Pferderennen italienischen Styls, nämlich mit sogenannten Barberi oder Rossen ohne Reiter, stattzufinden pflegten. Seine pecuniären Verhältnisse waren, wenn man ihm glauben kann, sehr beschränkt durch den Umstand daß der Cardinal einen beträchtlichen Theil der römischen Pension zur Bestreitung der Kosten des Aufenthalts seiner Schwä-

gerin zurückhielt, und daß pariſer Stadtfonds in ſeinem Beſitz auf weniger als die Hälfte der Rente geſunken waren. Mittelſt eines damals in Florenz befindlichen, mit einer vornehmen Irländerin verheiratheten franzöſiſchen Edelmanns, Chevalier Destours, hatte er ſich nach Frankreich gewandt: wenn man bedenkt, wie tiefbegründet ſeine Erbitterung gegen den franzöſiſchen Hof war, ſo wird man geneigt ſein an ſeine Verlegenheit zu glauben. Freilich ſaß Ludwig XV nicht mehr auf dem franzöſiſchen Thron. Eine Denkſchrift wurde an den Miniſter Grafen von Vergennes geſandt, zum Zwecke Ludwig XVI vorgelegt zu werden: ein Zweck der nicht erreicht ward, indem der franzöſiſche Miniſter die Unterſchrift Charles R. (Roi) nicht anerkennen zu dürfen glaubte.

Der nämliche Chevr. Destours vermittelte die Beziehungen zwiſchen Guſtav III und Carl Eduard. Der ſchwediſche Monarch war zu Anfang November in Piſa. Er reiſte unter dem Namen eines Grafen von Haga, mit der Betrachtung der Kunſtmonumente und andern Merkwürdigkeiten beſchäftigt, ohne Pomp und Aufwand, verſchieden von dem glänzenden Auftreten Kaiſer Joſefs II der um dieſelbe Zeit in Italien war — eine Einfachheit die den heute noch in der Erinnerung gebliebenen römiſchen Spottvers veranlaßte, an dem übrigens wenig Wahres war: Il Conte d'Haga — Tutto vede — Poco intende — E nulla paga. Am 1. Dezember fand die Zuſammenkunft zwiſchen Guſtav und Carl Eduard ſtatt.

Als der König den Sprößling ſo vieler Könige ſah, in ſeiner troſtloſen Verfaſſung und Lage, konnte er die Thränen nicht zurückdrängen. Sein hochfliegender Geiſt mogte ihm bei dieſem Anblick die Bilder einer theils glänzenden theils bewegten Vergangenheit vorführen — hätte er in die Zukunft blicken können, ſo würde er in dem letzten Stuart das Geſchick erkannt haben das ſeinem eignen königlichen Hauſe beſchieden war.

Carl Eduard eröffnete ſich dem ſchwediſchen Monarchen ohne Rückhalt. Er ſetzte ihn von ſeinen augenblicklichen Verhältniſſen und von den noch bei ſeiner Heirath gemachten Anerbietungen der franzöſiſchen Krone in Kenntniß. Guſtav vernahm Alles mit lebendigem Intereſſe. Er ſagte ihm ſeine Verwendung zu; er ermunterte ihn ſich nicht mehr ehrgeizigen Plänen und Träumen hinzugeben: ſeine noch übrigen Jahre würden ruhiger und friedlicher ſein, wenn ſeine häuslichen Angelegenheiten geordnet und alles Uebrige beiſeite gelaſſen wäre. Die ehrgeizigen Träume ſcheinen aber den Schlummer des Prätendenten ſchon nicht mehr geſtört zu haben. Denn wenn er gleich, was ihm Ehre macht, ſich weigerte den großen Rubin der ſchottiſchen Krone zu veräußern indem er ſagte, er müſſe bei der Rückkehr in das Land ſeiner Väter dieſen Stein den Regalien zurück geben, ſo ſchmeichelte er ſich doch mit dieſer Rückkehr nicht. Er ſagte wiederholt er werde nicht wieder Frankreichs Spielzeug werden: nur eine feierliche Einladung von Seiten Englands, wie ſie an König Wilhelm ergangen,

könne ihn zur Rückkehr veranlaſſen. Und — ſetzt der engliſche Miniſter hinzu welcher den Grafen von Albany ſtets von Spionen umgeben hielt — der Prätendent iſt nicht ſo ſchwach um ſich einzubilden daß etwas derartiges je ſtattfinden würde.

Die Unterhaltung der Beiden nahm einen vertrauten Karakter an, und Carl Eduard erzählte manches von ſeinen Lebensereigniſſen, unter andern von ſeinem geheimnißvollen Beſuch in London im Jahr 1750, von der Unterſuchung des Towers für den Fall eines Angriffs, von der Zuſammenkunft in einem Hauſe in Pallmall mit etwa fünfzig Jakobiten, unter denen der Herzog von Beaufort, Lord Noel Somerſet, und der Graf von Weſtmoreland. Hätten ſie nur viertauſend Mann aufbringen können, ſo würde der Verſuch einer Reſtauration in London ſelbſt gewagt worden ſein. Noch Anderes aber wurde beſprochen. Carl Eduard, dem Rechte nach König von Schottland, betrachtete ſich zugleich als erblichen Großmeiſter des Maurerbundes, nach jener vielverbreiteten, in den »Söhnen des Thals« dramatiſch entwickelten Sage, welche aus der Aſche der Scheiterhaufen der Tempelritter die »heilige Gemeine« in dem Norden Britanniens wieder aufleben und, das abendländiſch-nordiſche mit morgenländiſchen Elementen vereinigend, einen geiſtlich-ritterlichen Orden auf hiſtoriſch-fantaſtiſcher Grundlage gründen ließ. Schon hatte Guſtav's Bruder, der Herzog von Oſtgothland, in Betreff des Maurerbunds ſich mit dem Prätendenten in Verbindung geſetzt und ſich

von demſelben zu ſeinem Statthalter für die Logen des Nordens ernennen laſſen: eine Würde auf die er jedoch verzichtete indem manche dieſer Logen die Anerkennung erblicher Meiſterrechte verweigerten. Nach ihm war der Herzog von Braunſchweig, Carl Wilhelm Ferdinand, zu ähnlichem Zwecke mit Carl Eduard in Verbindung getreten. Jetzt ließ ſich aber Guſtav III zum Coadjutor und Nachfolger im Großmeiſterthum erklären, nicht nur, wie er ſelbſt ſich äußerte, um ſeiner politiſchen Pläne willen, ſondern um, mittelſt des Beiſtandes der verſchiedenen Logen, auch die Lage des gegenwärtigen Großmeiſters zu verbeſſern. Die ganze Verhandlung erklärt ſich leicht wenn man des Königs ritterlichen Geiſt aber zugleich ſeinen Hang zu abenteuerlich-abergläubiſchen Doctrinen in Anſchlag bringt, wie die Anſicht von der Bedeutung des Freimaurerweſens welche ſein Bruder der Herzog von Södermanland, Carl XIII, vielleicht in noch höherm Maße theilte.

Der König ſchrieb an Ludwig XVI, ihm den Grafen von Albany zu empfehlen, nachdem er dieſem das Verſprechen abgefordert hatte anzunehmen was immer der franzöſiſche Hof ihm anbieten würde. Der ſchwediſche Geſandte in Paris, Baron von Stael-Holſtein, nachmaliger Gatte von Necker's berühmter Tochter, wurde angewieſen das Schreiben perſönlich zu überreichen. Er ſchrieb zu demſelben Zweck an Carl III von Spanien. Er ſtellte dem Prätendenten eine Anweiſung von etwa tauſend Pfund zu. In Rom angelangt, trat König Guſtav ſogleich mit der

Gräfin von Albany und dem Cardinal ihrem Schwager in Verbindung. Bald klagte Carl Eduard, ſeine Gemalin und der Cardinal de Bevins hätten den König wider ihn eingenommen. Wie dem immer ſein möge, Guſtav hielt das Wort das er ihm bei dem erſten Zuſammentreffen in Florenz gegeben hatte. Er ward Vermittler zwiſchen ihm und ſeiner Gemalin.

Im März 1784 ſchrieb er an Carl Eduard ihm eine förmliche Trennung vorzuſchlagen. Drei Tage darauf antwortete dieſer dem Grafen von Haga durch folgendes Billet:

Monsieur le Comte, J'ai été on ne peut pas plus sensible à la votre obligeante de Rome, du 24 Mars. Je me mets entièrement dans les bras d'un si digne ami que Vous êtes, Monsieur; car je ne connais personne à qui je puisse confier mieux et mon honneur et mes intérêts. Tâchez de terminer cette affaire le plutôt possible. Je consens pleinement à une séparation totale avec ma femme et qu'elle ne porte plus mon nom. En vous renouvelant les plus sincères sentimens de reconnaissance et d'amitié, je suis

votre bon ami

C. d'Albanie.

Florence le 27 Mars 1784.

Die Bedingungen der Trennung wurden zwiſchen dem Könige und dem Cardinal verabredet. Die Gräfin ver-

zichtete auf ihr Nadelgeld welches fünfzehntauſend Livres betrug und auf die ihr ſeit ihrer Flucht von ihrem Schwager ausgezahlte Rente von viertauſend römiſchen Scudi, die einen Theil der von der Apoſtoliſchen Kammer den Stuarts ausgeſetzten Penſion bildete. Ihr künftiges Witwen-Leibgedinge wurde auf ſechstauſend Scudi feſtgeſetzt. Für jetzt erhielt ſie nichts von der Familie ihres Gemals. Der franzöſiſche Hof ſetzte ihr dafür eine Rente von ſechzigtauſend Livres aus. Nachdem der Papſt zu der Trennung a mensa et thoro die Einwilligung ertheilt hatte, ſtellte Carl Eduard die von ihm verlangte Erklärung in folgender Form aus.

Nous Charles, roi légitime de la Grande Bretagne: Sur les représentations qui nous ont été faites par Louise, Caroline, Maximilienne Emmanuel, Princesse de Stolberg, que pour bien des raisons elle souhaitait demeurer dans un éloignement, et séparation de notre personne, que les circonstances et nos malheurs communs rendaient nécessaires et utiles pour nous deux: et considérant toutes les raisons qu'elle nous a exposé: Nous déclarons par la présente que nous donnons notre consentement libre et volontaire à cette séparation, et que nous lui permettons dores en avant de vivre à Rome, ou en telle autre ville qu'elle jugera le plus convenable, tel étant notre bon plaisir.

Fait et scellé du sceau de nos armes en notre Palais à Florence le 3 Avril 1784.

Approuvons l'écriture et le contenu ci-dessus.

(L. S.) Charles R.

So war das Verhältniß gelöst welches gegenseitig, und durch Beider Schuld, zu so vielem Elend Anlaß gegeben hatte.

Die Gräfin von Albany blieb mit König Gustav in freundschaftlichem Briefwechsel, wovon mehre Zeugnisse erhalten sind. Sie sandte ihm nach Paris, wohin er sich im Juni begab, die Denkmünzen jener Heirath zu deren Lösung er mitgewirkt hatte. Seine Briefe zeigen daß er von den beiden Brüdern Stuart keine besonders vortheilhafte Meinung mit nach Hause nahm, und daß er namentlich des Cardinals Verfahren in Geldangelegenheiten tadelte, worüber Carl Eduard sich so oft und so bitter beklagt hatte, während Heinrich Benedikt selbst das was er seinem Bruder versprochen und dem Könige durch den Papst hatte versprechen lassen, nur nach neuer Nöthigung erfüllt zu haben scheint. Diese Mishelligkeiten zwischen den beiden Brüdern, den beiden Letzten einer großen Familie, sind eine der traurigen Signaturen dieser Geschichte. Das ursprüngliche Interesse jedoch, welches Gustav III an Carl Eduard genommen, erlosch nicht ganz. Beweis davon sind seine Worte in einem Briefe an die Gräfin vom 6. Januar 1786, der diese in Paris fand. »Sie wissen ohne

Zweifel, ſchreibt er darin, daß eine Verſöhnung zwiſchen den Brüdern ſtattgefunden hat, und daß der Graf von Albany den Winter in Rom zubringt. Er hat mir dies für ihn wichtige Ereigniß auf die verbindlichſte Weiſe angezeigt. Ich wünſchte er fände dort das Glück und die Ruhe, die ihn während ſeines ganzen Lebens geflohn haben. Es heißt, ſeine Tochter habe die Verſöhnung mit dem Cardinal herbeigeführt: ſie muß eine verſtändige Perſon ſein.«

Im Sommer 1784 erhielt die Gräfin von Albany von dem Cardinal von York, mit des Papſtes Zuſtimmung, die Erlaubniß Rom zu verlaſſen, um ſich zunächſt nach Baden im Aargau zu begeben. Auf der Durchreiſe durch Modena kam Alfieri'n, der nach Italien zurückgekehrt war, die Kunde zu: am 16. Auguſt traf er mit der Geliebten ſeines Herzens zu Colmar im Elſaß zuſammen, wo ſie, zur Herſtellung ihrer durch ſo viele Mißhelligkeiten und Quälereien angegriffenen Geſundheit, eine ſtill und angenehm gelegene Villa bezog. Dort verbrachte er zwei ſelige Monate, neue Tragödien dichtend, den Agis, die Sofonisbe, die Myrrha, eins ſeiner berühmteſten und am verſchiedenſten beurtheilten Werke, ein Stoff deſſen große Schwierigkeiten er ſich nie verhehlte, heute eine der Talentproben der ausgezeichnetſten unter den italieniſchen Schauſpielerinnen.

Neue Trennung war nöthig. Die Gräfin brachte

den folgenden Winter in Bologna zu da ſie ſich verpflichtet hatte einſtweilen im Kirchenſtaate zu bleiben. Zu ihren dortigen näheren Bekannten gehörte der Graf Lodovico Savioli, der Dichter anmuthiger anacreontiſcher Geſänge und Annaliſt ſeiner Vaterſtadt, welcher in ſeinen vorgerückten Jahren ein Anhänger jener Grundſätze ward die er früher bekämpft hatte, und ſich der cisalpiniſch-italieniſchen Republik in die Arme warf. Alfieri verweilte bis zum Sommer 1785 in Piſa, mit dramatiſchen Arbeiten beſchäftigt. »Ich freue mich, ſchrieb er von dort an Ceſarotti, über den Vorzug den Sie meinem Timoleon einräumen: ich bin Ihrer Meinung, aber die Maſſe wird in Italien nicht ſo denken. Die Schwiele der Knechtſchaft iſt zu hart geworden, um Freiheits-Tragödien in die italieniſchen Herzen eindringen zu laſſen, die nur der Liebe, und ſelbſt nur der verweichlichten Liebe geöffnet ſind.« Wie er dort lebte, ſchildert er Anfang Juli in einem Briefe an Mario Bianchi zu Siena: »Um vier Uhr Morgens ſtehe ich auf und genieße den Anblick der Landſchaft bei Sonnenaufgang, was Ihnen, glaub' ich, nur beim Vogelſang zu Theil wird. Jeden Tag reite ich fünfzehn bis zwanzig Millien weit, und kehre dann nach Hauſe zurück und bin ein ſolcher Gewohnheitsmenſch, um nicht zu ſagen Gewohnheitsthier daß ich mich nicht dazu entſchließe in die Bäder von Lucca oder nach Livorno zu gehn, obgleich ich mir's ſo oft vorgenommen. — Ich denke oft an Checco (Francesco Gori, im September des vorhergegangenen Jahres ihm

durch den Tod entriſſen) und weine, und leſe im Petrarca den ich ſtets mit mir herumtrage, und denke an meine Gebieterin und weine wieder, und ſchleppe ſo mein Leben hin, und habe die Seele todt und das Herz begraben.«

Die Nennung von Melchior Ceſarotti's Namen iſt ein Anlaß, der freundſchaftlichen Controverſe zu gedenken welche ſich während des piſaner Aufenthalts Alfieri's entſpann, zu einer Zeit, wo die Kritik ihm von allen Seiten und in allen Formen zuſetzte. Wenige wenn irgendeine literariſche Arbeit, im Fache poetiſcher Ueberſetzung, haben ein Aufſehn gemacht und einen Einfluß auf die ganze Zeit ausgeübt, einen noch nicht verſtummten Nachklang geweckt, wie Ceſarotti's Oſſian, welcher, von einem in Venedig lebenden Engländer George Sackville angeregt, zuerſt 1763, nicht viel über ein Jahr nach dem Macpherſon'ſchen Text, ans Licht trat. Nicht Dryden's Aeneis, nicht Pope's, Voß', Monti's Homer, nicht Delille's Georgica, nicht Schlegel's Shakeſpeare haben ſolche Wirkung hervorgebracht. Denn es handelte ſich beim Oſſian um die Einführung eines neuen Elements in die italieniſche Poeſie und zugleich um eine Umgeſtaltung der Rhytmik welche dem von Annibal Caro bis Parini in eine gewiſſe Monotonie verſunkenen, in zu bequemen Fluß gerathenen reimloſen Verſe neuen Schwung, neuen Accent gab. Ein Unternehmen, um ſo ſchwieriger zugleich und verdienſtvoller, da es, wie Ceſarotti bei der Bekanntmachung ſeiner erſten Verſuche mit Wahrheit bemerkte, in der ganzen italieniſchen Literatur kein Vorbild

gab, und es einen neuen Weg zu bahnen galt. Daß Alfieri, ungeſchult zugleich und unbefriedigt, ungeachtet ſeiner Vorliebe für das klaſſiſche Alterthum von den Oſſianiſchen Geſängen ſo dem Weſen wie der Form nach mächtig angezogen ward, iſt leicht begreiflich, wenn man ſich des Einfluſſes dieſer Geſänge unter Umſtänden erinnert wo die Form der italieniſchen weit nachſtand, wenn man des Urtheils Napoleon's gedenkt und der Girodet'ſchen Gemälde und der vielfachen Ueberſetzungsverſuche in Teutſchland, denen die Skepſis der hiſtoriſchen Kritik noch kein Ende gemacht hat. Alfieri hatte ſich einſt an Ceſarotti um literariſche Belehrung gewandt. »Es iſt bemerkenswerth, erzählt er, daß der nämliche Mann, welcher die erhabenen Verſe des Oſſian geſchaffen und gebildet hatte, ſich nicht ſcheute mir auf die Bitte um Angabe eines Muſters dialogiſirter reimloſer Verſe ſeine Ueberſetzungen von Voltaire's Semiramis und Mahomet zu nennen und gewiſſermaßen als Vorbilder hinzuſtellen. Jeder mag ſich ſelber ein Urtheil bilden indem er dieſe Verſe mit den meinigen vergleicht, oder ſie neben die epiſchen Verſe des Oſſian ſtellt und ſich fragt ob beide aus demſelben Model hervorgegangen zu ſein ſcheinen.« Im März jenes Jahres 1785 hatte Ceſarotti an Alfieri geſchrieben und ihm ſein Urtheil über die drei zuletzt gedruckten Tragödien deſſelben, die Octavia, den Timoleon und die Merope, geſandt. Energie und Präciſion, heißt es am Ende, ſind die hervorragendſten Eigenſchaften unſeres Autors, und an manchen Stellen bewunderungswürdig.

Zu wünſchen wäre es daß er mit dieſen Vorzügen die der Natürlichkeit und des leichten Fluſſes verbände. Die natürliche und glückliche Schreibart und Verſifizirung vieler Szenen liefert den Beweis daß alle deren theilhaft ſein könnten: aber ſelten findet ſich eine ohne irgendwelche unangenehm berührende Sonderbarkeit, die mehr künſtlich gemacht als eine Folge von Nachläſſigkeit iſt, und bisweilen eine der Abſicht des Autors und dem Bedürfniß der Stimmung entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. Es wäre leicht ſolche Mängel hinwegzuräumen, die geſchraubten Wortſtellungen, die ſeltſamen Ellipſen, die Härten und Dunkelheiten, die ſprachlichen Kakofonien und das oft ungeſchickte Abbrechen der Rede zu vermeiden, ohne der Energie den geringſten Eintrag zu thun. So lange der Autor ſich dazu nicht entſchließt, wird Italien ihm nie die volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen auf die er Anſpruch hat.

Was den Vorwurf des Mangels an Natürlichkeit und leichtem Fluß in der Verſifizirung ſeiner Tragödien betreffe, erwidert Alfieri, ſo habe er bereits in ſeiner Antwort an Ranieri Calſabigi ſeine Gegengründe geltend gemacht. Wenn, wie man ihm zugebe, die Tragödie in Italien etwas neues ſei, heiſche ſie auch neuen Styl. Der große Taſſo, der ſeiner Tragödie die flüſſigen, harmoniſchen Verſe des Befreiten Jeruſalems gegeben, habe zugleich den Beweis geliefert welcher Unterſchied zwiſchen dem epiſch-lyriſchen Vers und jenem des dramatiſchen Dialogs beſtehe. »Meine hiſtoriſchen Perſonen reden: ſie ſingen nicht. Ihre Natür-

lichkeit darf nicht in Trivialität ausarten. Ich weiß ſehr wohl was meinen Verſen fehlt und bin weit entfernt von dem Wahn im erſten Anlauf Alles geleiſtet zu haben. Vieles ſcheint mir weder klar noch elegant genug: ich werde ändern, feilen, beſſern; druckte ich meine Werke hundertmal, ich würde damit fortfahren. (Er hat das Verſprechen treulich gehalten.) Aber ich werde darum meinen Styl nicht ſeinem Weſen nach ändern: die Verſe die ich für tragiſche halte, ſollen nicht wie die Verſe achtzeiliger Stanzen werden, oder die von Sonetten, Canzonen und lyriſchen Melodramen. Darüber bin ich mit mir einig: ich werde, ſo viel an mir liegt, die Majeſtät und den männlichen Ernſt der Tragödie nicht verrathen. Ich habe mich in der Verskunſt zu üben geſucht durch die Lectüre Dante's, Petrarca's, Arioſto's, Taſſo's, Poliziano's, Oſſian's (dies iſt keine Schmeichelei) und weniger Andern. Da ich aber bei allen dieſen keine dramatiſchen Verſe gefunden, habe ich ihre Worte, Fraſen, Ausdrucksweiſe dem Bedürfniß des Drama's anzueignen geſucht, mit beſtändiger Rückſicht auf die Bühnendarſtellung unter Vermeidung alles weichlichen ermüdenden Ableierns. Der einzige wahre Verſuch, den man mit der Aufführung gemacht, jener der Antigone in Rom, iſt, nach meinem und Anderer Urtheil, wohlgelungen; niemand klagte über Härten und Dunkelheit, Alle ſchienen ſich des gedrängten und vibrirten Styls zu freuen. Meine Kritiker ſollten auch die Probe einer möglichſt guten, dem Karakter entſprechenden Aufführung machen. Die Ueber-

arbeitung meiner Werke macht mich übrigens aufmerksam auf ihre vielen Mängel, so daß sie in neuer Auflage sehr verändert erscheinen werden. Bei dieser nicht leichten Arbeit wäre es für mich wie für ganz Italien von größter Wichtigkeit wie unleugbarem Nutzen, aus der Hand des Herrn Cesarotti ein Muster tragischen Styls zu erhalten, welches keiner so liefern kann wie der Dichter der unsterblichen Verse Ossian's.«

Liegt eine Ironie in diesen letzten Worten? Man mögte es fast glauben, wenn man sich die Worte der Selbstbiografie über die dramatischen Uebertragungen des paduaner Professors vergegenwärtigt. Mehre von Cesarotti's pisaner Collegen pflichteten dessen Urtheil mehr oder minder bei. Lorenzo Pignotti, damals schon bekannt durch seine anmuthigen Fabeln die ihm größere Bedeutung in der Literärhistorie versprechen als seine toscanische Geschichte, wies ihn an Metastasio indem er ihn auf seine stylistischen Mängel aufmerksam machte. Alfieri nahm den bescheiden ertheilten Rath ruhig hin, und las auch Metastasio'sche Melodramen. Als aber Giovanni Maria Lampredi, der ausgezeichnete Rechtslehrer dessen kritisches Urtheil auch in Sachen des literarischen Geschmacks vielfache Geltung fand, im Professorton dem Dichter einen andern Weg vorschrieb und ihm vorhersagte, er werde sonst nicht auf die Nachwelt gelangen, antwortete dieser auf das »Motuproprio des Beherrschers des schönen Geschmacks« mit einem seiner bittersten Epigramme. Alfieri war gereizt: von den ver-

ſchiedenſten Seiten her kamen Angriffe. In einem halb eleganten halb literariſchen Salon, bei der Marquiſe Tereſa Pallavicini-Lomellino von Genua, wurde eine dramatiſche Parodie ausgeheckt, deren Haupt-Urheber ein neapolitaniſcher Poet, der Duca Mollo, und Giorgio Viani von Spezia, der Geſchichtſchreiber der Fürſten von Maſſa, waren. »Socrate, tragedia una« hieß die Satire, welche in gewandter und witziger chargirter Nachahmung des Alfieri'ſchen Genre's ſeine geſchraubte Sprache, und mit ihren drei Perſonen die übermäßige Beſchränkung der Anlage ſeiner Stücke verſpottete. Luigi Zacchiroli, ein jetzt vergeſſener Autor, ſchrieb boshafte Epigramme; der Satiriker Angelo d'Elci (ſo erzählt Giovanni Roſini, der dieſer Streitigkeiten gelegentlich erwähnt) ermüdete Aller Ohren in Florenz mit ſeinen monotonen, mit näſelnder Stimme debitirten epigrammatiſchen Ausfällen. Man ſchien namentlich in Florenz, wo der Toscanismus ſich Anfangs höchſt widerſpänſtig zeigte, zu den Zeiten zurückgekehrt welche Juvenal ſo anſchaulich ſchildert. Aber auch an Ermunterung fehlte es nicht. Angelo Fabroni, deſſen ſchon gedacht worden iſt und noch gedacht werden wird, damals Proveditor der piſaner Univerſität und, obgleich er meiſt in lateiniſcher Sprache und über hiſtoriſche Gegenſtände ſchrieb, ein gewiegter und feiner Kritiker in poetiſchen Dingen, widmete Alfieri'n ſeine Biografie Bernardino Perfetti's von Siena, deſſen gelehrte Studien und vieljährige Vorleſungen über das bürgerliche und canoniſche Recht

ſeinem glänzenden Talent als Improviſator keinen Abbruch thaten welches ihm den Dichterlorbeer gewann. »Franzoſen und Britten, heißt es in der Widmung, übertrafen uns einſt in Einem Fache: Dir verdanken wir's daß wir ihnen auch hierin nichts zu beneiden haben.«

Im Herbſt 1785 trafen die Getrennten zum zweitenmal in Colmar zuſammen, von wo die Gräfin von Albany nach Paris ging wo ſie ſo manche Beziehungen und Verpflichtungen hatte, während der Dichter fortfuhr das elſaſſiſche Landhaus zu bewohnen, das ihm lieb geworden war und wo er 1786 die Genoſſin ſeiner Freuden und Leiden wiedererſcheinen ſah. Und im Spätherbſt begleitete er ſelber ſie nach Paris wo er ſechs Monate verweilte, ſo wenig er Stadt und Aufenthalt und Volk liebte. Es folgte eine vierte gemeinſchaftliche Villeggiatur im Elſaß, an der auch der Abate di Caluſo theilnahm den ſie in Genf abholten. In Beaumarchais' berühmter Druckerei zu Kehl, die in Betracht der franzöſiſchen Cenſurſchwierigkeiten, welche weniger der Religion und Moral als den Typografien in Holland und andern Nachbarländern zugute kamen, zur Veranſtaltung einer Geſammtausgabe der Voltaireſchen Werke angelegt war, wurde damals der Druck von Alfieri's vermiſchten Schriften begonnen, wie in Paris, bei dem noch berühmteren Pierre Didot dem Aeltern, jener der

Tragödien, die erſte vollendete und ſchöne Ausgabe welche den, vom Autor ſo oft bejammerten, ſieneſer und andern unvollkommenen Drucken folgte.

Die Geſchichte des tragiſchen Theaters in Italien bietet eine Reihe von Erſcheinungen dar welche hinlänglich die innern Gründe an den Tag legen die es der dramatiſchen Kunſt unmöglich machten, mit der glänzenden Entwicklung der übrigen Zweige der ſchönen Literatur gleichen Schritt zu halten. Die Nothwendigkeit des Feſthaltens an den Regeln der alten Dramaturgie wurde geltendgemacht in einer Zeit, wo die Luſt am Wunderbaren und an fantaſtiſcher Uebertreibung, ein Erbſtück der älteſten meiſt nach franzöſiſchen Muſtern gebildeten Ritterromane und heroiſch-burlesken Dichtungen, durch die Meiſterwerke der epiſchen Poeſie zwar verfeinert und veredelt aber aufs höchſte geſteigert war. Daher einestheils die ziemlich ſervile und von keinem wahren Lebenshauch erwärmte, auch auf moderne Sujets angewandte Nachahmung des alten Theaters, nämlich des römiſchen: denn das griechiſche trat Alfieri'n ſelbſt erſt in ſeinen letzten Lebensjahren näher. Daher anderntheils jenes ſtörende Misverhältniß und jene ſeltſame Uebertreibung, mit ihrem fantaſtiſchen aber im Grunde ziemlich nüchternen Weſen, welche antike Gegenſtände traveſtirte, und neuere, hiſtoriſche wie novelliſtiſche, entſtellte; mit jenem Vorwalten des erzählenden Elements welches das dramatiſche überall beeinträchtigte. Der Mangel an wahrem Leben des tragiſchen Theaters, ein Mangel welcher

freilich von einer, im Vergleich mit Engländern, Teutſchen und Franzoſen, mindern Kraft und von geringerem Reichthum des tragiſchen Prinzips im italieniſchen Volkskarakter hergeleitet werden muß, tritt ſchon darin zu Tage, daß das Drama, in dem Maße wie es dem ſtrengen tragiſchen Genre ſich entfremdete, dem Schäferſpiel und der melodramatiſchen Zwittergattung ſich zuwandte um in beiden große Vollkommenheit zu erreichen.

»Wenn man, ſagt der erſte verſtändige Kritiker Alfieri's, Calſabigi, mit Gemüthsruhe und Geduld ſich an die Lectüre der wenigen Tragödien begiebt, die man bei uns, unter dem vornehmen Titel von gewählten, aus der zahlloſen Schaar misgebildeter Schweſtern ausgeſchieden, als Muſter anzurühmen pflegt, was findet man? Naturwidrige, verwickelte, ſchwerverſtändliche, unwahrſcheinliche Plane, übelverſtandene Szenen-Eintheilung, unnütze Perſonen, Doppelhandlung, verfehlte Karaktere, rieſenhafte oder kindiſche Ideen, matte Verſe, gedehnte Fraſen, unharmoniſche oder unnatürliche Poeſie. Das Ganze ausſtaffirt mit ſchleppenden Schilderungen, mit lahmen Vergleichungen, mit müßigen filoſofiſchen und politiſchen Tiraden; dazwiſchen eingeflochten triviale Liebesgeſchichten mit weibiſchem Geplärr und widerwärtigen Zärtlichkeiten. Keine Spur von tragiſcher Kraft, von Zuſammenſtoß und Kampf der Leidenſchaften, von ergreifenden Kataſtrofen. Nichts von dem was anzieht, unterhält, belehrt, hinreißt: alles beſchränkt ſich auf eine endloſe Verkettung oft geſchmackloſer

Verſe. Das größte Lob das ſich unſern Tragödien ertheilen läßt iſt, daß ſie die Ariſtoteliſchen Regeln befolgen, und zwar aus dem Grunde weil es ſo dem Triſſino gefiel und weil keiner gewagt hat ſich von der Bahn zu entfernen welche er mit der Sofonisbe einſchlug.«

Das achtzehnte Jahrhundert, mit ſeiner entſchiedenen wenngleich in ihren einzelnen Erſcheinungen nicht immer glücklichen und noch weniger geſchmackvollen Losſagung, und Auflehnung gegen die Verkehrtheiten des ſiebzehnten, ahnte auch hier das Rechte und Wahre, und legte den Grund zu der großartigen Reform welche Alfieri unternahm. Gian Vincenzo Gravina, der große Geſchmacksverbeſſerer in der poetiſchen Kunſt, obgleich praktiſch nicht glücklich, zeigte theoretiſch den richtigen Weg. Antonio Conti, obgleich ſchwach an ſchöpferiſcher Kraft, gewann in der Rückkehr zu der alten Geſchichte den feſten Boden wieder, welcher dem von den Schlüpfrigkeiten der Novellen ſpäterer Zeiten bis an den Bosporus und Ganges irrenden italieniſchen Trauerſpiel unter den Füßen gewichen war. Scipio Maffei, in ſo manchen Fächern ausgezeichnet, legte den wahren Grundſtein zu dem neueren Theater. Seine Merope war ein Nachklang der griechiſchen Tragödie bei einem in dem Studium der römiſchen Antiquitäten aufgewachſenen Manne, mit tragiſcher Idee, dramatiſchem Dialog, verſtändiger Sprache. Es iſt ein eigenthümlicher Fall daß die erſte lebensfähige italieniſche Tragödie, die ohne das franzöſiſche Theater des Jahrhunderts Ludwig's XIV ſchwer-

lich entſtanden ſein würde, dem Theater der Zeit Ludwig's XV in Voltaire's gleichnamiger Bühnendichtung zum angefochtenen aber doch beneideten Vorbild diente.

So fand Alfieri das Theater vor. Der Grund war gelegt: das Gebäude führte er auf. Und es war ein ſchöner, ein hoher Bau. Das mächtige Bedürfniß der Thätigkeit das ihn erfüllte und im öffentlichen Leben keinen ſeinen Ideen und Anforderungen entſprechenden Spielraum fand, erfaßte mit voller Macht und tiefem Ernſt die Literatur. Die Literatur war ihm kein Zeitvertreib: ſie verwuchs in ihm mit dem Leben und ſeinen Zwecken, wie die Idee des Vaterlands ſich mit dem Begriff der Kunſt unauflöslich verband. Er war ſich der Größe der Idee wie des Ernſtes der Aufgabe vollkommen bewußt, und legte alles Hochgefühl hinein und alle Leidenſchaft ſeiner Seele die Alles gewaltig ergriff. Er beſchloß dem Namen des Dichters ſeine ächte Bedeutung für die höhere Bildung ſeiner Nation wiederzugeben, wozu das Theater ihm ein vor allen wirkſames Mittel, ein vor allen fruchtbares Feld erſchien. Was er, ſcheinbar zwecklos in Heimath und Fremde umherwandernd oder vielmehr umherirrend, erlebt und erfahren, gefühlt und gedacht hatte, verworren oder halbfertig oder halbvergeſſen, wurde plötzlich wach, lebendig, fruchtbar, drängend, fand eine Form in dem Moment wo es Mittelpunkt und Zweck fand. Und die Form war eigenthümlich und feſtgeſchloſſen; der Mittelpunkt war feſtbegründet und unwandelbar, der Zweck war groß, ſchön, edel.

Die Form war eigenthümlich, wie ſein ganzes Weſen, als es zum Kriſtalliſationsprozeß Sammlung und Ruhe gewann, eigenthümlich war, ſo vielen Einfluß auch die allgemeinen Tendenzen der Zeit auf die Ideen ausüben mogten, die daſſelbe dominirten. Das Theater Alfieri's hatte einen politiſchen Zweck, die Erziehung der Italiener zu einem ſtarken und freien Volke, einem Volke, der Tyrannei in jedweder Geſtalt widerſtrebend, ſich erhebend aus langer Verweichlichung, klar ſich bewußt ſeiner Würde und ſeiner vorigen Größe. So betrachtet, ſind ſeine Werke dogmatiſirend, ſo weit es verträglich iſt mit den äſthetiſchen Anforderungen und mit der eigenen Natur der dramatiſchen Kunſt die das Leben in allen ſeinen Beziehungen und Erſcheinungen erfaßt und vorführt; ja ihr dogmatiſirender Karakter iſt übertrieben, weil eben dem Dichter die volle Fähigkeit und die rechte Objectivität mangelt, allen dieſen Beziehungen und Erſcheinungen gerecht zu werden. Zur Erreichung ſeines Zweckes ſchien die alte Geſchichte ihm am geeignetſten. Ihr entlehnte er ſeine meiſten Aufgaben, und er hauchte den Figuren des Alterthums Leben ein: zwiſchen ihm und ihnen trat eine volle Wechſelwirkung ein. Er vertiefte ſich ſo in den antiken Geiſt, den er freilich nur einſeitig auffaßte, daß, wenn er moderne Gegenſtände wählte, der Grundton dennoch derſelbe blieb, und ſeine Helden aus der italieniſchen oder ſpaniſchen Geſchichte mehr mit den Farben Plutarch's und namentlich des Tacitus ausgemalt erſcheinen als mit denen der Hiſtoriker des ſech-

zehnten Jahrhunders obgleich auch dieſe ihrerſeits antikiſiren. Mögen aber die Helden antike oder moderne ſein, ſeines Ich's kann er weder die einen noch die andern entkleiden, und dies Ich dominirt ſie in weit höherm Maße als der dramatiſchen Haltung und Wirkung, und der Wahrheit der Karakteriſtik zuträglich iſt. Seine römiſchen Republikaner aus Julius Cäſar's Zeit ſind hiſtoriſch eben ſo unwahr wie ſeine florentiniſchen Republikaner aus den Tagen Lorenzo's de' Medici: die einen wie die andern ſind bloße Repräſentanten der Ideen und Anſchauungen des Dichters nicht die Träger der Ideen und Leidenſchaften ihrer Zeit. Zu vollkommener Freiheit vermag Alfieri ſich vielleicht nur in ſolchen Karakteren zu erheben, deren Weſen ihm zuwider iſt und die er mit dem Scharfblick des Haſſes erforſcht hat.

Welche ſtarke und große Natur in dieſem Manne war, offenbart ſich in dem erſten Auftreten des ſechsundzwanzigjährigen Dichters, der, ohne ernſte Vorſtudien zu denen eine durchtobte Jugend ihm nicht Zeit ließ, behaftet mit vielen auch der oberflächlichſten Kritik leicht erkennbaren Mängeln, mit unzureichender Kenntniß von Sprache und Versbau, ſich auf die ſchwierige Bahn wagte, aber auch mit jener ſcharf ausgeprägten Perſönlichkeit welche in ſtufenweiſer Entwicklung eine und dieſelbe geblieben iſt. Kraftvolle Leidenſchaft — er hat es ſelbſt einmal geſagt — oder männlich ertragene Enttäuſchung ſind es die am meiſten zu großartigem Schaffen befähigen. Alfieri iſt häufig

declamatoriſch, aber man würde ihn mit Unrecht als einen Declamator oder Rhetor bezeichnen: ein ſolcher ſchafft kein Theater wie er es geſchaffen hat, minder für ſeine Zeit als für die Zukunft die er vorausſah, und der er ſeine letzte dramatiſche Arbeit widmete, während er ſeine Zeit zur wahren dramatiſchen Kunſt erzog. Man hat wol geſagt daß die dem Zeitgeiſt entſprechenden Ideen und Prinzipien des Dichters mehr als die Poeſie ſeinen Dramen den Weg bahnten. Aber kein Dichter hat den Stimmungen ſeines Volkes und ſeiner Zeit weniger geſchmeichelt als Alfieri, und ſeine Ideen waren gewiß nicht die Ideen der italieniſchen Nation im Großen, in den Jahren als ſeine Tragödien ans Licht traten, und die Form war ebenſowenig von der Art dem verwöhnten und verweichlichten Volksgeſchmack zu ſchmeicheln; wie denn gerade in dem feingebildetſten, ſcharfhörendſten, tonangebenden Theil Italiens, in Toscana, Alfieri die eifrigſten Widerſacher fand, und man von Solchen die in jenen Tagen jung waren vernommen hat, daß die Wenigſten im Theater bis zum Schluß einer Aufführung ausharrten.

Die Mängel und Schwächen Alfieri's ſind, wie geſagt, leicht erkennbar. Die meiſt übertriebene Einfachheit ſeiner nach dem knappſten Muſter zugeſchnittenen Pläne, das gänzliche oft affectirte Verzichten auf dichteriſchen Schmuck, die häufig ungelenke und an unrechtem Ort ſaccadirte Diction. Eine Monotonie, unvermeidlich bei der Aehnlichkeit mancher Stoffe, bei der dieſen Stoffen durch

die Eigenthümlichkeit des Autors ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheiten von Zeiten und Orten aufgedrückten Aehnlichkeit der Karaktere, bei der ſtrengſten Beſchränkung auf das zur dramatiſchen Entwicklung unumgänglich Erforderliche, bei dem völligen Ausſchließen des lyriſchen Elements, bei dem nicht ſtets bezwungenen Hange zu einer minder an Worten als an Pathos reichen Declamation. Dieſe Monotonie noch verſtärkt durch den Mangel an aller Lokalfarbe, nicht blos in dem weitern Sinne des engliſchen und teutſchen ſondern ſelbſt des franzöſiſchen Theaters, des einzigen welches Alfieri wirklich kannte als er den Kothurn anſchnallte. Er hatte Shakeſpeare kennen gelernt: er ließ ihn bei Seite wie er ſagte um ſeiner Eigenthümlichkeit nicht zu ſchaden — er hätte immerhin ſeine Dramen offen liegen laſſen und aus ihnen lernen können, wie Staatsmänner und Krieger, Tribune und Advocaten, Adel und Volk der untergehenden Republik auf der ächten Schaubühne zu erſcheinen hatten. Während übrigens Alfieri auf der einen Seite die rhetoriſchen Auswüchſe und müßigen Converſationen und Herzensergießungen der franzöſiſchen Tragödie, andrerſeits die durch Manchfaltigkeit von Incidenzpunkten und Epiſoden erzeugte Zerſtreuung und Ablenkung des Intereſſes von dem Hauptgegenſtande zu vermeiden ſuchte, führten der zu knappe Zuſchnitt, und die übermäßige Beſchleunigung der Handlung den Uebelſtand mit ſich, daß die Entwicklung mangelhaft, übereilt, pſychologiſch wie äußerlich übereilt erſcheinen mußte.

Wenn, bei ſolchen Mängeln, Alfieri dennoch einen ſo tiefen, ſo nachhaltigen, ja immer ſteigenden Einfluß auf das italieniſche Theater geübt hat, ſo erklärt ſich dies, abgeſehen von ſeinen Vorzügen als Dramatiker, die in der feſten Zeichnung der Karaktere, in der ſpannenden Handlung, in den ergreifenden Situationen, in der Wirkung der zwar oft ſtarren und unmuſikaliſchen aber ſtets betonten, vibrirenden, gedrängten Diction beſtehn, auch durch den Umſtand daß die Perſönlichkeit eines Autors, wo ſie ſo entſchieden, ſo kräftig und muthig iſt, wenigſtens ſo viel und noch mehr wirkt als die Macht der Idee. Und die Steigerung des Einfluſſes erklärt ſich dadurch daß die ernſtere, männlichere Richtung, welche der Dichter herbeirief und ahnte, heran kam, unter den Zuckungen des Werdens, mit ihren Schatten aber auch mit ihren glänzenden Lichtern. Wenn irgendeiner, kann Vittorio Alfieri ein vaterländiſcher Dichter genannt werden. Er bewahrte das italieniſche Theater vor der Gefahr ein franzöſiſches zu werden, wie Corneille das franzöſiſche von der Nachahmung Spaniens befreit hatte. Er ſchuf eine Tragödie welche, während ſie franzöſiſche mit antiken Elementen vermiſchte, durch die Geſinnung eine italieniſche ward. Zum freudig ſiegreichen Geiſtesſchwung, zur vollquellenden Poeſie, zur individuellen Vielſeitigkeit und, bei aller dramatiſchen Haltung, glanzvollen Färbung des griechiſchen Schauſpiels, vermogte er ſich nicht zu erheben.

Die Tugenden und die Mängel Alfieri's hat Keiner

richtiger geſchildert als ſein Landsmann Ceſare Balbo. Ich weiß, ſagt er, daß auf Vergötterung Lauheit gefolgt iſt. Er war nicht größer als die großen Tragiker anderer Nationen, aber er war in vielen Dingen verſchieden von allen. Er war groß genug um der italieniſchen Poeſie und der geſammten Literatur eine unberechenbare Wohlthat zu erweiſen, diejenige ſie, weungleich bisweilen mit Härte ja mit Trockenheit, zum Ernſt und zur Männlichkeit zurückzuführen. Und er war einer der Wenigen welche das zugleich ſtolze und undankbare Amt übernahmen, unſere heimathlichen Gebrechen aufzudecken. Uns Piemonteſen erzeigte er dann die beſondere Wohlthat, uns auf die große Bahn der National-Literatur zu führen, und das goldene Zeitalter unſerer Provinzial-Literatur einzuleiten, indem er uns ſo gewiſſermaßen dem literariſchen Italien ſchenkte. Die Rauhheit und natürliche Kraft die er aus ſeiner engern Heimath mitbrachte, welche erſt dann die literariſche Laufbahn betrat als die ſpaniſche Allgewalt vernichtet war, flößte der ganzen Literatur neue Kraft ein und ſtellte den Cultus Daute's wieder her. Denn Alfieri hatte eine Danteſche Seele. Liebe, Zorn, Stolz, Wechſel von Mäßigung und von Uebertreibungen, und Wechſel der Partei, Alles ſtimmt überein in dieſen beiden großen Geiſtern.

Zu Ende 1787 ſiedelten die Gräfin und Alfieri ganz nach Paris über. Die Nothwendigkeit ſteter Beaufſichtigung des Drucks ſeiner Werke hielt ihn dort eben ſo feſt wie der Wunſch der Freundin nahe zu bleiben, welche durch perſönliche und Familien-Verhältniſſe ſich veranlaßt fand, Frankreich zu, wie ſie glaubte, dauerndem Aufenthalt zu wählen. Ein frei und vereinzelt gelegenes Haus, auf der Höhe am Ende der Straße Mont Parnaſſe im Faubourg St. Germain, erinnerte durch Lage und Ausſicht wenn auch nur entfernt an die geliebte römiſche Villa. Doch ward dieſe Wohnung, welche Alfieri'n ſo ſehr zu behagen ſchien, ſpäter mit einer andern vertauſcht, zuerſt in der Rue de Bourgogne im nämlichen Stadttheil, dann Hôtel de Pons in der Rue de Provence. Die langweilige Arbeit des von Didot unternommenen Drucks, bei welchem der Dichter weit entfernt war Beaumarchais' entgegenkommend uneigennützige Bereitwilligkeit zu finden, und über die Läſſigkeit und das Vagiren der Arbeiter klagte, wie die Vollendung mehrer Werke, unter denen die letzte der Tragödien, der jüngere Brutus, nahmen die literariſche Muße vollſtändig in Anſpruch.

Während deſſen ging in den Verhältniſſen der Gräfin von Albany eine große Veränderung vor.

Carl Eduard war, wie wir ſahn, in Florenz zurückgeblieben. Als der Schritt, der ihn auf immer von ſeiner Gemalin ſchied, geſchehn war, mogte er doppelt ſchwer empfinden, wie er allein ſtand in der Welt. Da reifte in

ihm der Gedanke ſeine Tochter zu ſich zu rufen, die mit ihrer Mutter als Penſionärin in der Abtei von Meaux lebte. Als Clementina Walkinſhaw im Einverſtändniß mit dem Chevalier von St. George Carl Eduard verließ und ſich unter franzöſiſchen Schutz begab, ſetzte Erſterer ihr ein Jahrgehalt aus welches bei deſſen Tode der Cardinal von York zu zahlen fortfuhr. Aber eine Bedingung war dabei: Miß Walkinſhaw ſollte beſcheinigen daß zwiſchen ihr und dem Prinzen keine wirkliche Ehe beſtehe. Ein Irländer, Agent des Cardinals, war mit der mislichen Unterhandlung beauftragt. Lange weigerte ſich die welche einſt vor der Welt für Carl Eduard's angetraute Gemalin gehalten worden war; erſt dann verſtand ſie ſich zu dem von ihr Geforderten als die Penſion ihr entzogen ward und ſie poſitiver Dürftigkeit ins Auge ſah. Am 9. März 1767 ſtellte ſie die Erklärung aus, nahm ſie, natürlich fruchtlos, am folgenden Tage wieder zurück, und begab ſich dann mit ihrer Tochter in die Abtei von Notre Dame zu Meaux. Jahre vergingen ohne daß eine Verbindung zwiſchen beiden und Carl Eduard ſtattgefunden zu haben ſcheint, über deſſen Betragen ihr gegenüber Andere urtheilen mögen. Vielleicht hielt ihn nur die Rückſicht auf ſeine Gemalin ab, früher den Schritt zu thun, zu welchem er ſich jetzt entſchloß. Dieſe Rückſicht beſtand jetzt nicht mehr. Er wollte nicht mehr einſam bleiben in ſeinem Hauſe. Seine Geſundheit war ſo geſchwächt, daß er ſich zur Beſorgung aller Geſchäfte fremden Beiſtands bediente. Doch fuhr er täglich

aus, ſah täglich einige Perſonen bei Tiſche und beſuchte nach wie vor das Theater. Zu Anfang Juli 1784 erkannte er Lady Charlotte Stuart, ſeine und der Miß Clementina Walkinſhaw natürliche Tochter, durch ein gerichtliches Document an, legitimirte dieſelbe kraft des ihm zuſtehenden Rechts, und ſchrieb dem Grafen von Vergennes indem er ihm den betreffenden Akt einhändigte und ihn erſuchte, denſelben unter vorheriger königlicher Genehmigung durch das Pariſer Parlament einregiſtriren zu laſſen was am 6. September deſſelben Jahres geſchah. Zugleich ſchrieb er an ſeine »chère fille« ſie von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen und einzuladen, zu ihm nach Florenz zu kommen. In den öffentlichen Akten nannte er ſich Carl Eduard Stuart Enkel Jakob's II Königs von Großbritannien. Ein vertrauter Diener, der ihn auf allen ſeinen Wanderungen begleitet hatte, ging am 17. Juli nach Paris ab.

Am 5. October traf die Herzogin von Albany (unter dieſem Titel hatte die Legitimirung ſtattgefunden) in Florenz ein. Eine an einen irländiſchen Offizier verheirathete Franzöſin, Mme. Odonnel, und ein Schotte, Mr. oder Lord Nairn, waren ihre Begleiter. Sie ſtand im Alter von einunddreißig Jahren. Carl Eduard hatte ſein Haus neu geſchmückt: ein Theil des Hausgeräths der römiſchen Wohnung war dazu nach Florenz geſandt worden, auch Silbergeſchirr und des ältern Bruders Antheil an Marie Clementinens Juwelen. Er empfing die Tochter, die Stütze

ſeines hülfloſen Alters, mit wahrer Freude. Der ganze florentiniſche Adel, Männer und Frauen, machte der Herzogin von Albany Beſuche die ſie erwiederte. Jeden Abend ſah man ſie mit ihrem Vater im Theater. Nicht lange nach ihrer Ankunft führte er ſie nach Lucca die dortige Oper zu ſehn: die Republik empfing die Gäſte mit großer Auszeichnung. Als die Winterſaiſon begann, gab er in ſeinem Hauſe kleine Bälle. Am Sanct Andreastage verlieh er der Tochter den ſchottiſchen Orden der nach dem Schutzheiligen des Landes wie nach der Diſtel benannt wird. Solcher Handlungen die an ſeine königliche Prärogative erinnerten, gab es mehre: nicht lange zuvor hatte er ſeinen ſchon genannten Hausmeiſter John Roy Stuart zum Baronet ernannt, und das Patent war »von unſerm Hoflager zu Florenz im neunzehnten Jahre unſerer Regierung« ausgeſtellt. In Piſa, wo der Hof den Winter zubrachte, wurde die Herzogin von Albany von der Großherzogin Marie Luiſe Königs Carl's III Tochter, und von der Königin Caroline von Neapel empfangen.

Die Kräfte des Prätendenten ſanken jedoch immer mehr. Seine Lebensweiſe war regelmäßiger geworden, aber ſeine Conſtitution war völlig untergraben. Seine Schwäche fühlend, hatte er bald nach der Ankunft der Tochter ſein Teſtament gemacht in welchem er ſie zur Univerſalerbin einſetzte, und der Obhut ſeines Bruders empfahl welchem er zugleich ein koſtbares Silbergeſchirr zum Andenken vermachte. All ſeine eignen wie die noch übrigen von ſeines

Vaters Dienſtleuten bedachte er ſo reichlich als die Umſtände es erlaubten. Die Krankheitszufälle mehrten ſich: in Piſtoja lag er einmal vier Stunden lang im Wirthshauſe in einem epileptiſchen Anfall. Im Theater ſchlief er meiſt. So verſtrichen Winter und Sommer. Im October 1785 kam der Cardinal von York auf einer Reiſe durch die päpſtlichen Provinzen nach Perugia. Die Herzogin von Albany erwartete ihn dort. Der Cardinal hatte bis dahin keine Notiz von ihr genommen und ihre wie des Bruders Briefe unbeantwortet gelaſſen. Jetzt gelang es ihr ihn völlig umzuſtimmen, und eine Verſöhnung zwiſchen den beiden Brüdern herbeizuführen die ſo oft mit einander gehadert hatten. Es wurde beſchloſſen daß Carl Eduard, welcher die rauhe florentiner Winterluft nicht mehr ertrug, nach Rom überſiedeln ſollte. Papſt Pius VI ſelbſt ſchrieb der Tochter des Prätendenten auf die freundlichſte Weiſe.

Am 2. Dezember verließ Carl Eduard auf immer Florenz. Seine Schwäche war ſo groß daß er nicht über zwanzig Millien täglich zurücklegen konnte. Heinrich Benedict kam ihm bis Viterbo entgegen. Der römiſche Aufenthalt ſchien ihn neu zu beleben. Er bewohnte wieder das Haus in welchem er geboren war. Der Papſt empfing ihn, nachdem er einige Tage zuvor ſeine Tochter empfangen hatte welche in der vornehmen römiſchen Damenwelt die zuvorkommendſte Aufnahme gefunden hatte, da ſie alle Etikette-Fragen beiſeite ließ. Im Januar 1786 ſchenkte

der Cardinal ihr alle Juwelen aus dem Nachlaſſe ſeiner Mutter, mit Ausnahme derer die ſeine Biſchofs-Inful ſchmückten.

Nicht lange darauf erging nach Florenz der Auftrag das Ameublement des Hauſes theils zu veräußern theils nach Rom zu ſenden und den ganzen Hausſtand aufzulöſen. Im Sommer zog Carl Eduard nach Albano wo der frühere Savelliſche Palaſt ihm immer noch zur Verfügung ſtand. In Geſellſchaft ging er wenig da ſein Zuſtand es ihm meiſt nicht erlaubte, doch ſah er immer noch Leute bei ſich. Seine geiſtigen Eigenſchaften ſcheinen längſt ſchon zugleich mit dem Körper gelitten zu haben, und Stundenlang blieb er völlig theilnahmlos an Allem was um ihn vorging und in dumpfem Brüten. Ein Reiſender, der ihn in dieſen letzten Zeiten ſah, der ſchon genannte Mailänder Giuſeppe Gorani, erzählt er habe ihn immer auf einem Sofa zuſammengeſunken oder einen kleinen Hund liebkoſen geſehn der ihn nie verließ. Doch waren dieſe beiden römiſchen Jahre, wie der ſchwediſche König es geahnt hatte, im Vergleich mit der Vergangenheit eine Zeit der Verſöhnung und des Friedens, in der Geſellſchaft einer geliebten Tochter und in der Nähe des Bruders, der beiden Letzten die ihm geblieben waren.

Auch darf man ſich Carl Eduard nicht ſo verſunken denken, wie er wol von Zeitgenoſſen die ein Intereſſe dabei hatten, und von ihren Nachſprechern dargeſtellt worden iſt. Das alte und das neue Leid hatten ihn gebrochen, und

er hatte in einem unwürdigen Mittel Vergeſſenheit geſucht: aber der edle Geiſt ſeiner Jugend war in ihm nicht erſtorben. Die Erinnerung an ſein Vaterland und ſeine Freunde war in ihm lebendig wie immer. Nicht lange nach ſeiner Ankunft in Rom hatte ein Freund Charles Fox', Mr. Greathed, ein Geſpräch mit ihm. Sie waren allein in des Prinzen Wohnung. Der Gaſt verſuchte die Unterredung auf Schottland und 1745 zu lenken. Anfangs ging Earl Eduard nicht darauf ein: die Erinnerung ſtimmte ihn offenbar traurig. Als aber der Andere fortfuhr, ſchien er wie eine Laſt von ſich abzuwälzen; ſein Auge glänzte, ſeine Miene wurde ungewöhnlich lebendig, und er begann die Erzählung ſeines Feldzugs mit jugendlicher Energie, ſprach von ſeinen Märſchen, ſeinen Kämpfen, ſeinen Siegen, von der Flucht und den Gefahren die ihn umgaben, von der aufopfernden Treue ſeiner ſchottiſchen Gefährten, von dem grauenvollen Looſe das ſo manche unter ihnen betroffen. Der Eindruck, welchen, nach vierzig Jahren, das Andenken an die Leiden der Getreuen auf ihn machte, war ſo heftig daß ſeine Kraft ihn verließ: ſeine Stimme verſagte und er ſank bewußtlos zu Boden. Auf das Geräuſch eilte ſeine Tochter herbei. Mein Herr, rief ſie, was iſt das? Sie haben gewiß von Schottland und den Hochländern mit meinem Vater geſprochen! Niemand darf in ſeiner Gegenwart dieſe Dinge berühren.

So war, ſeit der erſten Zeit ſeiner Heirath, wo er ſelbſt gerne von jenen Tagen ſprach, mit der Hoffnung-

loſigkeit ſeine Reizbarkeit geſteigert. Er brach in Thränen aus als er zufällig die rührende Melodie von Lochaber no more hörte, die ſeine zum Beil verurtheilten Gefährten im Kerker geſungen hatten.

Eines Vorfalls ähnlicher Art gedenkt der erwähnte Gorani in ſeinen Denkwürdigkeiten. Bei der Verhaftung Carl Eduard's in Paris war der Graf von Vaudreuil, der den unedlen Befehl ausführte, von ſeinem Sohne begleitet, welcher in ſpätern Jahren dem Vater außerordentlich ähnlich geſehn haben ſoll, deſſen Züge dem unglücklichen Prinzen tief ins Gedächtniß eingeprägt blieben. Im Jahr 1787 kam dieſer Herr von Vaudreuil mit der Herzogin von Polignac, der Gouvernante des enfans de France und Freundin Marien Antoinettens, nach Rom. Er hatte, erzählt Gorani, die indiscrete Neugierde, den Prätendenten ſehn zu wollen. Die Herzogin von Albany, unbekannt mit dem Detail früherer Vorfälle, erbot ſich ihrem Vater einen Mann von Rang vorzuſtellen, und da ſie ſelbſt ihn einführte, ward nicht einmal der Name genannt. Im Augenblick wo Vaudreuil ins Zimmer trat, erkannte der unglückliche Stuart die verhaßten Züge, welche ſeine Fantaſie nur zu treu feſtgehalten hatte. Er fiel in Ohnmacht — man ſprang ihm bei, und der Franzoſe ſah ſich genöthigt das Gemach zu verlaſſen. Aus ſeinem eignen Munde vernahm man die Geſchichte.

Am 7. Januar 1788 traf ihn ein Schlaganfall. Er erholte ſich nur unvollſtändig: die Hälfte ſeines Körpers

blieb gelähmt. Sein nahes Ende war zu erwarten. Andere Anfälle, von gemiſchter apoplektiſch-epileptiſcher Natur folgten. Am 30. Januar hauchte er den letzten Seufzer aus, in Gegenwart ſeiner Tochter die ihm die Augen zudrückte.

Im Sterbehauſe wurde die Leiche ausgeſtellt. Szepter und Krone von vergoldetem Holz lagen auf dem Sarge, und Stern und Decoration des Hoſenbandordens, und auf bleierner Tafel las man die Worte: Carolus III Magnae Britanniae Rex. In einer Sänfte wurden die ſterblichen Reſte nach Frascati gebracht: dort, in der biſchöflichen Kirche Heinrich Benedict's, ward eine Leichenfeier veranſtaltet wie für einen Monarchen.

An die befreundeten Höfe ward die Todeskunde geſandt, und der Cardinal von York erließ zugleich einen Proteſt zur Wahrung ſeiner Rechte auf den Thron ſeiner Ahnen, in einer Weiſe welche Papſt Pius VI, in einem Breve vom 1. Februar an den Prodatar Cardinal Negroni »gemäßigt und verſtändig« nannte. Eine Denkmünze, ein hiſtoriſch-numismatiſches Curioſum, zeigte das Bruſtbild des einzigen noch übrig gebliebenen des Stuart'ſchen Hauſes, mit der Inſchrift: Henricus IX Magnae Brit. Franc. et Hib. rex Fidei defensor Card. Ep. Tusc., und auf dem Revers die Worte: Non desideriis hominum sed voluntate Dei. MDCCLXXXVIII.

Im Jahre 1784 hatte wie wir ſahn Carl Eduard ſein Teſtament gemacht, in welchem er ſeine Tochter zur

Univerſalerbin einſetzte, und dem Cardinal nur ein Andenken hinterließ. Die Summe baaren Geldes die man bei ſeinem Tode fand, war nicht bedeutend, obgleich einige Jahre vorher Sir Horace Mann ſeiner Regierung gemeldet hatte, der Prätendent, immer noch an dem Traumbild der Möglichkeit der Reſtauration feſthaltend, habe fortwährend unter ſeinem Bette einen Kaſten mit zwölftauſend Zechinen ſtehn, die er, als für jenen Zweck beſtimmt, nicht anrühre. Der Palaſt in Florenz wurde an den Duca di San Clemente verkauft deſſen Familie er noch gehört. Der Cardinal, in der Beſorgniß ſeine Nichte, welcher von dem erſt wenige Jahre vorher bewilligten franzöſiſchen Jahrgehalt ihres Vaters blos ein mäßiger Antheil blieb, könne bei den zahlreichen Legaten des Teſtaments, und den ſonſtigen Laſten mit denen die Erbſchaft beſchwert war, in Verlegenheit gerathen, wies ihr nicht blos in ſeinem Palaſt die geräumige Wohnung an welche einſt ſeine Schwägerin innegehabt hatte, ſondern überließ ihr auch ſein ganzes Einkommen von der Apoſtoliſchen Kammer. Sie trat ihm hinwieder die Kronjuwelen ab welche Jakob II bei ſeiner Flucht nach Frankreich mitgenommen hatte, überdies ein Szepter, den Hoſenbandorden mit reicher Kette und ein Sanct Andreaskreuz welche Carl Eduard zu tragen pflegte.

Charlotte Stuart Herzogin von Albany, welche Johann Wolfgang Goethe bei ſeinem römiſchen Aufenthalt zu beſuchen verſchmähte, überlebte nicht lange ihren un-

glücklichen Vater. Im Sommer 1789 erkrankt, wurde sie von den Aerzten nach den Bädern von Nocera in Umbrien gesandt die ihr jedoch keine Linderung brachten. Von da ging sie über Ancona nach Bologna wo sie am 9. October anlangte, und im Hause des Fürsten Giovanni Lambertini, des Neffen Papst Benedict's XIV, mit großem Gepränge empfangen ward. Ihr Zustand machte eine Operation nöthig die sie mit großer Standhaftigkeit ertrug, deren Folgen sie jedoch am 14. November in den Abendstunden erlag, im sechsunddreißigsten Jahre ihres Alters. In der Pfarrkirche von San Biagio beigesetzt, welche dem Palast Lambertini heute Ranuzzi gegenüberlag, sollte die Tochter Carl Eduard's nicht einmal ungestörte Grabesruhe genießen. Denn nach der Schließung der Kirche in der Zeit französischer Herrschaft, und bei der völligen Abtragung derselben, verschwanden auch die Monumente, und die Gebeine wurden aus den Grüften genommen und auf dem großen städtischen Friedhofe der Karthause beigesetzt. Der Cardinal von York, welcher des Bruders Tochter stets mit großer Zuneigung behandelt hatte, ward ihr Erbe, unter Uebernahme einer Pension an ihre Mutter, die unter dem Namen einer Gräfin von Alberstroff bis zum Jahre 1802 zu Freiburg in der Schweiz lebte.

Fünfter Abſchnitt.

Pariſer Aufenthalt. Franzöſiſche Revolution.
Die Gräfin von Albany und Alfieri in England.
Ueberſiedlung nach Florenz.
Die Franzoſen in Toscana.
1788—1799.

Im Februar 1788 erhielt die Gräfin von Albany die Todeskunde. »Obgleich dies Ereigniß, ſagt Alfieri, ſchon ſeit einiger Zeit vorauszuſehn war, da während mehrer Monate ſchlagartige Anfälle wiederholt erfolgt waren, und obſchon die Witwe nun völlig frei blieb und in dem Gemal keinen Freund verlor, war ich doch Augenzeuge wie tief ſie davon ergriffen wurde. Ihre Betrübniß war keine gemachte noch übertriebene, denn jede Unwahrheit lag dieſem aufrichtigen unvergleichlichen Gemüthe ferne. Und ungeachtet des großen Abſtands der Jahre würde der Gemal in ihr eine treffliche Gefährtin und eine Freundin wenn nicht eine liebende Gattin gefunden haben, hätte er ſie durch ſein beſtändig unfreundliches, rohes, unzurechnungfähiges Betragen nicht von ſich geſtoßen. Dies Zeugniß bin ich der reinen Wahrheit ſchuldig.«

Die italieniſche Sitte oder Unſitte mogte Alfieri's Verhältniß zur Gräfin von Albany an ſich entſchuldigen. Der Glanz des Namens der bei dieſem Verhältniß zuerſt

genannt ward, die Aureole des Unglücks die dieſen Namen umleuchtete, die nicht würdige Täuſchung zu welcher eine nicht für ſchuldlos gehaltene Frau, der Mann welcher als Theilnehmer der Schuld galt, und der Herrſcher des Landes, in welchem das Opfer einer großen Ungerechtigkeit des Geſchicks ein ſpätes Aſyl gefunden hatte, ſich verbanden, weckte jedoch, ſelbſt unter dem erſchlaffenden Einfluß welchen ſolche Unſitte auf die moraliſche Beurtheilung übte, unverholene Anklage. Der ernſteren Anſchauung gegenüber, war die Gräfin von Albany die untreue Gattin, Alfieri der in Vergnügungen und Abenteuern aller Art herangewachſene leichtſinnige Mann. Von ſeinem Seelenleben und den Kämpfen ſeiner ſtolzen, hochſtrebenden aber liebebedürftigen Natur, wußten nur die Wenigſten unter den Wenigen, die ſeinem unzugänglich ſchroffen Weſen näher traten. Karakter, Sitten, Lebensart des getäuſchten Gatten mogten jenen Eindruck ſchwächen: tilgen konnten ſie ihn nicht. Die Ausfälle und Klagen der Selbſtbiografie dürfen uns nicht darüber täuſchen: es handelte ſich hier nicht etwa blos um den »Prieſteranhang« des Cardinals von York. Und dieſe Liebe, unter ſolchen nicht zu rechtfertigenden Umſtänden begonnen, durch Hinderniſſe, Trennung, beiderſeitige Entbehrungen und Leiden geſtärkt und veredelt, ward dennoch das Läuterungsfeuer, aus welchem Vittorio Alfieri beſſer, zufriedener, ſicherer, ſeiner ſelbſt und ſeines Ziels bewußter, auf der Bahn unvergänglichen Ruhmes muthiger fortſchreitend hervorging. Sie ward ihm

der Ausgangs- und Mittelpunkt ſeines Wünſchens und Hoffens, ſeines Sehnens und Denkens; ſie ward ihm, inmitten ſeines verzehrenden Schöpfungsdranges, Quell der Ruhe und der Befriedigung. Seine Lebensbeſchreibung, und mehr noch als dieſe ſeine lyriſchen Gedichte ſprechen es aus. Man würde ſich nur ein unvollſtändiges Bild des Mannes machen, wollte man das Zeugniß der letztern verwerfen. Sie ſind auch ein Stück Lebensgeſchichte; ſie ſind wahrer Seelenerguß und Gefühlsausdruck. Es iſt nur Wahrheit wenn er in einem der Sonette ſagt, nicht Geiſt noch Kunſt helfen ihm Worte finden von Liebe zu reden: der tiefliegende Schmerz des Herzens gebe ihm die Worte ein.

Die Liebe, wie ſie ihm Mittelpunkt des Fühlens und Sehnens wurde, ward zugleich die vervollkommnende vollendende Kraft. Sie war der eine Ausfluß des dreifach gebrochenen Lichtſtrals in welchem Vaterland und Ruhm erglänzten. Auf ſeiner Bahn wenn nicht gehemmt doch erkaltet und, mehr als poetiſchem Schaffen förderlich, erbittert durch hämiſch kurzſichtige Kritik, gedrückt und entmuthigt durch Mangel an Befriedigung des Herzens, wurde er erſt durch die Vereinigung mit der Geliebten von neuem Geiſte, neuem Feuer, neuem Leben erfüllt. Die wohlwollende Billigkeit und Mäßigung des Urtheils vereint mit klarem Verſtand, mit Kenntniß der Welt und Menſchen, die vorwaltende Neigung zum Poſitiven, veredelt durch einnehmende Form wie durch feinen Geſchmack in Literatur und Kunſt, die vornehme Haltung die bei ihr

nicht blos auf Aeußerliches ſich beſchränkte, mußten auf das leidenſchaftliche Ungeſtüm, die herbe Heftigkeit, die verletzende Schroffheit des Karakters Alfieri's vermittelnd, mäßigend, beſänftigend, harmoniſirend einwirken. Seine dichteriſchen Werke jeder Art zeigen, wie ſeit jenem Augenblick im Sommer 1784, wo er von Siena nach dem Elſaß eilte, ſeine Gefühle neue Freudigkeit, die Natur neues Leben und friſchere Farben, Alles was ihn umgab und was er ſah neue Bedeutung, neuen Sinn, neues Leben gewann. Sein poetiſcher Genius fand ſeine Vollendung: er fand ſie in der Liebe. »Du allein biſt der Quell meines Dichtens und Schaffens: mein Leben zählt nur von dem Tage an wo es ſich verſchlang mit Deinem Leben.« Es ſind die Worte der Widmung der Myrrha, die während des erſten Aufenthalts in dem Landhauſe bei Colmar zu Stande kam, an die Gräfin von Albany.

Dieſe, nunmehr frei, blieb in Paris. Sir William Wraxall ſchildert ſie und ihren Salon wie er nicht lange vor dieſer Zeit ſie fand. »Die Gräfin, erzählt er, hatte ein elegantes Etabliſſement im Hotel de Bourgogne im Faubourg St. Germain. Ihr Aeußeres hatte damals noch manche Anſprüche auf Schönheit, und ihre Haltung ohne Prätention aber voll Würde, ließ ihre körperlichen Vorzüge in vollem Licht erſcheinen. In einem der Zimmer war ein Thronhimmel mit einem Prunkſeſſel angebracht über welchem das königliche Wappen von Großbritannien aufgeſtellt war. Alles Silberzeug, bis zu den Löffeln, war mit dem-

ſelben Wappen geziert. Einige der Prachtſtücke, welche Marien von Modena gehört haben ſollen, ſchienen die erloſchenen Erinnerungen an die Revolution von 1688 wieder zu beleben. Eine zahlreiche Geſellſchaft Männer und Frauen, aus Engländern und Franzoſen beſtehend, war in ihren Zimmern verſammelt. Alle gaben ihr blos den Titel einer Gräfin von Albany, aber ihre Dienerſchaft nannte ſie ſtets Majeſtät. Königliche Ehren wurden ihr gleichfalls von den Nonnen der Klöſter erzeigt die ſie an beſtimmten Sonn- und Feſttagen zu beſuchen pflegte.«

Die ganze vornehme Geſellſchaft war mit der Witwe Carl Eduard's in Verbindung, ſo die franzöſiſche wie die Fremdenwelt. Der Hof mit ſeinen großen hiſtoriſchen Namen, die Miniſter, unter ihnen Necker, de Montmorin, de Lamoignon, die Militäre unter ihnen der Marſchall Graf von Mailly, welcher die ſtandhafte Treue die er bei der Erſtürmung der Tuilerien kundgab, bis zum Schaffot bewährte, der Gelehrten- und Künſtlerſtand, waren reichlich vertreten. Neben ihnen die Repräſentanten fremder Höfe, der päpſtliche Nuntius Monſignor Dugnani Erzbiſchof von Rhodos welcher ſich in Paris eine ſehr gute Stellung gemacht hatte aber dem Fortſchritt der Revolution weichend nach Rom zurückkehrte wo er im Jahr 1794 den Cardinalshut erhielt; der kaiſerliche Botſchafter Graf Mercy d'Argenteau, mit der Gräfin von Albany verwandt, beinahe ein Vierteljahrhundert lang am Tuilerienhofe beglaubigt; der ſardiniſche Botſchafter Marquis de Cordon

aus dem edlen Hauſe Sallier de La Tour; der ſächſiſche Geſandte Graf von Salmour welcher einer piemonteſiſchen Familie angehörte; der ſchwediſche Baron von Stael-Holſtein welcher im Jahre 1786 Necker's berühmte Tochter geheirathet hatte mit welcher die Gräfin von Albany Beziehungen anknüpfte die bis zu deren Tode währten: vom ganzen diplomatiſchen Corps der einzige welchem die traurige und herabwürdigende Aufgabe zufiel, wenige Wochen nach der Hinrichtung des Königs, ein Jahr nach dem Meuchelmorde ſeines eignen Herrſchers, auf Befehl des Regenten Herzogs von Südermanland mit dem bluttriefenden Convent neue Verbindungen anzuknüpfen vor denen dieſer Pfleger revolutionärer Tendenzen bald ſelber erſchrak. Die Vicomteſſe de Beauharnais, Joſefine Taſcher de Lapagerie, begegnete der Witwe Carl Eduard's in der pariſer Geſellſchaft in welcher ſie nachmals ſo verſchiedenartige Rollen zu ſpielen berufen war, in jener Zeit Gattin eines Mannes welcher, als Deputirter des Adels des Bailliage von Blois in die Nationalverſammlung eingetreten, im Jahr 1791 Präſident derſelben ward um vom Präſidentenſtuhl zur Armee, von der Armee aufs Blutgerüſt zu gelangen. Dieſe und manche Andere gehörten zum Kreiſe der Gräfin von Albany, welche auch den ſeltſamſten und intereſſanteſten unter den Abenteurern dieſer abenteurerreichen Zeit kennen lernte, den Grafen von St. Germain.

Alfieri blieb bei der Freundin. So viel er, von ſeinen Jugendjahren her, gegen den Aufenthalt in der Stadt einzu-

wenden hatte die er eine Rieſencloake naunte, ſo mangelte es doch den erſten Zeiten des pariſer Lebens nicht an vielſeitiger Anregung und Annehmlichkeit. Die Gräfin, welche das Geſchick einen Salon zu halten in ungewöhnlichem Maße beſaß, vereinigte um ſich, in der Stadt wo die causerie de salon ſtets vorzugsweiſe geblüht hat, manche ſo bedeutende wie liebenswürdige Männer. Es war die letzte Zeit des alten Regime, eine Zeit reich an den vielſeitigſten Anregungen, an den vielfachſten Intereſſen, unter denen die politiſchen voranſtanden ſeit die Theilnahme Frankreichs am nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriege die Gährung immer mehr geſteigert hatte, mit der Beſorgniß vor dem Staatsbankerott welcher bei dem Zuſammentreten der Notabeln in Verſailles in ſo erſchreckender Nacktheit daſtand, mit den täglich mehr ſich offenbarenden Wirkungen des Strebens einer großen, thätigen, gefahrvollen Literatur während einer ſo langen wie verhängnißreichen Regierung. Die Tage des abſoluten Königthums gingen zu Ende: der Enthuſiasmus, die Ueberſtürzung, die Anarchie, der Terrorismus der Freiheit waren im Anzuge. Die Literatur des Zeitalters Ludwig's XV lebte noch in ihren Spätlingen, in Marmontel, in La Harpe und ihren Mitarbeitern am Mercure de France, im Abbé Barthélemy, Aufſeher des königlichen Medaillen-Cabinets, deſſen eben erſchienener Anacharſis ſeinem Autor einen der Fauteuils der Akademie verſchaffte, im Abbé Delille deſſen Uebertragung der Georgica Friedrich dem Großen das hübſche Lobes-Paradoxon

entlockte, in Beaumarchais deſſen Schriften und Thätigkeit der Revolution ſo ſehr vorgearbeitet hatten, und welcher 1789 den letzten Band von Voltaire's Werken druckte die ihn hunderttauſend Livres gekoſtet haben ſollen. Daneben die achtzigjährige Madame Du Boccage, in Beziehung zu allen Italienern die ihr für ihre Ueberſetzungen Dank wußten, welche nebenbeigeſagt ihren Originaldichtungen den Rang ablaufen, und die Gräfin von Genlis, die den ſeltſamen Titel eines »Gouverneurs« der Söhne des Herzogs von Orleans führte; deren galante Carrière damals zu Ende war, deren politiſche Carrière im Orleans'ſchen Intereſſe, Gegenſtand nicht geringeren Tadels, begann, während ihre literariſchen Talente ihr einen Ruf verſchafft hatten welchem ihre Vielſchreiberei nur zu ſehr ſchadete. Und die junge Literatur, welche namentlich die beiden Chénier repräſentirten, Marie Joſeph und der unglückliche André; Mirabeau, deſſen glanzvolle Anfänge politiſcher Laufbahn die tiefe moraliſche Verkommenheit des Mannes vergeſſen zu machen begann, deſſen Histoire secrète du cabinet de Berlin während der Anweſenheit der Gräfin von Albany in Paris gemäß Parlaments-Beſchluß durch den Henker verbrannt wurde. Und wie die Gräfin und ihr Freund dieſe Epigonen einer mehr noch kühnen und geiſtreichen als wahrhaft großen literariſchen Epoche und die, Gutes wie Schlimmes verheißenden Anfänge einer neuen Zeit erlebten, ſo waren ſie Zeugen der großen Theatercoſtüme-Revolution, indem Talma im Jahr 1789

in Voltaire's Brutus zum erſtenmal in altrömiſcher Tracht erſchien, und des Kampfes der alten und neuen Muſik in dem Hader der Picciniſten und Gluckiſten, welcher Paris entzweite wie ein Jahrhundert früher der Kampf der Bewunderer Pradon's gegen Racine. Sie vernahmen, in ſchon ängſtlich-bewegter Zeit, Grétry's »O Richard, o mon Roi!«, und waren Zeugen des erſten Auftretens des jungen florentiner Componiſten Cherubini, deſſen Lodoiska ungewöhnliches Glück machte, obgleich ſie in die Tage des fortſchreitenden Terrorismus fiel. Man darf nicht vergeſſen daß alle Theater gefüllt waren, während jeder der Zuſchauer für ſeinen Kopf zittern mußte.

Bei ihrer, wie es ſchien, dauernden Niederlaſſung in Paris vermißte die Gräfin von Albany eine Dame, deren Bekanntſchaft ſie bei ihrem erſten Beſuche zu gegenſeitiger Freude gemacht hatte. Es war die Marquiſe de Boufflers, der großen lothringiſchen Familie de Beauvau-Craon entſtammt, Gemalin des Garde-Capitäns König Stanislaus', deſſen Hof in Lüneville, wo ſich ſo viel Talent und Liebenswürdigkeit zuſammengefunden hatte, ſie durch ihre Anmuth und ihren Geiſt verſchönte.

»Vos yeux sont beaux, mais votre âme est plus belle;
Vous êtes simple et naturelle,
Et, sans prétendre à rien, vous triomphez de tous.«

So hatte Voltaire einſt an ſie geſchrieben indem er ihr die Henriade überſandte. Madame de Boufflers, die Mutter

Stanislas' de Boufflers, deſſen leichtes aber äußerſt glückliches und anmuthiges poetiſches Talent nur eine Seite ſeiner manchfaltigen Gaben und Thätigkeit bildete die ihn zum ächten Repräſentanten des franzöſiſchen Geiſtes des achtzehnten Jahrhunderts machten, war hochbejahrt, aber theilnehmend am geſelligen und geiſtigen Leben, im Jahr 1787 geſtorben.

Alfieri's Bekanntſchaft mit Beaumarchais, im Elſaß begonnen, ward in Paris fortgeſetzt, wo dieſer Mann, deſſen Leben unter nicht endenden Agitationen, Prozeſſen und gewagten Unternehmungen aller Art verſtrich, gerade damals in dem ſcabröſen Rechtsſtreit des ſtrasburger Banquiers Kornmann vor dem Parlament geſiegt aber eine ebenſo große Unpopularität davongetragen hatte, wie er einſt, unterliegend, populär geweſen war. Zu Anfang Februar 1791 las Beaumarchais bei der Gräfin von Albany das Schauſpiel La Mère coupable, das den Schluß der Figaro-Trilogie bildet; ein Werk, mit manchen von jenen Trivialitäten behaftet die allen dramatiſchen Producten ſeines Verfaſſers ankleben, aber reich an menſchlich-ergreifenden Situationen die es, im Widerſpruch mit dem übertriebenen Tadel La Harpe's, bis zu unſern Tagen auf der Bühne gehalten haben und Napoleon Bonaparte's Bewunderung rechtfertigen. Die Gräfin hatte den Dichter um Vorleſung des Stücks gebeten: ſeine Antwort, vom 5. Februar, iſt zu karakteriſtiſch, um ſie anders als im Original folgen zu laſſen.

»Madame la Comtesse — Puisque vous voulez entendre absolument mon très-sévère ouvrage, je ne puis pas m'y opposer; mais faites une observation avec moi: quand je veux rire, c'est aux éclats; s'il faut pleurer, c'est aux sanglots. Je n'y connais de milieu que l'ennui. Admettez donc qui vous voudrez, à la lecture de mardi mais écartez les cœurs usés, les âmes desséchées qui prennent en pitié ces douleurs que nous trouvons si délicieuses. Ces gens-là ne sont bons qu'à parler révolution. Ayez quelques femmes sensibles, des hommes pour qui le cœur n'est pas une chimère, et puis pleurons à plein canal. Je vous promets ce douloureux plaisir.«

Schade daß Alfieri's und der Gräfin geiſt- und gefühlvoller Freund, Ippolito Pindemonte, nicht mehr in Paris war, als dieſe Vorleſung ſtattfand.

Gegen Ende 1788 war der edle Veroneſer in der franzöſiſchen Hauptſtadt eingetroffen. Um fünf Jahre jünger als Alfieri, war er durch Karakter und Gefühlsrichtung auf eine andere Gattung der Poeſie angewieſen. Es war die Gefühlspoeſie, ſanft, melancholiſch, melodiſch aber nicht weichlich, mit vorwiegender Schilderung von Naturerſcheinungen

und Landſchaft wie mit hiſtoriſchen Reminiscenzen und den Reflexen der großen Ereigniſſe im Spiegel des Menſchenlebens; nicht ohne Begabung für das Drama in welchem er ſich mehrfach verſuchte, aber nicht vielſeitig, nicht kräftig, nicht lebendig genug, um durch Contraſte der Karaktere oder ſpannende Handlung mächtig anregen zu können. Bereits einige Jahre früher hatte er Alfieri in Florenz kennen gelernt, auf einer Reiſe die ihn nach dem Süden Italiens und bis Malta führte: jetzt ſuchte Alfieri ihn ſogleich auf, und während ſeines mehrmonatlichen Aufenthalts in Paris waren ſie unzertrennliche Gefährten. Alfieri, mit der letzten Durchſicht und Feile der Tragödien beſchäftigt, las dem Freunde ſeine Verſe vor, und dieſer, mit feinem Ohr für Versbau und Wohlklang, worin er Jenem weit überlegen war, tilgte manche Härten während er ſchwierige ungelenke Wortſtellungen und Dunkelheiten oft Folge übertriebenen Lakonismus, durch glückliche Correctur beſeitigte. Es geſchah wol daß Alfieri, gereizt durch den Tadel und unmuthig über vorgeſchlagene Aenderungen, aufſprang, Hut und Stock ergriff, aus der eigenen Wohnung weglief den kritiſchen Freund in der Stube allein laſſend, und dann nach einiger Zeit ruhig geworden heimkehrte um deſſen Rath zu befolgen. Franzöſiſchen Bekannten ſtellte er ihn vor mit den Worten: Voici ma blanchisseuse. Und indem er ihm eine ſeiner bei Didot gedruckten Schriften ſandte, bat er ihn ſie als eine ſchwache Huldigung ſeiner Freundſchaft anzunehmen, wie als Beweis

ſeiner Dankbarkeit für die bei der mühevollen Arbeit der Correctur ihm geleiſtete Hülfe.

Wie Pindemonte den Werken des Freundes mit Rückſicht auf Formvollendung, dieſem überhaupt durch das verſtändig liebenswürdige Maßhalten in ſeiner ganzen äſthetiſchen Erſcheinung und Richtung förderlich war, ſo empfand er hinwieder den wohlthätigen Einfluß des männlich kraftvollen Geiſtes und des ſchroffen aber edlen und in ſich klaren Weſens des Freundes. Alfieri hat das große Glück gehabt, ſo in der Frau an die er ſein Geſchick knüpfte, wie in den beiden Freunden die ihm am nächſten getreten ſind, gleichſam eine Ergänzung und Vermittlung ſeines Ich zu finden. Die literariſchen Bekannten Alfieri's und der Gräfin von Albany wurden auch die Pindemonte's, und Dieſer, welcher einſt in Rom bei dem Botſchafter Ludwigs XVI, dem Cardinal de Bernis, wohl aufgenommen geweſen war, folgte in Paris den berühmten literärgeſchichtlichen Vorträgen, welche La Harpe am Lyceum hielt. Abends waren Beide meiſt zuſammen bei der Gräfin, und nachdem die Beſucher ſich entfernt hatten, nahm Alfieri, wie Pindemonte zu erzählen pflegte, am Kamin ſitzend eine Taſſe Chocolade, eine Sitte welcher er bis zu ſeinem Lebensende treu blieb, während der Andere eine Omelette ſoufflée verzehrte.

Die politiſchen Ideen der beiden Freunde ſtimmten mit einander überein. Aber Pindemonte, wie in Allem milder, ruhiger, bedächtiger, war auch in der Politik ferne

von Alfieri's Leidenſchaftlichkeit. Folge dieſer größern Milde und Ruhe war daß, während in ſeiner ſpätern Faſe Alfieri, wenigſtens für oberflächliche Beobachter, in ein anderes Extrem überging, Pindemonte, obgleich voll Entſetzens und Abſcheus ſich wegwendend von den Greueln und Verbrechen der Revolution, bis an ſein Lebensende den politiſchen Grundſätzen ſeiner frühern Jahre in ſtandhafter Mäßigung treu blieb. Die Eröffnung der Generalſtaaten, als die Morgenröthe des Heils begrüßt, gab ihm Anlaß zu einer Dichtung die mit einem Bilde begann. Eine Frau, glänzender als die Sonne, die goldnen Locken vom Morgenwind bewegt, leuchtend die Augen in milde glühendem Feuer, war ihm auf Helvetiens Bergen erſchienen, und er hatte ihr zugerufen, am Ufer der Seine verlangten nach ihr tauſende und aber tauſende von Stimmen, und gelobten ihr Tempel und Altäre, Prieſter und Hymnen; und zweifelnd und mit einem Seufzer hatte ſie geantwortet auf die Frage ob ſie dort ihre Wohnung aufſchlagen werde. Dieſe Dichtung, welche das königliche Paar und die, ach! wie raſchem Untergange geweihten Größen jener Zeit feiert, unter ihnen den Genfer Miniſter und den kühnen La Pérouſe, hat einen wehmüthigen Klang inmitten der feſtlichen Freude: es durchweht ſie wie eine Ahnung nahenden Unglücks, während der Dichter den guten Genius und den böſen des unſterblichen Stammes der Lilien in den Lüften mit einander kämpfen ſieht.

Die beiden Freunde waren bei der Erſtürmung der

Baſtille zugegen geweſen, und ſie hatten mit gejubelt, aber bald erſchien ihnen das was im Lande, Paris voran, ſich zutrug, in anderm Lichte. Sie ſahn die Auswanderung mit dem Grafen von Artois und den Polignac's anheben; ſie ſahn den König im Stadthauſe und die beginnende Auflöſung einer regelmäßigen Regierung durch die Einmiſchung der verſchiedenen Gewaltmachten, welche, die Aſſemblée zum Muſter nehmend, ſich bis zu den Handwerkern und den Lakaien herab bildeten und deliberirten; ſie waren Zeugen des Anfangs der Straßenunruhen und der blinden Wuth der Factionen, der Mishandlungen und Feuersbrünſte auf dem Lande, des Mordes Foulon's und Berthier's de Sauvigny, dann der Auguſtnacht welche die Abſchaffung der Privilegien, der herrſchaftlichen Rechte, der Zehnten u. a. nebſt der Erklärung der Menſchenrechte brachte. In den Straßen von Paris wurden Alfieri und Pindemonte vom bewaffneten Pöbel im Wagen angehalten: zur rechten Zeit noch mäßigte der Ruhigere und Bedächtigere der Beiden des Andern Grimm, und ſie kamen los, buchſtäblich mit Geld und guten Worten. Zu Anfang Septembers deutete die Frage des ſuſpenſiven Votums ſchon an, wohin, mit raſchen Schritten, die Umwälzung ging. Pindemonte hatte keine Luſt, den Dingen länger zuzuſehn und begab ſich nach England. Am 7. November 1790 ſchrieb Alfieri ihm nach London, er und die Gräfin von Albany hofften ihn dort im folgenden Frühling wiederzuſehn, »wenn wir dieſer inquiſitoriſchen, galgenſüchtigen,

räuberiſchen Freiheit mit dem Kopf auf den Schultern entgehn können.« Es war in halbem Scherz geſagt: es ſollte bittrer Ernſt werden.

Am Tage nach der gewaltſamen Wegführung des Königs und der königlichen Familie von Verſailles nach Paris durch die wüſten blutgierigen Pöbelmaſſen, welche, über die Schwäche Lafayette's triumfirend, im Vorzimmer der Königin die Nobelgarden mordeten (6. October) hatte der Maler David, welcher ſein unleugbares Talent den wildeſten Exceſſen der blutigſten Umwälzung dienſtbar machte, an der Tafel bei der Gräfin von Albany geſagt: Es iſt ein großes Unglück daß dieſe Megäre — er meinte Marie Antoinette — nicht von den Weibern erwürgt oder zerriſſen worden iſt, denn ſo lange ſie lebt wird hier keine Ruhe ſein. Die Gräfin und Alfieri hatten einander und die Gäſte erſchrocken angeſehn, und einer der letztern, ein Florentiner Namens Mazzei, polniſcher Agent am franzöſiſchen Hofe, glaubte über den Eindruck wegzukommen indem er bemerkte, Künſtler und Dichter pflegten etwas vom Narren an ſich zu haben wie vom Profeten.

Im Herbſte 1790 beſuchte die Gräfin mit ihrem Freunde die Normandie, im folgenden Frühling England. Es war Alfieri's vierte Reiſe nach dem Lande wo er ſo ſeltſame Abenteuer beſtanden hatte. »Wir nahmen, ſagt

er, unſere Pferde mit, und entließen unſern pariſer Hausſtand. Das Land gefiel meiner Dame in mancher Hinſicht ſehr, in andern gar nicht. Ich, ſeit meinen beiden erſten Beſuchen bedeutend gealtert, bewunderte es noch, obgleich weniger, in Bezug auf die moraliſchen Ergebniſſe der Regierung, aber Clima und Lebensweiſe behagten mir immer weniger: das lange Tafeln und die ſpäten Stunden; eine Lebensweiſe die der Arbeit und dem Geiſt ebenſo feindſelig iſt wie der Geſundheit. Nachdem für meine Dame die Neuheit vorüber war, und da die Gicht, auf dieſer Inſel einheimiſch, mich ſehr quälte, hatten wir bald genug an unſerm engliſchen Aufenthalt. Im Juni ereignete ſich des franzöſiſchen Königs Flucht nach Varenne und gezwungene Rückkehr, ein Ereigniß welches den Horizont der franzöſiſchen Angelegenheiten immer mehr verfinſterte. Wir waren pecuniär ſehr dabei ins Mitleiden gezogen, denn zwei Drittel unſeres Einkommens beſtanden in franzöſiſchen Renten. Die baare Münze war verſchwunden und hatte dem Papiergeld Platz gemacht, zu welchem man immer geringeres Vertrauen hegte, ſo daß man mit jeder Woche ſeine Habe ſich mindern ſah, erſt um ein Drittel, dann um die Hälfte, dann um zwei Drittel, und ſo fort im ſchönſten Zuge auf das Nichts zu. Durch dies unvermeidliche Geſchick beide betrübt und genöthigt, beſchloſſen wir demſelben zu gehorchen und nach Frankreich zurückzukehren wo allein wir mit unſerm ſchlechten Papier leben konnten. So beſuchten wir denn im Auguſt Bath, Briſtol und

Oxford, kehrten nach London zurück und schifften uns in Dover ein.«

In einem ausführlichen Tagebuch hat die Gräfin von Albany die Wanderung durch einen Theil Englands beschrieben, deren ihr Freund nur in der Kürze gedenkt. Am 20. Juli verließ sie mit diesem London und ging nach Park-Place zu einem Besuche beim General Conway. Am 22. war sie in Oxford wo sie mehre der Colleges besichtigte, namentlich durch Christ-Church angezogen, die berühmte Schöpfung Cardinal Wolsey's. Auch die Bibliotheken besuchte sie, und die Unterschriften derer welche Carl's I Todesurtheil vollzogen, erregten ebensosehr ihre Aufmerksamkeit wie die Arundel-Marmore, heute noch ein glänzendes Zeugniß der Kunstliebe des Obermarschalls unter dem unglücklichen Könige, Thomas Howard Grafen von Arundel. Tags darauf besuchte sie Blenheim, den großartigen Landsitz des Herzogs von Marlborough, dann Slow, den Sitz des Herzogs von Buckingham. »Tritt man, sagt sie, in diese großen ländlichen Paläste ein, so glaubt man sich in einer Einöde zu befinden: jeder hat sich in einem Winkel eingenistet, und der größte Theil bleibt leer. Ein französisches Haus ist sehr verschieden. Sind nur drei Leute drin, so scheint's weit bewohnter als ein englisches.« Am 25. war sie in Deventry, dann in Birmingham, wo sie mit den Richtern zusammentraf welche in der famösen Riotsache, aus Anlaß des am 14. Juli zu Ehren der französischen Revolution gegebenen Diners, Recht zu sprechen

hatten. Dann Upton, Worceſter, Newport, Gloceſter, Briſtol, wo der Anblick der coloſſalen Handelsthätigkeit dieſes damaligen Stapelplatzes des oſtindiſchen Handels ſie in Staunen verſetzte.

Am 1. Auguſt wurde Bath erreicht welches den Reiſenden einen angenehmen Eindruck machte. Bath, ſagt die Gräfin, iſt die beſtgebaute Stadt in England und namentlich im Winter ſtark beſucht. Die engliſche Welt hofft hier die Langeweile los zu werden die ſie zu Hauſe verfolgt — es giebt keine Nation die dem Vergnügen mehr nachrennt und es weniger findet. Am 5. war das Paar in Marlborough, am 6. in Reading wo mehre Luſtſchlöſſer der Umgebung beſucht wurden. Am 7. waren ſie in Windſor. Die Ausſicht von der Terraſſe, obgleich ſchön, ſchien der Gräfin jener von St. Germain nicht vergleichbar. Die Gemälde intereſſirten ſie, namentlich die Porträts, und neben denen von Rubens und Van Dyck feſſelten auch die von Sir Peter Lely ihre Aufmerkſamkeit. In dieſem Schloſſe erinnerte ſie ſich lebendig der Stuarts und ſtellte Betrachtungen an über den glänzend luſtigen Hof welchen Carl II, an das franzöſiſche Geſellſchaftsleben gewöhnt, daſelbſt hielt, und den ruhig eingezogenen König Georg's III. In Salthill beſuchte ſie Herſchel's Sternwarte und war entzückt von der Anſpruchloſigkeit des großen Aſtronomen, der von ſeinen wichtigſten Entdeckungen ſprach als handelte es ſich um die gewöhnlichſten Dinge. Hampton-Court bot der Gräfin manches dar was ſie bewunderte, reizte ſie aber

auch zu ſcharfer Kritik. Die endloſe Enfilade von Sälen oder vielmehr von ordinären Zimmern war keineswegs nach ihrem Geſchmack. Wollte man, meinte ſie, Ludwig XIV, den Tonangeber für ganz Europa, und Verſailles nachahmen, ſo hätte man's mit mehr Geſchmack und Großartigkeit thun ſollen. Unter den Gemälden intereſſirte ſie manches, vor allem aber Carl's I Bildniß von Van Dyck. Die Raffaeliſchen Cartons waren damals noch nicht in Thomas Wolſey's Schloſſe aufbewahrt: die Gräfin von Albany hatte ſie in Windſor bewundert wo ſie ſeit Carl's I Tagen ſich befanden.

Das engliſche Leben, namentlich das Geſellſchaftsleben, misfiel der Gräfin von Albany höchlich. Sie konnte ſich an Sitte und Stunden-Eintheilung nicht gewöhnen. Neun Monate, ſagt ſie, bringen die Engländer auf dem Lande zu, was noch das beſte ſein mag; während der drei übrigen Monate leben ſie in der Hauptſtadt in einem beſtändigen Wirbel. Morgenſtunden giebt's nicht. Da die Frauen um viere zu Bette gehn, ſtehn ſie natürlich nicht vor Mittag auf; von zwei Uhr an nehmen dann Beſuche und Spazierfahrten jeden Moment in Anſpruch: letztere, und Bewegung überhaupt, ſind durchaus nöthig, bei dem feuchten dunſtigen Clima, dem Mangel an Sonne, der ſchweren Koſt. Menſchenmaſſen, keine Geſelligkeit: ſo ſind die Soiréen beſchaffen. Dazu ſind die Häuſer unbequem, indem ſie wegen des hohen Preiſes des Erdreichs zu ſehr in die

Höhe gebaut, und wegen der Fenstertaxe mit zu wenig Fenstern versehn sind.

Das einzige wahrhaft Gute in England, fährt sie fort, ist die Freiheit. Das Maß derselben ist so groß als ein Volk überhaupt ertragen kann. Das Volk empfindet diesen Vorzug, aber während es die Unterschiede der Classen bereitwillig anerkennt, giebt es jedem was ihm gebührt. Das Bewußtsein der Gleichheit vor dem Gesetz giebt dieser Nation, die für die Freiheit geboren, eine Sicherheit die mit lebendigem Rechtsgefühl verbunden ist. Unter einer tyrannischen Regierung würde dies Land sehr tief stehn. Das Clima ist schlecht, der Boden nur theilweise fruchtbar. Das Volk hat durchaus keine Einbildungskraft; es ist moros und geldsüchtig, was sich freilich durch die Theurung selbst im gewöhnlichen Leben erklärt. Für die schönen Künste haben die Engländer keine Empfindung, wie sie denn auch in deren Ausübung sehr zurückstehn. Sie kaufen Gemälde in Masse auf, aber Gemälde sind ihnen nur ein Luxusgegenstand.

Ueber den Londoner Aufenthalt enthält dies Tagebuch übrigens nur wenig, indem es unvollständig ist und blos einiger Kunstsachen erwähnt. Ueberhaupt scheint die Kunst damals schon die Aufmerksamkeit der Gräfin von Albany in hohem Maße auf sich gezogen zu haben. Aus Anlaß einer der Londoner Sammlungen entwirft sie eine ausführliche Karakteristik Rubens', seines Genius und seiner

Praxis, mit beſonderer Berückſichtigung ſeiner Antwerpener Bilder, unter denen die Kreuzabnahme als der Gipfelpunkt ſeiner Kunſt erſcheint.

Während des Londoner Aufenthalts fand ein Ereigniß ſtatt, deſſen Alfieri nicht erwähnt, das aber unter den vielen ſeltſamen Zügen des Schickſals, die das Leben der Gräfin von Albany ſo merkwürdig machen, nicht in letzter Reihe ſteht. Am 19. Mai wurde ſie von der Königin Caroline und Georg III empfangen. Die Witwe Carl Eduards bei den Sproſſen des Hannöver'ſchen Hauſes! Es iſt nicht anzunehmen, daß der Schritt von Vielen gebilligt worden ſei, welche immer die politiſche Anſicht ſein mogte. »Die Gräfin von Albany — ſchreibt Horace Walpole an Miß Berry — iſt nicht nur in London, ſondern in dieſem Moment wahrſcheinlich im Palaſt von St. James. Keine Revolution nach Art der franzöſiſchen hat ſie »reſtaurirt«, ſondern das karakteriſtiſche Zu-oberſt-zu-unterſt unſerer Zeit. In den letzten zwei Monaten iſt der Papſt in effigie in Paris verbrannt worden, Madame du Barry hat beim Lord Mayor von London geſpeiſt, und die Witwe des Prätendenten wird der Königin von Großbritannien präſentirt! Ihres Urgroßvaters Großnichte, die junge Gräfin von Aylesbury (Lady Anne Rawdon, Schweſter des erſten Marquis von Haſtings) ſtellt ſie vor. Daß Neugierde ſie hergeführt, wundert mich nicht ſehr, minder noch daß ſie ihren Mann verabſcheute. Aber dieſe neue Art ſein Erſtgeburtrecht geltend zu machen, ſcheint mir ein ſchlechtes Compliment für

ſeine Familie und kein Beweis von gutem Geſchmack.« Und dann: »Ich habe genaue Auskunft über das Zuſammentreffen der beiden Königinnen erhalten, von Einem der zugegen war. Die Königin-Witwe wurde als Fürſtin Stolberg angemeldet. Sie war ſehr gut gekleidet und nicht im geringſten verlegen. Der König ſprach viel mit ihr, aber über ihre Reiſe, über die See und andere allgemeine Dinge; ebenſo die Königin, jedoch weniger. Dann ſtand ſie zwiſchen den Herzogen von Gloceſter (William, jüngerer Bruder Georg's III) und von Clarence (Wilhelm IV), und hatte eine längere Unterredung mit beiden. Sie mag erſtern in Italien gekannt haben. Mit den Prinzeſſinnen ſprach ſie nicht; vom Prinzen (von Wales) vernahm ich nichts, aber er war zugegen, und hat wahrſcheinlich mit ihr ſich unterhalten. Die Königin blickte auf ſie mit großem Ernſt. Das Ereigniß noch ſeltſamer zu machen, iſt's heute der Königin Geburtsfeſt. In der Oper wurde Madame d'Albany in die königliche Loge geführt.« Am 10. Juni wohnte ſie der Schließung des Parlaments bei — es war der Geburtstag Jakob's III. Unter den andern Damen ſaß ſie am Fuß des Thrones, der dem Geburtrechte nach ihrem Gemal gehört hatte, und auf welchem Georg III die Krone der Stuarts trug.

Nur ungerne verweilt man bei dieſer Epiſode des Lebens einer ſonſt verſtändig taktvollen Frau. Ein Beſuch in Schottland, welchen die Gräfin und Alfieri beabſichtigten, unterblieb, wie es in dem erwähnten Tagebuche heißt,

wegen des ſchlechten Wetters. Welche eigenthümlichen Eindrücke mußte das Land, dem die Stuarts entſtammten, auf Carl Eduard's Witwe gemacht haben! Doch wer weiß — denn das von jeher lockere Band ſchien ja beinahe ihrer Erinnerung entſchwunden zu ſein.

Auf der Rückreiſe über Belgien verweilte die Gräfin in Brüſſel wo ihre Mutter und zwei ihrer Schweſtern lebten. Der nächſtfolgende Winter war der letzte des pariſer Aufenthalts. Er verſtrich mehr als die früheren in der Zurückgezogenheit, obgleich Geſellſchaftsleben, Theater und andere öffentliche Vergnügungen nie, auch nicht in den Zeiten der ärgſten Metzeleien des Terrorismus, ein Ende nahmen. Den »falſchen Freiheitmachern« blieb Alfieri ferne, obgleich er bisweilen den Sitzungen der National-Verſammlung beiwohnte. »Dieſe Sitzungen, ſagt er in der Einleitung zum Miſogallo, waren die öffentlichen Schulen der Unwiſſenheit, der ſozialen Immoralität und der Frechheit. Die Zuſchauer, theils ſtupide Fanatiker theils bezahlte Böſewichter, bildeten das unanſtändigſte Echo des Wahnſinns und der Schamloſigkeit dieſer ruchloſen Comödianten. Mehrmals hörte ich, zu meiner größten Erbitterung, die Deputirten welche dieſen Aufruhrpredigern widerſprachen, durch Drohungen ſchrecken oder mit den gemeinſten Läſterungen verhöhnen.«

Die immer ernſter werdenden Ereigniſſe drängten zu einem Entſchluß. Die Szenen vom 10. Auguſt 1792, das Blutbad der Schweizer, die Gefangenſchaft des Königs, brachten dieſen Entſchluß raſch zur Reife.

Am 18. deſſelben Monats verließen die Gräfin von Albany und ihr Freund Paris. Mit genauer Noth bewerkſtelligten ſie die Abreiſe. Laſſen wir Alfieri die dramatiſche Szene ſchildern. »Die Schwierigkeit war, Päſſe zu erhalten um Paris und das Königreich zu verlaſſen. Endlich hatten wir uns dieſelben verſchafft, und zwar, als Fremde, ich einen vom venezianiſchen Geſandten, die Signora einen vom däniſchen, beinahe die einzigen bei dieſem Schattenbild von König noch gebliebenen Diplomaten. Und mit weit größerer Mühe erlangten wir noch Päſſe von unſerer Comunal-Section welche die vom Montblanc hieß, je für uns beide, für jeden Diener und Kammerfrau, mit dem Signalement eines Jeden, Statur, Haar, Alter, Geſchlecht und was weiß ich Alles. Mit dieſen Sklaven-Patenten verſehn hatten wir die Abreiſe auf den 20. Auguſt, einen Montag, angeſetzt, aber ein warnendes Vorgefühl trieb mich, da wir bereit waren, zwei Tage früher, am Sonnabend nach Mittag zur Abreiſe. An der Barrière blanche angelangt, der nächſten auf der Straße über St. Denis nach Calais, fanden wir nur drei bis vier Nationalgardiſten mit einem Offizier, welcher, nachdem er unſere Päſſe eingeſehn, im Begriff ſtand das Gitterthor des Rieſengefängniſſes öffnen und uns unſeres Weges ziehn zu laſſen. Neben der Bar-

rière aber lag eine Kneipe, aus welcher plötzlich gegen dreißig von den Pöbelhenkern herausstürzten, hemdelos, beſoffen und wie Wüthriche. Als dieſe unſere zwei Wagen erblickten, mit den Imperialen und dem ſchweren Gepäck von Koffern, und mit fünf Perſonen männlicher und weiblicher Dienerſchaft, begannen ſie zu heulen, alle Reichen wollten aus Paris entfliehn, ihre Schätze wegſchleppen, das Volk in Noth und Elend zurücklaſſen. Und nun entſtand ein Zank zwiſchen den wenigen und elenden Gardiſten und den vielen und elenden Kerlen: jene wollten uns ziehn laſſen, dieſe uns zurückhalten. Ich ſprang aus dem Wagen in den Menſchenknäul hinein, alle ſieben Päſſe in der Hand, und zankte und ſchrie und lärmte ärger als ſie: das rechte Mittel mit den Franzoſen fertig zu werden. Und die Päſſe wurden einer nach dem andern durchgeleſen, und wer leſen konnte ſtudierte die Signalements unſerer Perſonen. Voll Aerger und Wuth, in dem Moment der Aufregung die über unſern Häuptern ſchwebende gräßliche Gefahr nicht ahnend oder nicht achtend, ergriff ich dreimal meinen Paß, und ſchrie: Seht, hört! Alfieri iſt mein Name; Italiener nicht Franzoſe; groß, mager, blaß, rothhaarig. Ich bin's, ſchaut mich an! Ich hab' den Paß, ich habe ihn von eurer Obrigkeit empfangen; wir wollen weg, und bei Gott wir werden ziehn. Ueber eine halbe Stunde währte der Straßenlärm: ich zeigte guten Muth und dies rettete uns. Unterdeſſen hatte ſich viel Volks um die beiden Equi-

pagen geſammelt. Die Einen ſchrien: Feuer an die Wagen! die Andern: Steine herbei! Noch Andere: das ſind flüchtige Adelige und Reiche; führt ſie nach dem Hôtel de Ville, dort wird ihnen ihr Recht widerfahren. Der ſchwache Beiſtand der Nationalgardiſten die doch ein Wort für uns einlegten, meine Ausruferſtimme und das fortwährende Berufen auf die Päſſe, und mehr als das die halbe Stunde während welcher die Tigeraffen im Lärmen ermatteten, trugen endlich den Sieg davon. Die Wache machte mir ein Zeichen in den Wagen zu ſteigen, in welchem die Dame, man mag ſich vorſtellen in welcher Stimmung, ſitzen geblieben war; die Poſtillone ſaßen auf, das Gatter wurde geöffnet, und im Galopp ging's hinaus, unter dem Accompagnement von Pfeifen, Fluchen und Heulen des Geſindels.« Zwei Tage ſpäter, und ſie wären als Ariſtocraten eingekerkert worden und wahrſcheinlich dem Mordmeſſer der Septembriſirer zum Opfer gefallen. Alle in ihrer Wohnung zurückgelaſſene Habe ward geplündert, darunter auch Alfieri's gewählte Bücherſammlung und ein großer Theil der eben vollendeten Ausgabe ſeiner Tragödien wie ſeiner übrigen Werke, wovon er nach Jahren nur wenige Reſte wiedererlangte. In mehren Dichtungen, voll Karakter und Feuer leidenſchaftlichen Abſcheus welchen die unerhörten Greuel und die entſetzliche Gemeinheit ihm einflößten, ſchildert Alfieri, der die Freiheit aus griechiſchen und römiſchen Autoren kennen gelernt hatte, das Wirken der Licenz der

er nun Aug' in Auge ſah, dieſe »Dia feroce e torbida«, und die »Mandra assassina«, und den Mord wehrloſer Prieſter und Frauen, unter ihnen der Prinzeſſin von Lamballe die ſeinem eignen Königshauſe angehörte, »Leggiadra donna d'alto sangue nata.« Und höhniſch fragt er, der ſo manche Illuſionen ſchwinden ſah, ob die Gallier Apoſtel der Freiheit ſein könnten, Lehrer für glühende italieniſche Gemüther welche die Welt ſo viel gelehrt, jetzt Sklaven aber Sklaven knirſchend in ihren Ketten. Nicht lange, und es war ihm beſchieden zu ſehn wie dieſe franzöſiſchen Lehren wirkten in ſeiner Heimath!

Dem morderfüllten Paris glücklich entkommen, verbrachten die Reiſenden den September bei der Schweſter der Gräfin auf einem Schloſſe in der Nähe von Ath, einem zwiſchen Mons und Tournai gelegenen Städtchen, ſomit in der Nachbarſchaft des Ortes wo Luiſe Stolberg das Licht der Welt erblickt hatte. Hier erreichte ſie die Kunde der Septembermorde; hier dichtete Alfieri in edler Entrüſtung verſchiedene ſeiner miſogalliſchen Sonette. Ueber Spa, Aachen, Frankfurt, Augsburg, Innsbruck reiſten ſie nach Italien. In Verona machten ſie dem Freunde Pindemonte einen Beſuch. Am 3. November trafen ſie in der toscaniſchen Hauptſtadt ein. Mit lebendigerem wärmeren Gefühl als in den vergangenen Tagen kehrte Vittorio Alfieri nach Italien zurück. In meiner Jugend Tagen, ſagt er, war ich gegen dich, meine Heimath, nicht ſparſam

mit herbem Tadel: gebeugt und gemildert durch lange Erfahrung kehre ich zu dir zurück, und theilnehmender als fremdem Weh erschließe ich deinem Weh das Herz des Sohnes.

Es läßt sich denken welchen wohlthätigen beruhigenden Eindruck, nach den jähen Wechseln, der quälenden Ungewißheit, den heftigen Stürmen, der drohenden Gefahr der letzten Zeiten, der Aufenthalt in Florenz auf Beide machen mußte. Seit zwei Jahren unter dem Szepter eines jungen, wohlwollenden, sehr beliebten Herrschers, Großherzog Ferdinand's III, war Florenz die friedfertigste, heiterste, eleganteste wenn nicht großartigste Residenz Italiens, von Vielen Venedig vorgezogen, wo das System der Regierung und der Reichthum der großen Familien in gleichem Maße ein üppiges Wohlleben geschaffen hatten das ein ganzes Jahrhundert hindurch Genußsüchtige wie Abenteurer aus ganz Europa anlockte, oder Rom, wo bei einer hohen kirchlichen, diplomatischen, feudalen Aristocratie der Glanz und Prunk des geselligen Lebens immer etwas Förmliches und beinahe Ernstes behielt. Die Verwaltung, geleitet von Ferdinand's Oberhofmeister, dem Marquis Manfredini, welcher von den filosofischen Grundsätzen der Encyclopädistenschule und den religiösen Prinzipien der Josefinischen Zeit die stufenweise Annäherung an die verblendenden Theorien

der Revolutions-Epoche, ſoweit ein öſtreichiſcher General und Miniſter eines Erzherzogs ſich dazu bekennen konnte, nicht allzu ſchwierig finden mogte, ſuchte die doctrinäre Starrheit und den reformiſtiſchen Eigenſinn Großherzog Leopold's zu mäßigen und politiſch einen Mittelweg einzuſchlagen, auf welchem man zwiſchen den, auch Italien ſchon bedrohenden Gefahren hindurchzuſchlüpfen hoffte. Ein zahlreicher gebildeter Adel, eine Menge vornehmer Fremden welche die Stadt gerne zu längerm Aufenthalt wählten, manche literariſche Hülfsmittel, ſo wenig günſtig auch Leopold's lange Regierung der Literatur geweſen war, die Regierung deren vielbeſprochene Maßregel, die Aufhebung der Akademie der Crusca, Alfieri einſt in einem ſeiner berühmteſten, eloquenteſten, bitterſten Sonette gegeißelt hatte. So war nicht über Mangel an geſelligen Elementen zu klagen, ja es gab deren vielleicht mehr als Alfieri'n zuſagte, welcher, immer ernſter geſtimmt durch den Ernſt der Zeit, mehr und mehr ſich zurückzog, mehr als in den Wünſchen der Freundin liegen mogte, die ihr Haus gerne zum Mittelpunkt angenehmer Geſellſchaft machte.

Im Herbſt 1793 bezog das Paar ein nicht großes aber ſehr vortheilhaft gelegenes Haus auf dem Quai des Arno, mit der Stirnſeite dem Süden zugewandt, dicht an der Trinità-Brücke, dem unübertroffenen Meiſterwerk Bartolommeo Ammanati's, deren ſo zierliche wie dauerhafte Bogen in dreifacher Spannung den eingedämmten Strom überwölben, mit freier Luft und prächtig maleriſcher Aus-

ſicht auf die anmuthigen Hügel von San Miniato und Belloſguardo und Mont' Oliveto, und den Strom hinab wo der Blick über die immergrünen Boskette der Cascinen ſchweift bis zu den Marmorbergen Seravezza's und Carrara's. Es war eines der Häuſer der Familie der Gianfigliazzi, viel genannt in der mittelalterlichen Geſchichte der Republik und damals dem Erlöſchen nahe, zwiſchen dem größern Gebäude an welchem man nach dem von Donatello gearbeiteten Wappenſchild der Familie ſieht und das Jahre hindurch Ludwig Bonaparte Grafen von St. Leu gehörte, und dem Caſino de' Nobili das gegen die Brücke zu die Ecke bildet, gegenüber dem zinnengekrönten Burgpalaſt der Spini, einem Bau des dreizehnten Jahrhunderts heute Gemeindepalaſt der Stadt, wo damals ein hoher ſeitdem abgetragener Bogen an die Brücke ſich anlehnend den Quai überbaute den er abſperren konnte. Noch heute heißt das in neuerer Zeit vielfach umgebaute und erweiterte Haus Caſa Alfieri, und an den Dichter erinnert die vor einigen Jahren über dem Eingang angebrachte Inſchrift: Vittorio Alfieri principe della tragedia qui con magnanimi sensi molti anni dettò e qui mori.

Es waren für die Gräfin von Albany andere Zeiten, andere Umſtände als die, in und unter denen ſie zwölf Jahre früher den Palaſt Guadagni verlaſſen hatte. Sie war einundvierzig alt, unabhängig, mit unverwüſtlicher innerer Heiterkeit wenngleich geſetzt und ruhig. Ihr Einkommen, durch die Revolutionſtürme ſehr geſchmälert, war

Anfangs nur noch hinreichend um ihrer Stellung gemäß anständig aber eingeschränkt zu leben. Aber theils fanden damals Viele sich in ähnlicher Lage, theils kannte Florenz noch nicht den kostspieligen Luxus des Lebens neuerer Zeiten, obgleich Wohnungen und Villen mit dem prächtigsten und reichsten Hausgeräth und schönen Kunstsachen der klassischen Epoche, und namentlich jener des Rococo gefüllt waren, obgleich Villeggiatur und Spiel hohe Summen verschlangen. Alfieri's Lust am Theater brachte ihn am meisten in gesellige Berührungen. Nicht lange war das Haus am Arno bezogen, so war auch schon eine kleine Bühne in demselben eingerichtet. Im Frühling 1794 rezitirte der Dichter dort, mit einigen jüngern Bekannten, unter denen der nachmals berühmte Rechtslehrer an der pisaner Hochschule, Giovanni Carmignani, und ein junger Franzose der Baron de Baillou, den Saul und den ältern Brutus, und im Jahre darauf den König Filipp, in welchem er die Rollen des Königes und die des Infanten (welche letztere freilich zu seiner Individualität und seinem Alter wenig zu passen schien) abwechselnd übernahm. Diese Liebhaberei war so groß, daß er bei Gelegenheit der berühmten in ihrer Art einzigen Beleuchtung zu Pisa, welche alle drei Jahre zum Sant Ranierifeste stattzufinden pflegt und die Luminara heißt, dort in einer, Literatur und Kunst liebenden Familie, im Hause Roncioni, im Juni 1795 den Saul spielte, seine Lieblingsrolle von der er sagte, alle tragischen Elemente seien darin vereinigt, und

zugleich ſeine letzte dramatiſche Vorſtellung. So konnte er mit Recht ſagen, er ſei auf der Bühne als König geſtorben. Alfieri hielt ſich für einen großen Schauſpieler, wie einſt Voltaire, der namentlich den Sultan in der Zaire mit Leidenſchaft ſpielte und die Stunde der Aufführung nicht erwarten konnte, zur Verwunderung der Lauſanner Straßenjugend die ihn in ſeinem Coſtüme und ſeiner Ungeduld ſah. »Es thut mir leid zu vernehmen, ſchrieb er im April 1795 an Monſignor Angelo Fabroni in Piſa, daß die Erwartung, mich auf der Bühne zu ſehn, ſehr groß iſt. Nichts ſchadet der Mittelmäßigkeit ſo ſehr als für etwas Außerordentliches gehalten zu werden. So bitte ich Sie und Pignotti, und wer mich ſonſt in Florenz ſpielen geſehn hat, mir nicht das nicht wieder gutzumachende Unrecht zuzufügen mich zu ſehr zu loben bevor ich komme, ſondern einfach die Wahrheit zu ſagen, nämlich daß ich meine Rolle weiß und mit Verſtand ſpiele und weiter nichts.« Die Meinung die er von ſeinem Bühnentalent hatte, blickt durch: Solche aber, die ihn ſpielen geſehn, reden von ſeinem hohlen Pathos und der chargirten Declamation. Sein ganzes Weſen macht den Fehler wahrſcheinlich.

Ohne die wachſende Beſorgniß vor den Fortſchritten der franzöſiſchen Revolution, welche, mit der Wegnahme Savoyens und Nizza's beginnend, immer mehr Italien bedrohten, wären die Jahre 1793—1798 zu den ruhigſten und angenehmſten der Gräfin von Albany und ihres unzertrennlichen Freundes zu zählen geweſen. Des Letztern

Drang zur Thätigkeit ſchien ſich mit den Jahren zu ſteigern, inmitten der äußern Ruhe deren er genoß, umgeben von der gewählten Bücherſammlung die er nach und nach erwarb, als Erſatz für die welche zu den pariſer Einbußen gehörte. Noch unter dem lebendigen Eindruck der Greuelſzenen deren Zeuge er geweſen war, verfaßte er bald nach ſeinem Eintreffen in Toscana und vor dem Januartage der eins der größten Verbrechen ſah, die Apologie Ludwig's XVI. »Der Graf Alfieri, ſchrieb die Freundin an Ippolito Pindemonte, trägt mir auf Ihnen zu ſagen er würde ſich glücklich ſchätzen mit Ihnen über Poeſie zu reden: Ihr Urtheil würde für ihn wie der Probirſtein des Geſchmacks ſein. Ich hoffe Sie kommen nach Florenz und hören die von ihm verfaßte Vertheidigungsrede für den König; ſie iſt beſſer als die Deſèzeſche.« »Sie haben einen falſchen Traum in der Schweiz gehabt, hatte ſie ihm, auf ſein ſchon erwähntes Gedicht anſpielend, ein andermal geſchrieben — im Gewande der Freiheit hat die Licenz ſich Ihnen gezeigt und Sie wie viele Andere betrogen.« Dann vollendete er jenen Miſogallo, in welchem der ariſtokratiſche Liberalismus, der in ihm den Grundton bildete, ihn der König- und Freiheitmörderiſchen Revolution den Fehdehandſchuh hinwerfen hieß, mit einer Fluth von Invectiven und Satiren die bisweilen etwas vom Pasquill haben, häufig jedoch voll ſchlagendſter Wahrheit, voll prägnanteſten Sinnes, voll furchtbarſten Ernſtes, voll großartig grimmiger, erhabener Poeſie. Und was

uns heute, wo die Eindrücke abgeſchwächt ſind, ſeitdem ein halber Sieg, vielleicht nur ein Compromiß, uns beruhigt hatte, übertrieben vorkommen mag, war vielleicht nur zu wahr, nur zu nöthig in einer Zeit, wo das Verbrechen ſo frech und nach manchen Seiten hin leider ſo anſteckend, wo Kleinmuth, Unvernunft, Uneinigkeit, Inconſequenz (Toscana konnte davon Beiſpiele bieten!) ſo unendlich betrübend waren.

Um dieſe Faſe in Alfieri's Anſichten und Geſinnungen recht zu verſtehn, muß man ſich ſeinen Karakter und ſein Leben, wie ſein von einer großen Idee durchdrungenes und belebtes dichteriſches Streben vergegenwärtigen. Er hatte in ſeinem Herzen der Freiheit einen Tempel gebaut: ſein Ziel war, die italieniſche Nation zur Freiheit zu erziehn, zu jener Freiheit welche ſich mit der Civiliſation eines Volkes unauflöslich vereinigt und dieſe zu voller Blüte ſich entfalten läßt die nicht ohne das Nationalgefühl beſtehn kann. Wie ſein ganzes Leben den Drang perſönlicher Freiheit, ſelbſt in ſeinen Uebertreibungen und Auswüchſen, offenbart, ſo war ſein Autorleben der Entflammung des Unabhängigkeitsſinnes durch große Beiſpiele geweiht. Und er entlehnte dieſe Beiſpiele gerne der alten Geſchichte Italiens, um den Stolz des Volkes zu erregen das mit ſeiner Herrſchaft auch die antike Cultur über einen großen Theil der Welt verbreitete, und in deſſen Gegenwart er wohl einen lokalen Patriotismus fand, oder, im Gegenſatz zu demſelben, ein durch Nachahmung des Auslands genährtes

und gefördertes Weltbürgerthum, aber kein Nationalgefühl wie es ihm zur Regeneration ſeines Vaterlands nöthig ſchien. »Seit ich die erſte Lebensluft trank, ſagt er einmal, ſeit ich die Gluth der Liebe in geſchriebenem Wort, in kühner zugleich und züchtiger Rede aushauchte, war der Freiheit Lob mein ganzes Sinnen.« »Sklaven verachten und Tyrannen verabſcheuen, war meine ganze Wiſſenſchaft.« Es war eine ideale Freiheit wenn ſie gleich in concreter Form vor ſeiner Seele ſtand. Nur in England fand er eine Annäherung an das was er ſuchte, und daß er es in England fand, in dem Lande und bei dem Volke wo das Gefühl der nationalen Würde und der geſetzlichen Unabhängigkeit, nach innen und außen, lebendiger und kräftiger iſt als irgendwo, giebt uns Aufſchluß über ſeine Anſchauungen.

Dreizehn Jahre ſeines Dichterlebens lagen hinter ihm. Er hatte ſich Bahn gebrochen durch alle Hinderniſſe. Er hatte einen mächtigen poetiſchen Bau aufgeführt. Seine letzte Tragödie, den jüngern Brutus, hatte er zu Anfang Januar 1789 dem »künftigen italieniſchen Volke« gewidmet, den hochgeſinnten freien Italienern, begabt mit Begriff, Wort, Arm, die alle der Gegenwart fehlten. Er hatte in den erſten Reformtagen Frankreichs eine Verwirklichung ſeiner Träume freudig begrüßt. Seine alte tiefwurzelnde Abneigung gegen die Franzoſen, genährt durch das Bewußtſein daß der weitverbreitete Einfluß moderner franzöſiſcher Literatur und Anſichten auf die Beſten ſeiner

Nation weder der Selbſtändigkeit ihrer Richtung noch ihrem Bildungsgange noch der Sprache zugute kommen konnte, begann zu ſchwinden in dem Maße wie die Hoffnung ſich belebte, eine neue und ächtere Civiliſation unter ihnen aufkeimen zu ſehn. Nicht daß er klar geſehn hätte inmitten des plötzlichen Taumels. »Ganz Paris ſoloniſirt, ſchrieb er im April gedachten Jahres an André Chenier der ſich damals in London befand; nach Staaten ſchreien ſie, und wenn ſie ihre Staaten bekommen, und Vernunft und Ausdauer gewinnen, mag das Reich der Willkür ein Ende nehmen. Was kommen wird weiß ich nicht: aber der trübſte Abend kann nicht trüber ſein als die Nacht welche Frankreich umfing.« Und drei Monate ſpäter beſang er wie Pindemonte das ent-baſtillirte Paris.

Nur zu bald aber ſah er wohin die neue Freiheit führte: einem freien und reinen Manne, bemerkte er ſelbſt in einer Gloſſe zu jenen an Chenier gerichteten Zeilen, war's nicht möglich, die Exceſſe der Oligarchie der Schlimmſten vorauszuſehn, noch zu glauben daß die Misregierung und Willkürherrſchaft des franzöſiſchen abſoluten Königthums übertroffen werden könnten. »Auf das erſte Lallen auswendiggelernter Freiheitsworte, ſagt eines ſeiner Sonette, folgten Raub und Mord und Terrorismus parfümirter Barbaren.« »Sind die Gallier frei, ſo bin ich ein niedriggeborner Knecht.« (Liberi i Galli, od io vil servo son.) Dies Wort allein, aus ſeiner tiefſten Seele hervorgegangen, genügt, ſein Gefühl, ſeine Stim-

mung, ſeine Gedanken zu erklären: man würde ihm ſchweres Unrecht thun, wollte man perſönlichen Motiven nachſpähn. Das hohe Götterbild ſeiner Seele war verhöhnt, beſchmutzt, herabgeſtürzt vom Altar, zertrümmert durch das ruchloſe Gebahren Derer, die er mit dem plötzlich entfeſſelten Sklavenheer des Spartacus verglich. Und er fürchtete den Rückſchlag, von Frankreich her, auf das italieniſche Volk das er zu einer andern Freiheit zu erziehn geſtrebt hatte, als jene war deren ſchlangenumſpieltes Meduſenhaupt jenſeit der Alpen geſehn ward.

Er ahnte nicht die ferne Morgenröthe der beſſern Zeit — er ſah und empfand nur die ſchweren Uebel und die grauſen Verbrechen der Gegenwart.

Und eine andere ſchmerzliche Empfindung noch mogte in ihm aufſteigen und den Haß wider die falſche Freiheit entflammen, denn »durch Wermuth wird das Bittre nicht verſüßt.« Er fühlte das Schwinden ſeiner ſchöpferiſchen Kraft inmitten der Negation der er ſich als Autor hingegeben hatte. Es erging ihm wie Ducis der Shakeſpeare-Nachahmer ſich ausdrückte: als er die Atriden in Holzſchuhen in den von Blut ſtrömenden Gaſſen umherrennen ſah, brachte er ſie nicht mehr auf die Bühne. Er half ſich mit Satiren und Epigrammen, in denen er ſeinen tiefen Groll und ſeine herbe Verachtung ausließ, bis ſeine edle Seele, nach einer neuen ihrer würdigen Aufgabe ſuchend, in der mächtig rollenden Fluth der griechiſchen Dichtung ſich badete und kräftigte, indem ſie im Vergeſſen

der ſchuldvoll elenden Vergangenheit unter ewigheiterm Geiſteshimmel ſeine ſchwindenden Jahre tröſtete.

Er begab ſich an die griechiſchen Studien, mit umſo größerm Eifer als es ſpät war, des Freundes Caluſo Rath und Anweiſung oft erbittend und benutzend. Nichts von dem was der Menſch Wiſſen nennt, ſagt er, war mir durchs Ohr ins Herz gedrungen als ich in kühnem Irrthum vom Kothurn Ruhm zu erwerben trachtete: nur Zorn, Freiheit, Liebe erfüllten mich — jetzt ruft die hoheitblickende attiſche Göttin mir ſtrenge zu: erkenne mich und dich! Wenn je, ermaß er jetzt die Lücken der Jugendbildung. Ich wundre mich nicht über Ihre Liebe zu den Muſen, ſchrieb er an Pindemonte, der tüchtigen Werke ſeines Großohms Marcantonio gedenkend, denn Sie haben ſie mit der Milch eingeſogen. Nicht ſo ich, der ich von Vandalen geboren, als Vandale erzogen, ſpäte Anſtrengungen mache mich zu »enteſeln« — weiß der Himmel mit welchem Erfolge. Darauf kommt's indeß nicht an: die Zeit vergeht, und Homer und Pindar ſind beſtändiger Balſam auf die Wunden welche die Attilas und Spartacus uns ſchlagen. Und der lyriſchen Poeſie ward nicht vergeſſen, ſo wenig wie der dramatiſchen. Während er noch, mit einer Gluth der Empfindung die an die Tage ſeines leidenſchaftlich großartigſten Schaffens erinnert, einen Spätling ſeiner Muſe hegte, die Alceſte, Euripideiſchen Fußſtapfen folgend, der Gräfin von Albany als letze Gabe gewidmet, entſtanden viele ſeiner inhaltreichſten Sonette,

welche, pſychologiſch eben ſo merkwürdig wie manche von ihnen dichteriſch ſchön ſind, ſeine Seelenſtimmung in ihrem allmäligen Wechſel und Fortſchritt enthüllen, während Verſtand und Erfahrung den jugendlichen Affekten Schweigen gebieten während die Poeſie noch bei ihm ſteht und im Gewand der Freundſchaft die Liebe. Unter dieſen Sonetten iſt jenes auf die Einſamkeit, in deſſen Compoſition begriffen man ſich ihn denken mag, am Fenſter ſeiner ſchönen Wohnung, den Geiſt ſtärkend, das Auge erfreuend an der anmuthig reichen Szenerie.

Nicht alle, nein, doch Stunden viel' am Tage
Laßt mich allein, und freudig will ich loben
Die Einſamkeit, nicht einſam wenn nach oben
Der Geiſt mich reißt mit mächt'gem Flügelſchlage.

Der Himmelsdom mit ew'gem Sterngelage,
Und Bauten die des Menſchen Hand erhoben,
Geſänge die des Menſchen Geiſt gewoben,
Und Baum und Blume, und Geſchicht' und Sage.

Und Berg und Strom, mit alten junge Zeiten,
Das Menſchenherz, und meiner eignen Seele
Mir ſelber neue unbekannte Seiten:

Dies alles, was in hundertfacher Weiſe
Zu ſtrenger Norm für rechtes Thun ich wähle,
Es wehrt Ermüdung auf der Lebensreiſe.

Während ſolcher Beſchäftigungen und Studien mehrte ſich die politiſche Bedrängniß Toscana's in raſch ſteigendem Maße. Der Neutralitätsvertrag von 1795, in Paris mit Robespierre's Erben durch einen improviſirten Diplomaten, den Grafen Francesco Carletti, der zu den Bekannten der Gräfin von Albany und Alfieri's gehörte, zu nicht geringem Staunen Europa's abgeſchloſſen und Gegenſtand vielſeitigen Tadels, war nur ein unvollkommener Waffenſtillſtand geweſen ohne Sicherheit für die Gegenwart, ohne Gewährleiſtung für die Zukunft. Die beiden großen Gegner, Großbritannien und Frankreich, verſetzten durch ihre Forderungen und Drohungen den Großherzog und ſeine Regierung faſt in gleichem Maße in Verlegenheit. Im Juni 1796 beſetzte eine franzöſiſche Diviſion, von Bologna her auf der piſtojeſer Straße den Apennin überſchreitend, Livorno, wo aber die gehoffte reiche Beute ihr großentheils entging, indem die engliſche Flotte, mit den meiſten Waaren des Entrepots beladen, die Anker lichtete als die Franzoſen einzogen, die indeß doch noch genug zu confiſciren fanden. Napoleon Bonaparte ſtattete damals dem Großherzog Ferdinand einen Beſuch in Florenz ab: wie waren die Verhältniſſe verändert, als Beide nach Jahren einander wiederſahn! Noch einmal gelang es der toscaniſchen Regierung einen Scheinfrieden herzuſtellen, und im folgenden Frühling war das Land wieder frei von fremden Truppen — welcher Beſtand war aber zu erwarten in jenen Tagen, als die Schlacht von Rivoli dem

langen Widerſtande Mantua's ein Ende machend den Oeſtreichern den Reſt der Lombardei nahm, als die älteſte der Republiken, Venedig, unterging, als die Cispadaniſche dann Cisalpiniſche Republik gegründet ward, als der Vertrag von Tolentino dem Papſte Bologna, Ferrara und die Romagna entriß und ihn durch die Kriegsſchatzung an den Bettelſtab brachte, als der Vertrag von Campoformio einen Nothfrieden erklärte, deſſen Mangel an feſter Grundlage Keinem ein Geheimniß ſein konnte?

In der That brachte das folgende Jahr 1798 nur noch ärgere Verwicklungen, nothwendige Folgen des unaufhaltſamen Vordringens der revolutionären Idee, die ſich nicht damit begnügte Ober-Italien zinsbar gemacht zu haben, die in Rom und in Neapel ihr Geſetz zu verkünden eilte. Der heilige Stuhl war umgeſtürzt und Rom ſklaviſch democratiſirt: ringsumher, wie Alfieri ſagt, Elend, Schmach, Entrüſtung. Der König von Sardinien, Carl Emanuel IV, ſeit dem 9. Dezember 1798 durch das Directorium entthront, ſuchte um dieſe Zeit eine temporäre Zuflucht in Florenz und bewohnte eine Zeit lang jenes ſchöne Luſtſchloß Poggio imperiale, das von der Erzherzogin Maria Magdalene von Oeſtreich, Cosmus' II Medici Gemalin, den Namen hat und zu welchem vom römiſchen Thore der Stadt aus die lange prächtige Allee von Cypreſſen und immergrünen Eichen führt. Hier war's wo Alfieri bei ihm die bekannte Audienz hatte, die der König, auf ſeines ehemaligen Unterthans Maximen und Schriften

anſpielend, mit den Worten: Ecco il tiranno! eröffnete. »Ich hatte doppelte Verpflichtung ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen, ſagt der Dichter; er war mein Souverän geweſen, und er war im Unglück.« »Die ſavoyiſche Königsfamilie, ſchrieb er einmal lange zuvor während der Regierungszeit Victor Amadeus' III, iſt im Allgemeinen gut, namentlich im Vergleich mit den meiſten andern jetzt regierenden Häuſern. So dieſer König wie ſein Vater hatten die beſten Abſichten; ihr Wandel war muſterhaft ſittlich, und ſie erzeigten dem Lande mehr Wohlthaten als ſie ihm Schaden brachten.« Carl Emanuel — ſagt ein neuerer Hiſtoriker Piemont's, Luigi Cibrario, über dieſen Fürſten, den Zögling des berühmten Cardinals Gerdil — war lebhaften Geiſtes und vereinigte aufrichtige Frömmigkeit mit ſtrengſter Rechtlichkeit. Aber ſeine ſchwache Körperbeſchaffenheit, bei anhaltendem Nervenleiden, raubten ihm die Kraft und den Muth die nöthig geweſen wären dem Andrang ſo ſtürmiſcher Zeiten zu begegnen, und, wie er ſich ausdrückte, die Dornenkrone zu tragen die ſein Vater ihm überantwortet hatte.

Alles Temporiſiren und alle Neutralitätsverſuche retteten den Großherzog Ferdinand nicht vor dem gemeinſamen Geſchick der italieniſchen Souveräne. Während das franzöſiſche Directorium ihn zu einer förmlichen Allianz drängte die aber auch nur ſeine Knechtſchaft beſiegelt haben würde, und ſeine Unterthanen wider ihn aufzuhetzen ſuchte, was aber ungeachtet der perfiden Unterſtützung durch Refugiés aus andern Theilen Italiens nur ſehr unvollkommen ge-

lang, beſetzten gegen Ende des Jahres 1798 die Neapolitaner, im Bunde mit England, Livorno und gaben ſo den Anlaß zum Einſchreiten der Franzoſen die nur auf eine Gelegenheit warteten. Am 25. März 1799 zogen ſie in Florenz ein, wo der Geſandte des Directoriums, der nachmals in Teutſchland, ſeiner Heimath, vielgenannte Reinhard, nach der Sitte der damaligen franzöſiſchen Diplomatie die Pfade geebnet hatte. Großherzog Ferdinand, welchem ein Adjutant des commandirenden Generals Gaultier in dem von franzöſiſchen Truppen beſetzten Palaſt Pitti die Weiſung brachte binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlaſſen, ging nach Wien, wohin ihm ſpäter manche der Beſten des toscaniſchen Adels folgten. Sein Oberſthofmeiſter Manfredini und die Miniſter, unter ihnen Vittorio Foſſombroni und Neri Corſini, ſuchten in Sizilien eine temporäre Zuflucht. Alfieri, deſſen Haß gegen die Nation bekannt, deſſen verächtlicher Abſcheu gegen ihre Grundſätze und Handlungen nie verhehlt war, mogte wol einen Augenblick Beſorgniß vor Beläſtigung hegen. Mehr aber als Beſorgniß wirkte bei ihm der Widerwille gegen den bloßen Anblick der Weltbeglücker. Wenige Stunden vor dem Einzug der Truppen verließen die Gräfin von Albany und er die von allem ihrem Eigenthum entblößte Wohnung und bezogen eine Villa in der Nähe der Stadt, auf jenem, Florenz von der Nordweſtſeite begrenzenden, mit Landhäuſern inmitten blühender Gärten bedeckten Hügel von Montughi, der nach dem teutſchen Markgrafen

Hugo der Chroniken und der Göttlichen Comödie benannt iſt, wo Lorenzo de' Medici Catherinens Vater, und Pauline Bonaparte Borgheſe vergebens Geneſung ſuchten. Hier brachten ſie, in der Nähe des ſchöngelegenen Kapuzinerkloſters, wenn nicht ruhig doch unangefochten, die drei Monate zu während deren die Feinde in Florenz ihr Unweſen trieben. »Wir waren Beide, ſagt Alfieri, unausgeſetzt mit Literatur beſchäftigt, denn die ſüße Hälfte meiner ſelbſt, in der teutſchen und engliſchen Sprache hinlänglich bewandert, des Italieniſchen ebenſo mächtig wie des Franzöſiſchen, kennt die Literatur dieſer vier Nationen gründlich, und hat von der altklaſſiſchen wenigſtens durch Ueberſetzungen einen Begriff. Da ich ſomit über Alles mit ihr reden, und ſo Geiſt wie Herz befriedigen konnte, war ich nie glücklicher als wenn ich mit ihr allein lebte, ferne von allem Unheil menſchlichen Treibens. So war's auf der gedachten Villa, wo äußerſt wenige unſerer florentiner Bekannten uns beſuchten und ſelten, um nicht den Verdacht der militäriſchen und Advocaten-Tyrannei zu wecken welche von allen politiſchen Misgeburten die monſtruöſeſte, lächerlichſte, traurigſte, unerträglichſte iſt, und mir wie ein Tiger erſcheint dem ein Kaninchen zum Kornak dient.« Und am 27. Juli in einem Briefe an Caluſo: »Die Signora iſt wohl geblieben, und mein Troſt, mein Stab, der Anker meines Lebens geweſen, wie ich vielleicht der des ihrigen. Zu Zweien tragen ſich manche Laſten, die man einzeln abwerfen würde weil die Mühe größer iſt als der Nutzen.«

In dieſen Zeiten war's wo Alfieri, nachdem er es aufgegeben hatte ſich mit der tragiſchen Poeſie zu beſchäftigen, umſomehr ſich der Lyrik zuwandte, in welcher er von jeher ſeinen innerſten Empfindungen und Gefühlen, wie ſeinen Anſichten über das was er erlebte und was ihn umgab, Worte zu leihen gewohnt geweſen war. So kommt es denn daß ſeine lyriſchen Poeſien, namentlich ſeine Sonette, deren Entſtehungszeit großentheils bekannt iſt, gleichſam eine zweite Selbſtbiografie bilden die der erſten und eigentlichen an Leben, Farbe, Wahrheit nicht nachſteht. Denn wenige Dichter ſind ſubjektiver als Alfieri. Je lebendiger ſeine Freude an dem Aſyl das er und ſeine Gefährtin gefunden, um ſo bitterer der Groll ſich auch in dieſem Hafen von den Stürmen bedroht, auch hier die ſchöne Ruhe gefährdet zu ſehn die er für ſeine noch übrigen Tage zu finden gehofft hatte. Stets hatte er für Toscana warme Zuneigung empfunden, die Zuneigung aller Dichter und Künſtler zu dem Lande unter deſſen Himmel Poeſie und Kunſt ihre reichſten Blüten getrieben, Hellas allein vergleichbar, das, erſt in Toscana von ihm kennen gelernt, gleichſam damit zuſammenſchmolz. Nicht minder als der ſchöne Himmel und das ſchöne Land, feſſelte ihn die unvergängliche Anmuth der Sprache, nicht an Schrift und Bildung gebunden, ſondern hinabſteigend ins Volk, in ihren überraſchenden Wendungen und bezeichnenden Eigenthümlichkeiten der Spinnſtube der Städterin angehörend

und in höherm Grade noch dem Pachthofe des Landmanns. »Deh, che non è tutto Toscana il mondo!« So hatte er einſt ausgerufen, angezogen von dem »giocondo parlare, a un tempo armonioso e grande«, und indem er Vorzüge und Fehler der einzelnen Theile Italiens bezeichnete, erkannte er an den Florentinern »il pregio del bel dire«. Er ward nie müde dieſe Sprache zu preiſen, und während er deren attiſche Feinheit im Munde der Kammerfrau Monna Nera bewunderte, die beim Nähen ihn toscaniſche Formen lehrte, klagte er daß er, ergrauend, die Sprache noch nicht kenne in der er ſchreibe, und daß er nichts ſei als ein toscaniſch Reis auf unedlen Stamm gepfropft. Und er hatte das »celeste azzurro d'ogni nebbia mondo« geprieſen, und das »beato nido« wo ringsumher die ſanften Hügel grünten und blühten, während die Sonne die Schneemaſſen der Berge blendend leuchten ließ. So hatte er, Jahre zuvor, Siena beſungen, die gethürmte Stadt auf ihrem Hügel ſitzend, wo die ſchutzlos in der Welt umherirrende Corteſia ihren Wanderſtab geraſtet, und Piſa wo das Kampfſpiel auf der Brücke ihn an vergangenen Kriegsruhm erinnerte und wo er an der Arno-Mündung langſam durch die Pinienwaldung und den Strand entlang zu reiten pflegte, denkend an die entfernte Geliebte.

Sein Fühlen und Denken, ſeine Wehmuth und Freude nicht nur ſpiegeln dieſe Gedichte: die Zeitgeſchichte ſpiegelt

ſich in ihnen mit all ihrem Weh, ihren ſteten Sorgen, ihren immer wieder erneuten Bedrängniſſen und zerſtörten Hoffnungen. Die Schärfe der Entrüſtung waltet vor in dieſen Verſen. Wer aber, der ſich die Tage vergegenwärtigt wie ſie ſeit dem Rückzug der Verbündeten aus der Champagne, ſeit dem Baſler Frieden, unter der Herrſchaft der Directorialpolitik, zur Zeit des Abkommens von Campoformio unaufhaltſam dem Siege des Prinzips der Revolution durch den traurigen Lüneviller Frieden, in Anarchie wie in Despotismus, in die Hände arbeiteten, wird heute noch, wo ähnliche Zuſtände anzuklopfen drohen, mit Alfieri rechten? Er erkannte klar die Schmach der Zeit. »In verſchuldete Knechtſchaft verwickelt, ſchrieb er nach dem Fall Venedigs, werden wir Alle zum Hohngelächter der Nachwelt werden. Alle, um unſerer Feigheit willen, ehrlos, jeder auf ſeine Weiſe, Sieger wie Beſiegte.«

Bisweilen ſtiegen dann tröſtende Viſionen vor ſeinem Geiſte auf, und wie er ſie herbeirief ſah er auch ſchon beſſere Zeiten, ſah ſeine Heimath glorreich und groß, geſtärkt durch ſeinen kräftigenden und moraliſchen Einfluß. In ſolcher Stimmung dichtete er die ſchönen Zeilen an das wiedererſtandene Italien der Zukunft die den Miſogallo ſchließen.

Einſt kommt der Tag, der Tag wird wiederkehren,
Wo mein Italien, endlich neubelebt,
Zu feigem Streit nicht, nicht mit fremden Wehren,
Wider die Gallier ſich zum Kampf erhebt.

Kein eitles Wort mehr wird das Volk bethören;
Zwiefach geſpornt, ha, wie's vor Eifer bebt!
Der alten Kraft gedenk und meiner Lehren
Hat's neuen Ruhm für ſich und mich erſtrebt.

Und glühend dann von jenem heil'gen Feuer
Das ſeiner Ahnen Thun in mir entzündet,
Wie Speere braucht's die Klänge meiner Leier.

Schon tönt ſein Ruf: Mein Sänger, mir geboren
In ſchnöder Zeit, die Zeit die Du verkündet,
Dein ehern Lied hat ſie heraufbeſchworen.

Sechſter Abſchnitt.

Vorübergehende Reſtauration
und Königreich Etrurien. Geſellſchaft und Literatur.
Der Cardinal von York und das Conclave.
Alfieri's letzte Tage und Tod.
1799—1803.

Die Folgen der dreitägigen Schlacht an der Trebbia welche Macdonald vom 18. zum 20. Juni 1799 verlor, zwangen die Franzoſen zur Räumung Toscana's. Während das Glück ihnen im obern Italien unhold zu werden begann, hatte diesſeit der Apenninen jener merkwürdige Aufſtand des Landvolks und der Freiſchärler ſich erhoben, welcher unter dem Rufe: »Viva Maria« im obern Arnothal entſtanden, ſich bis zur Grenze der römiſchen Campagna ausdehnte, Muth und loyale Geſinnung mit Munizipalhaß und verruchten Brutalitäten gepaart, mit dem ſeltſamen Schauſpiel eines neben einer Courtiſane, ihrem Manne und einem Franziskaner-Barfüßer an der Spitze der Bewaffneten marſchirenden engliſchen Miniſters. Erpreſſungen, Willkür, verächtliche Härte, Mishandlungen, Raub und Eingriffe aller Art hatten den Haß der Maſſen gegen die Franzoſen zum Paroxismus geſteigert. Am 5. Juli waren ſie verſchwunden. »Der Jubel des florentiniſchen Volkes am Morgen der Räumung, und einige Tage ſpäter beim Einzug von zweihundert öſtreichi-

ſchen Huſaren, läßt ſich nicht ſchildern.« »Ich habe — ſo in dem ſchon erwähnten Briefe an Caluſo — während der drei Monate nicht Einmal den Fuß in Florenz hineingeſetzt, außer am 6. Juli, am Reinigungsfeſt. Auch jetzt noch bin ich auf der Villa, gehe aber bisweilen nach der Stadt, beſonders wenn teutſche Truppen ankommen, um die Freude, den Jubel, den herzlichen Empfang zu ſehn womit das Volk ſeinen Befreiern entgegenkommt, obgleich die Aretiner das Meiſte gethan haben. Jetzt iſt Toscana geräumt, und die Sonne erhellt es wieder.« Wer dieſe Worte Alfieri's nnd des freiſinnigen Parini Sonette auf die Wiedereinnahme der Lombardei durch die Oeſtreicher und die Vertreibung der filiſteiſchen Tempelräuber lieſt und weiß, wie im Jahr 1814 die Toscaner beim Abzug der Franzoſen, nicht mehr nach dreimonatlicher Beſetzung ſondern nach ſiebenjähriger Herrſchaft, jubelten; und wer dann im Frühling 1859 den Jubel beim Einzug der Franzoſen erlebt hat: kann nicht umhin, über den Wechſel von Dingen und Stimmungen ernſte Betrachtungen anzuſtellen. Ein ſolcher muß zu dem Schluſſe kommen daß, abgeſehn von allem revolutionären Schwindel und von den obligaten Fanfaren und maßloſen Uebertreibungen, neue mächtige Factoren wirkſam geworden ſind im Leben und Fühlen des italieniſchen Volkes.

Im Auguſt, als die ärgſte Sommerhitze vorüber war, kehrten Beide nach Florenz zurück wo ſie das gewohnte Leben fortſetzten. Aber die Zuſtände im Lande waren keine

erfreulichen. Großherzog Ferdinand kehrte nicht heim. Statt ſeiner verwaltete eine Regentſchaft das Land, und Regentſchaften ſind gewöhnlich weit reactionärer geweſen als die reſtaurirten Souveräne. Die Revolution war in Toscana nicht tief gegangen. Der Grund lag ſo in dem Umſtande daß, ſeit dem Ausſterben der Medici, die Regierung dreier Großherzoge auf dem Wege legislativer und adminiſtrativer Reformen, die keineswegs alle gerühmt werden ſollen, vieles von dem aus dem Wege geräumt hatte, was anderwärts als Opfer der Umwälzung mit lautem Getöſe über den Haufen fiel, wie in der durchgehend conſervativen Geſinnung des Volkes und der dankbaren Anhänglichkeit an ſeinen Herrſcher. Aber an revolutionären Elementen und deren Trägern hatte es keineswegs gefehlt, und ihr Wirken zeichnete ſich, wie in Italien überhaupt, durch eine ſtarke Doſis lächerlich verderblichen Unſinns aus, und durch elend verächtliches Nachäffen des Franzoſenthums. Es iſt nur zu begreiflich daß die Galle des Verfaſſers des Miſogallo durch dieſe ſchlechten Copien der modernen Brutuſſe erregt ward: daß er mehr als mit ſeiner Würde und ſeinem Gefühl verträglich leidenſchaftlicher Stimmung Raum gab, mag man kaum Dem nachſehn welcher zorn- und mitleiderfüllter Zeuge der Greuel von 1792 geweſen war, und eben die Wiederholung der Folgen derſelben Prinzipien in kleinerem Maßſtab erlebt hatte. In den ſchlimmſten Tagen der Contre-Revolution, die beim Einzug der Aretiner in die Stadt am 7. Juli in wüſte

Anarchie ausgeartet war welcher nur mit Mühe und nach manchen Schändlichkeiten Einhalt gethan werden konnte, ging er, dem das Volksgetümmel ſonſt ſo verhaßt war, zuſehn wie die ſogenannten Jakobiner an den Pranger geſtellt wurden, und als er einem florentiner Bürger begegnete deſſen Sohn, ein nachmals vortheilhaft bekannter Bibliograf und Buchhändler, im Rufe ſtand den neuen Meinungen über Gebühr anzuhangen, rief er ihm mit lauter Stimme zu: Signor Luigi, ich habe eben einen der Schufte ausſtellen geſehn und hoffe Ihren Sohn eben daſelbſt zu erblicken, wenn ihm ſein Recht geſchieht. Seine leidenſchaftliche Heftigkeit, über die er keine Gewalt hatte, ergiebt ſich noch aus folgender Anekdote, die im Leben Melchior Delfico's, des bekannten Geſchichtſchreibers der Republik San Marino erzählt wird. Delfico war im Winter 1795 in Florenz, zu gleicher Zeit mit Ippolito Pindemonte. Dieſer hatte es übernommen ihn zu Alfieri zu führen, als ſie auf dem Quai des Arno dieſem begegneten, der, den Hut tief in die Stirne gedrückt, hinter einem Buben herrannte, welcher ihm durch einen Steinwurf in eine Pfütze die Strümpfe beſchmutzt hatte und dem er ein Paar tüchtige Maulſchellen gab. Da dankte Delfico für die Vorſtellung: er kenne ihn nun ſchon zur Genüge.

Man würde ſich übrigens täuſchen, wenn man ſich Alfieri in dieſen ſpätern Zeiten gänzlich von der Geſellſchaft zurückgezogen, und fortwährend in jener bald dichteriſch gehobenen bald moroſen Stimmung dächte, deren Zeugniſſe uns in ſeinen Schriften vorliegen. Wir ſahn ihn in Piſa bei ſeinen letzten theatraliſchen Verſuchen: wir finden ihn ſpäter ſo in Florenz ſelbſt wie in Siena in Verbindungen die nicht völlig zu ſeinen Schilderungen der Gefühle für ſeine »Donna« paſſen. Doch darüber wie über frühere ähnliche Zwiſchenfälle wobei eine Freundin Pindemonte's, Alba Corner Vendramin, die eine Zeitlang in Piſa lebende Frau des venezianiſchen Bailo in Conſtantinopel, ins Gerede kam, möge der Schleier geworfen bleiben, welchen, nach einem halben Jahrhundert und drüber, ein paar indiscrete, von den gefährlichen Briefſammlern unſerer Zeit aufgeſpürte Billette nur an einem Zipfel gelüftet haben. In einem florentiniſchen Hauſe welches er in den letzten Jahren zu beſuchen pflegte, und das ſchwerlich auf der Höhe ſeiner meiſten Verbindungen geſtanden zu ſein ſcheint, wohin ihn aber eine Art Abſpannung nach zu anhaltend ernſter Arbeit geführt haben mag, hatte ſich eine ſcherzhafte literariſche Geſellſchaft gebildet, aus Männern und Frauen beſtehend, wo allerlei Verſe gemacht wurden, burleskes Zeug wozu Jeder eine Zeile lieferte. Secretär dieſer Geſellſchaft, oder, wie es auf dem Titelblatte eines Heftes, einer »Sammlung grundſchlechter Poeſien«, heißt, dieſer »ungenannten und ungenannt zu bleiben würdigen Aka-

demie«, war der große Tragiker! Man hat wol die Meinung geäußert, der Wunſch die toscaniſche Sprache in all ihrer volksthümlichen Naivität ja ſogar in ihren Solöcismen kennen zu lernen — ein Wunſch der in Alfieri ſtets lebendig geblieben iſt, wie er denn nach ſeiner Rückkehr nach Toscana bemerkt, der lebendige Schatz der Sprache habe ihn manche Einbußen aller Art vergeſſen machen — habe ihn an dieſe etwas ſeltſame Geſellſchaft gefeſſelt. Aber der Grund iſt wol in einem Selbſtgeſtändniß zu ſuchen, das in den Schlußverſen eines von ihm herrührenden, mit burlesken Reminiscenzen verwebten Sonetts in gedachter Sammlung enthalten iſt:

Am meiſten wundert mich, ich ſag' euch's trocken,
Daß ſolche Verſe ein Alfieri duldet —
Iſt's wirklich Er, iſt's Hercules am Rocken.

Er hatte jedoch ernſtere literariſche Verbindungen, und für die meiſten derſelben bildete damals ſchon der Salon der Gräfin von Albany den angenehmen Mittelpunkt, wie ſie ſelbſt vielfach die Vermittlerin.

Lorenzo Pignotti, Arzt, Dichter, Hiſtoriker, als Fabeldichter vielleicht der erſte in Italien wie ſeine Grabſchrift im piſaner Camposanto ſagt, ſo vielſeitig wie gewandt und geiſtvoll, ein freier Denker und Freund politiſcher Neuerungen nach der Weiſe des Marquis Manfredini, unter deſſen Verwaltung er als Director des Studienweſens wie durch freundſchaftliche Beziehungen bedeutenden Einfluß ausübte, lebte theils in Piſa, wo ſeine Profeſſur

ihn feſthielt, theils in Florenz, wo er im Corſiniſchen Hauſe am Lungarno beſtändiger Gaſt und Nachbar Alfieri's und der Gräfin von Albany war. Angelo Maria Bandini, der fleißige und gelehrte Bibliothekar der Laurenziana und Hiſtoriograf der florentiniſchen Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts, jener Epoche der mächtigen Wiederbelebung der klaſſiſchen Studien, welcher die großen und reichen Bürger der Stadt ſo liebevoll hülfreiche Hand leiſteten, damals ein bejahrter Mann aber noch geiſtig thätig, ſei es in den Mediceiſchen Räumen der reichen Bibliothek, ſei es in den Herbſttagen auf ſeiner kleinen Villa am Fieſolanerberge, wo er zahlreiche Werke der mittelalterlichen Malerei geringeren Umfangs vereinigte. Der Abate di Caluſo und die griechiſchen Studien brachten Bandini mit dem Dichter in Berührung. Giovanni degli Aleſſandri, aus vornehmem florentiniſchen Geſchlecht, Präſident der Akademie der Künſte, um die er ſich großes Verdienſt erwarb wie ſpäter um die Rückführung der Schätze welche die Franzoſen, unter Republik und Kaiſerreich, nach Paris geſchleppt hatten. Tommaſo Puccini, der klaſſiſch gebildete, beredte, muthige Director der Kunſtſammlungen, deſſen ſchon gedacht worden iſt und deſſen Patriotismus in dankbarer Erinnerung bleiben wird, wenn es ihm auch nicht gelang die Mediceiſche Venus zu retten welche von Palermo nach Frankreich wandern mußte, während die übrigen durch ſeine Energie nach Sizilien in Sicherheit gebrachten Werke ſeiner Heimath erhalten blieben. Giovanni Fantoni,

aus Fivizzano in der Lunigiana, unter dem arcadiſchen Namen Labindo als gewandter und glücklicher Nachahmer Horaziſcher Oden und antiker Versmaße, wie durch ſeinen mehr lebhaften als originellen poetiſchen Geiſt bekannt, unruhig und unſtät, und bei der Revolutionirung Ober-Italiens durch die Franzoſen ſchlimmer beinahe als Irgend-einer in den wirren Strudel verwickelt, wobei er als Dichter nichts gewann, während Verfolgung, Gefangen-ſchaft, Exil die Folgen ſeines von den Meiſten gemisbil-ligten Treibens waren. Jeder Freund wahrer Poeſie, ſchrieb Alfieri an Fantoni, würde Ihre Oden in Gold eingegraben zu ſehn wünſchen — und heute, wer denkt noch an den »toscaniſchen Horaz?« Giovanni Batiſta Baldelli, patriziſcher Familie von Cortona entſproſſen, durch Heirath mit einem Zweige der Stuarts verwandt, bis zu ſeinem Tode in verſchiedenen Staatsämtern thätig und ein entſchiedener Gegner der neueren politiſchen Rich-tungen, damals ein junger Mann, deſſen Studien aber die tüchtigen Arbeiten verkündigten die ihm als Hiſtoriker und Sprachforſcher ehrenvollen Namen machten, und unter denen das Leben Giovanni Boccaccio's ſich auszeichnet wie die Geſchichte der älteren Handelsverbindungen zwiſchen Europa und Aſien als Zugabe zu dem Text der Reiſen Marco Polo's, weitſchweifig und nicht hinlänglich kritiſch geſichtet, aber reich an werthvollſtem, mit großer Mühe geſammelten Material. Baldelli's Landsmann und Ver-wandter, Onofrio Boni, in Kunſtgeſchichte, Antiquitäten

und Aeſthetik bewandert, in der Architektur ſelbſt mit der Praxis ſich befaſſend, der Biograf Pompeo Batoni's und Luigi Lanzi's, deſſen letzte Jahre er durch ſeine lebhafte Unterhaltung zu erheitern beitrug; mehr boshaft als witzig und reicher an vielſeitigen Kenntniſſen als an edler Lebensanſchauung. In Piſa gehörte Monſignor Angelo Fabroni zu ſeinen Bekannten und Correſpondenten, der ſchon erwähnte Studiendirector an der Univerſität deren Geſchichte er ſo trefflich geſchrieben, während er den in Wiſſenſchaft und Literatur verdienten Italienern ſchöne Denkmale geſetzt hat. In Siena, wo einſt Gori's Freundſchaft ihn feſthielt, kannte er Anſano Luti welcher an der dortigen kleinen Hochſchule daſſelbe Amt bekleidete wie Fabroni in Piſa, und die Dichter Mario Bianchi und Antonio Borgognini, deren Namen nicht über Toscana's Grenzen hinaus bekannt geworden ſein mögen.

Im Frühling 1796 kam Iſabella Teotochi Albrizzi, die liebenswürdige geiſtvolle Corfiotin, die Städte des mittlern und ſüdlichen Italiens beſuchend, nach Florenz. Ihr warmer Bewunderer Pindemonte führte ſie bei der Gräfin von Albany ein, Ceſarotti bei Alfieri. »Pindemonte, ſchrieb dieſer, wird Ihnen geſagt haben daß die Gräfin Iſabella Teotochi in gleichem Maße der Gunſt der Muſen und der Grazien genießt, daß ſie in literariſchen Dingen voll feinen Geſchmacks iſt, daß ſie mit ſeltnen Kenntniſſen Lebendigkeit des Geiſtes verbindet, daß kein gebildeter Ausländer nach Venedig kommt ohne ihre Bekanntſchaft und ihren Umgang

zu ſuchen, und, um mit wenigen Worten Alles zu ſagen, daß ſie in eine Reihe mit Ihrer hochſinnigen Freundin und Gefährtin zu ſtellen iſt, welcher ich meine aufrichtige Verehrung auszudrücken bitte.« Als feine Kennerin der Literatur, und als eine Frau von Welt und Bildung, deren Salon in Venedig lange Jahre hindurch, wenngleich in beſchränkterem Maßſtabe, an den der Gräfin Albany erinnerte, und wie letzterer heute noch in dankbarer Erinnerung ſteht, mußte Iſabella Teotochi, die Freundin von Freunden, bei beiden Bewohnern des Hauſes am Lungarno die beſte Aufnahme finden und Beziehungen anknüpfen die nur mit dem Leben endigten. »Durch Vermittlung des Cav. Pindemonte, ſo antwortete Alfieri am 26. April dem paduaner Profeſſor, antworte ich auf Ihr verbindliches Schreiben welches die Gräfin Teotochi mir überbracht hat. Seit lange ſchon kannte ich, dem Rufe nach, dieſe Dame als eine der vorzüglichſten Zierden Venedigs, und ich verdanke Ihnen eine große Freude indem Sie mir ihre perſönliche Bekanntſchaft verſchafft haben. Anders freilich iſt's mit meiner Bekanntſchaft die ſie gemacht: denn ich bin gegenwärtig mehr denn je menſchenſcheu, meiſt ſchweigſam, bisweilen disputirend, und in jeder Weiſe rauh und immer unangenehm. Da ich dieſe meine Eigenſchaften kenne, laſſe ich mich wenig von den Leuten ſehn.«

In Florenz war's endlich wo Alfieri die talentvolle Improviſatrice Tereſa Bandettini von Lucca kennen lernte, deren arcadiſcher Name Amarillis Etrusca einige der glän-

zendſten Erfolge der extemporirten Poeſie in die Erinnerung zurückruft, ſei es daß man auf die Reinheit des Styls, auf den Reichthum der ſo treffenden wie glänzenden Bilder, auf den, beſonders ſchwierigen, regelrechten Gang der Compoſition blicke. In ſeinen letzten Tagen noch war Giovanni Roſini, der bekannte Literat und piſaner Profeſſor, der ſie in ſeiner Jugend gehört hatte, voll Enthuſiasmus, wenn er dieſes lebendigen Quells anmuthiger Dichtung gedachte, dieſes »blendenden Blitzes raſchen Geſanges« wie Monti es bezeichnet, der die Bandettini noch während ſeines römiſchen Aufenthaltes kennen lernte. Auch Alfieri war überraſcht von dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung: geringerer Preis, ſagte er, werde ſeinen durchdachten Verſen zu Theil werden, als den aus tiefem Born von Affect und Fantaſie urplötzlich hervorſprudelnden Geſängen dieſer Dichterin.

Bevor dieſe Gallerie ſich ſchließt muß ein Mann genannt werden, deſſen Beziehungen zu Alfieri keine freundlichen geweſen ſind, und, in Betracht der Verſchiedenheit der Karaktere und Meinungen, nicht anders ſein konnten. »Der Himmel bewahr' uns vor allen Tragödien, Tragikern und Poeten jeder Sorte, ſchreibt Alfieri an den ſchon genannten Anſano Luti. In dieſem Moment komme ich von einer langen Tortur mit welcher D'Elci mich gepeinigt hat. Er faßte mich zu Hauſe ab und zwang mich hundertdreißig farbloſe Octaven hinabzuwürgen. Vergebens proteſtirte ich, ich habe ſie ſchon geleſen — keine Gnade! Sie ſeien jetzt, ſagte er, gefeilt, verbeſſert, vermehrt. Dann pries er eures

Bianchi Geiſt und Weſen, und zwar mit ſolcher Wärme daß ich überzeugt bin, der Schelm hat ſich auf ſeine Weiſe über ihn luſtig gemacht und ſeine Verſe gelobt.« Angelo Maria Graf von Elci gehörte einer der älteſten Feudalfamilien des Sieneſerlandes an, den Pannocchieschi, die ſchon im zehnten Jahrhundert, nach ſaliſchem Recht lebend, in den nach der Maremma ſich hinunterziehenden bergigwaldigen Strichen ihre Herrſchaften hatten. Klaſſiſch gebildet, ein eifriger Bücherliebhaber, in ſeiner Jugend Malterſerritter der wie Pindemonte und Caluſo ſeine Caravane machte, auf Reiſen durch Teutſchland, Frankreich, England mehre Jahre verwendend, hatte er die Gräfin von Albany und Alfieri ſchon in Paris gekannt. Wie dieſe aus Frankreich, vertrieb ihn die Revolution aus Mailand und Florenz, und er kehrte erſt nach der Reſtauration Großherzog Ferdinand's zurück, und ſchenkte ſeiner Heimath jene prachtvolle Sammlung von Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts die er mit großen Koſten und unendlicher Mühe auf ſeinen vieljährigen Wanderungen gebildet hatte: eine Sammlung die an Reichthum, wie an trefflicher Erhaltung der ſeltenſten Exemplare kaum ihres Gleichen hat, und gegenwärtig neben der Mediceiſch-Laurenzianiſchen Handſchriften-Bibliothek aufgeſtellt iſt.

D'Elci und Alfieri mußten natürliche, durch die Umſtände geſteigerte Antipathie gegeneinander empfinden. Der Erſtere war in den ſtrengſten religiöſen und monarchiſchen Grundſätzen aufgewachſen, Gegner der Revolution in jed-

welcher Form; in der römiſchen Literatur, namentlich in jener der nach-auguſteiſchen Zeit wie kein anderer bewandert; mit hohen literariſchen Anſprüchen die der Erfolg nicht rechtfertigte, Verfaſſer von Tragödien die niemand las während die des ungelehrten Alfieri die Welt von ſich reden machten; Dichter von Satiren auf die er unendliche Mühe verwandte, das nonum prematur in annum zu ſolchem Uebermaß ſteigernd, daß Sitten und Moden die er verſpottete längſt geſchwunden und vergeſſen waren als ſie erſchienen, und ihnen ſomit der Boden fehlte, während ihre, zu zahlloſen Epigrammen zugeſpitzte Form Ermüdung erzeugte. Satiriſch und ſarkaſtiſch, griff D'Elci Alfieri's literariſchen Karakter an: Alfieri blieb ihm nichts ſchuldig, und einige der bitterſten Epigramme die aus ſeiner Feder gefloſſen ſind, ihrem Weſen nach weniger den Xenien zu vergleichen als Auguſt Wilhelm Schlegel's Invectiven aus ſeiner Bonner Zeit trafen ſicher und wurden von D'Elci's zahlreichen Gegnern nur zu gut benutzt. Seinem Schriftſtellernamen, ſagt Giovan Batiſta Niccolini der ihm viel von ſeiner Jugendbildung verdankte, ſchadete vor allem daß er durch eine illüſtre Feindſchaft berühmt war ehe ſeine beſten Arbeiten bekannt wurden.

Nirgend iſt Angelo d'Elci's Perſönlichkeit, und ſeine Richtung als Schriftſteller und Gelehrter, ſo lebendig wenngleich nicht eben in geneigtem Sinne, geſchildert worden, als in einem Briefe welchen Ugo Foscolo im October 1814 von Mailand aus an die Gräfin von Albany richtete.

»Ich habe einen Beſuch gehabt — wären Sie Kartenlegerin und ſtände Fee Morgana Ihnen zur Seite, Sie würden's doch nicht errathen Aber rathen Sie, ich bitte, ehe Sie zu Ende leſen — ich will Ihnen durch ein Signalement zu Hülfe kommen. Ein Mann, bejahrt, hochgewachſen, kräftig gebaut wenngleich eher mager als ſtark; lebhaftes Auge, ſatiriſcher Mund, ſardoniſches Lächeln; wohlgeſetzte Rede, mehr ſcharfſinnig als eloquent; die Haltung eines Patriziers nicht eines Gentleman; nach Filoſofenart das heißt nachläſſig gekleidet; voll Wiſſens und mit wunderbarem Gedächtniß begabt. Unter den Literaten iſt dieſer Mann etwas was ſich nicht ausdrücken läßt: um's Ihnen klar zu machen, rufe ich eine Parafraſe zu Hülfe. Zu Cicero's Zeiten hatte das Forum drei Arten von Rechtskundigen. Zuerſt die Jurisconſulti, die Orakel des Senats, des Volkes und der Richter in Geſetzesfragen. Zunächſt die Pragmatici, welche alle Decrete, Edicte, Geſetze und was immer ſein mag von Romulus' Zeiten an wie das Paternoſter auswendig wußten, ohne vielleicht eine eigene Idee zu haben und einen Prozeß vor dem Gerichtshofe durchfechten zu können. Zuguterletzt die Oratores, welche die Gelehrſamkeit der erſteren als Doctores, das Wiſſen der Letzteren als Handlanger ſich zunutze machen und ſo ſchöne Reden hielten, wie Cicero vor allen Uebrigen. An Föbus' Hofe ſollte es eben ſo gehn: aber alle wollen zugleich alle drei ſein. Der Mann nun der mir die Gnade ſeines Beſuchs erzeigte, glaubt (und die Welt glaubt's mit

ihm) in allen drei Facultäten den Doctorhut erlangt zu haben: bei Lichte beſehn iſt er jedoch in der Literatur nur ein Pragmatiker, und ſollte ſich's genügen laſſen. Haben Sie ihn nun errathen? Sie ſollten ihn wohl erkennen, doch encore un coup, wie die franzöſiſchen Tragiker ſagen und namentlich der göttliche Racine. Der Schriftſteller von dem ich rede, iſt Autor, großer Autor ungedruckter Poeſien die er ſeit mehr denn dreißig Jahren erſinnt, meditirt, ſchreibt, rezitirt, ableiert, verändert, verbeſſert, feilt, umſchreibt und vermehrt; er hat Tragödien gemacht die keiner ſah, er hat lateiniſche Verſe geſchrieben die keiner lieſt obgleich ſie gedruckt ſind, und die mir, der ich ſie geleſen, ſchön aber kalt erſcheinen wie alle Nachahmungen. Er beſitzt eine Bibliothek namentlich von Editiones principes und Aldinen, und wer Epigramme machen wollte — nicht ich der ich's weder will noch kann — mögte ihn den Gelehrten unter den Buchhändlern und den Buchhändler unter den Gelehrten nennen. Kurz, der Mann iſt Ritter Angelo d'Elci, Verfaſſer der inedirten Satiren in achtzeiligen Stanzen. Laſſen ſie mich nun Athem ſchöpfen.

»Der Herr Ritter brachte mir eine ſeiner vielgeprieſenen Satiren, und las ſie mir, und ich hörte ſie mit Aufmerkſamkeit an, und nicht ohne Genuß. Er hat einen Styl der ganz ſein eigen iſt, neu für den der nicht Tag und Nacht die lateiniſchen Claſſiker bei der Hand hat mit denen er Frühſtück, Mittagmal und Abendbrod hält. Seine Sprache iſt rein von Archaismen, von Florentinismen, von

Franzöſismen: eine wunderbare Reinheit in unſern Tagen; der Versbau iſt vibrirt, aber wenig abwechſelnd wenn das Ohr mich nicht täuſchte. Die Compoſition iſt voll Scharfſinn, aber es fehlt ihr am Helldunkel, ſo daß ſie, fürchte ich, durch Monotonie ermüden wird. Freilich iſt, meiner Meinung nach, das Helldunkel der Gipfel der Kunſt und Wenigen gegeben. Wer jede ſeiner Satiren eine Reihe von Epigrammen in Octaven über denſelben Gegenſtand nannte, würde ſie meines Erachtens am richtigſten karakteriſiren: aber dieſe Continuität von beißenden Witzen verräth etwas Boshaftes im Verfaſſer und erzeugt bei dem Leſer eine gewiſſe Unklarheit. Kurz, D'Elci iſt ein wiedererſtandener Juvenal in moderner Copie, das Genie abgerechnet das ſich nicht durch Studium, nicht durch Lectüre, nicht durch Speculation, nicht durch Weltkenntniß erlangen läßt. Obgleich dieſer Mann von Allen die ich je gekannt, und wahrſcheinlich kennen lernen werde, am gründlichſten in den Claſſikern bewandert iſt, hat ihm Natur verſagt deren Nebenbuhler zu werden: er iſt ihr Nachahmer, aber ſeine Nachahmungen verhalten ſich wie ein Morghen'ſcher Kupferſtich zu einem Gemälde Raffaels. Voll Bewunderung für die alten Poeten, redet er ſchlecht von allen neueren, und ſo werde ich, der Knecht der Knechte, gleiches Loos theilen, ungeachtet des vielen Rühmens das er, auf gut Florentiniſch, von mir macht. Das neidiſchſte Thier auf der Welt iſt der Literat, und D'Elci ſcheint mir das Spiegelbild des Cavalier Salviati, des famöſen Verfolgers

Torquato Taſſo's. Und hiemit mag er in Frieden ziehn.« Auch dieſe Karakteriſtik, keine wohlwollende, und der man es anſieht daß ſie an die Freundin Alfieri's gerichtet iſt, kann das nicht gewöhnliche Verdienſt des Mannes nicht in Abrede ſtellen, ein Verdienſt welches, ohne ſeine Schattenſeiten zu verdecken, ein Freund Foscolo's, in der Geſinnung wie Foscolo unabhängig, Niccolini wohlwollend geſchildert hat, indem er Angelo d'Elci's Verhältniß zur antiken Satire und der modernen erläutert.

Neben ſo vielen literariſchen und einheimiſchen Elementen machten ſich, wie es leicht begreiflich iſt, manche andere wie fremde geltend, denn die Gräfin von Albany hatte damals ſchon Verbindungen in allen Ländern wie in allen Kreiſen. Zu ihrem weiblichen Freundeskreiſe gehörten, unter den Ausländerinnen, namentlich zwei engliſche Damen, welche beide in verſchiedener Art vielfach bekannt geworden ſind. Die eine war die Gräfin von Beßborough, Henrietta Frances Pouſonby, jüngere Tochter des erſten Grafen Spencer, und Schweſter der nicht minder durch Schönheit und weibliche Anmuth wie durch dichteriſches Talent berühmt gewordenen Georgina Herzogin von Devonſhire. Lady Beßborough ſelbſt war ausgezeichnet durch Geiſt und lebendigen Witz. Die andere war Lady Webſter, einſt Miß Vaſſall und nachmalige Gemalin Lord Holland's des Neffen

des berühmten Fox, deſſen Liebe zu Italien und italieniſcher Literatur ſtets dieſelbe geblieben iſt. In der Villa Capponi auf dem Hügelrücken von Montughi, nicht ferne von dem Landhauſe in welchem Alfieri und ſeine Freundin ungeſtörte Stille ſuchten, trug ſich die ſeltſame Geſchichte zu, die in den Annalen der engliſchen Ariſtocratie faſt ebenſo viel Aufſehn gemacht wenngleich nicht ſo folgenreich geweſen iſt wie die angebliche, aber auch heute noch von Vielen bezweifelte Verwechſelung des letztverſtorbenen Herzogs von Devonſhire, welcher bekanntermeiſe nicht der Sohn der Herzogin Georgina geweſen ſein ſoll ſondern ihrer Freundin und nachmaligen zweiten Gemalin ihres Mannes, Lady Eliſabeth Hervey Foſter, in Italien ebenſo und beinahe mehr noch als in ihrer Heimath bekannt durch ihre Kunſtliebe, ihre großmüthige Liberalität und die in ihrer Art einzige Stellung welche ſie Jahre lang in Rom einnahm, wovon in einem ſpätern Abſchnitt gegenwärtiger Denkwürdigkeiten die Rede ſein wird. Lady Webſter gab im Jahr 1794 in Florenz einer Tochter das Leben. Das Kind hatte das Alter von zwei Jahren erreicht, als die Mutter dem damals in England weilenden Gatten meldete, es ſei nach kurzer Krankheit geſtorben. In Livorno, auf dem engliſchen Kirchhofe wo der übellaunige Autor humoriſtiſcher Romane, Tobias Smollett, ruht, fand die Beiſetzung ſtatt. Drei Jahre waren verſtrichen als dem Sir Godfrey Webſter, deſſen Ehe ſeit

längerer Zeit durch Parlamentsbeſchluß aufgelöſt war, ein ſeltſames Gerücht zu Ohren kam. Das Kind, ſo hieß es, lebe und ſei mit ſeiner Wärterin in England. Sir Godfrey folgte der Spur: es gelang ihm wirklich das kleine Mädchen aufzufinden, aber es galt nun deſſen Identität feſtzuſtellen. Mit Bewilligung der toscaniſchen Behörden, wurde zur Eröffnung des Grabes geſchritten. Am 15. September 1799 fand ſie ſtatt, in Gegenwart des Kaplans der britiſchen Gemeinde und des Viceconſuls. Als man den Sargdeckel abhob, fand ſich auf vermoderten Leintüchern eine Kindermaske befeſtigt und, in dieſe Tücher gehüllt, die Gebeine eines jungen Lamms. Harriet Webſter heirathete Sir Fleetwood Pellew, den jüngern Sohn des durch das Bombardement von Algier berühmt gewordenen Admirals Lord Exmouth, und ſtarb vor einigen Jahren in derſelben Stadt wo der eben erzählte, ans Sakrileg ſtreifende Zwiſchenfall ſtattgefunden hatte, deſſen wahrer Anlaß, welcher in dem Misverhältniß der beiden Gatten zueinander ſeinen Urſprung hatte, niemals vollſtändig bekannt geworden iſt.

Solcherart war die Umgebung, ſo die bleibende wie die wechſelnde, welche letztere mancherlei Correſpondenz veranlaßte. Die Gräfin von Albany war im Briefwechſel fleißiger als ihr Freund: oft waren ihre Briefe gemeinſam, namentlich an Caluſo. Alfieri ſcheint ſich dem Briefwechſel nicht mit der unverſtändigen Vorliebe vieler namentlich italieniſchen Literaten hingegeben zu haben, deren Nachlaß

jetzt Bände über Bände füllt während wenige ernſte und vollendete Werke von ihnen vorliegen. Meiſt hatte er ganz beſtimmte ſei es literariſche ſei es perſönliche Zwecke. So in dem inhaltreichen Brief an Girolamo Tiraboschi, den Literärhiſtoriker, aus Anlaß des Urtheils welches dieſer ihm im Jahre 1785 über ſeine Tragödien zuſandte. So in denen an Melchior Ceſarotti über denſelben Gegenſtand, an Monſignor Fabroni in Betreff der dramaturgiſchen Verſuche, an Lodovico Savioli, an Giovan Batiſta Bodoni den berühmten Typografen, ſo vor allen in den zahlreichen langen Schreiben an Caluſo, welcher der Berather ſeiner Studien war namentlich der klaſſiſchen. Mehre Jahre hindurch, auch von Paris aus, correſpondirte er mit dem Marquis Francesco Albergati-Capacelli von Bologna, der unter den Nachahmern Goldoni's, welchem er indeß an Lebendigkeit und Witz beiweitem nachſteht, vielleicht den erſten Platz einnimmt, und ſich um die Geſellſchaft ſeiner Zeit dadurch verdient machte daß er den häufigen Ohnmachten der eleganten Damen durch ſeinen Spott ein Ziel ſetzte. Ein ſeltſamer Mann, den ſeine grenzenloſe Leidenſchaft fürs Theater im Verein mit andern Leidenſchaften in eine Menge widriger Geſchicke verwickelte, welche Jahrelange Verbannung aus ſeiner Heimath zur Folge hatten und auch in ſeinem vorgerückten Alter nicht aufhörten, da tragiſche eheliche Ereigniſſe ihn nicht beſonnener zu machen vermogten. In Venedig, wo Albergati lange lebte, wenn

der Aufenthalt auf ſeinem ſchönen Landſitz Zola auf Hinderniſſe ſtieß, pflegte er Alfieri's literariſche Aufträge zu beſorgen.

Einige Zeit vor den traurigen Tagen von Revolution und Contre-Revolution war der geſellige Kreis im Hauſe am Lungarno durch einen jungen Mann erweitert worden, welcher bald zu den Intimen gehörte und, während er, ſeiner Nationalität ungeachtet, die Zuneigung Alfieri's in ungewohntem Maße erwarb, auf ſeine Freundin nicht geringen Eindruck gemacht haben muß. François Xavier Fabre war am 1. April 1766 zu Montpellier geboren, der Sohn eines Malers deſſen Name bald von dem ſeinigen verdunkelt ward. Aus der Schule Jean Couſtou's kam er in die Louis David's, welche damals alle aufblühenden Talente an ſich zog und gewiſſermaßen eine Alleinherrſchaft über die Kunſt ausübte, welche gleich den Grundſätzen der politiſchen Revolution, zu der ſie in naher Berührung und Wechſelwirkung ſtand, nicht auf Frankreich ſich beſchränkt hat. Im Jahr 1787 für ſein Bild, das die Ermordung der Söhne des Zedekia Königs von Juda auf Nebukadnezars Befehl darſtellt, mit dem großen Preiſe der Pariſer Akademie gekrönt, ging er als Penſionär des Königs nach Rom wo er, ohne ſich von modernen Ein-

flüſſen frei zu machen, die Nothwendigkeit ernſten Studiums der klaſſiſchen Zeit erkannte und ſich demſelben widmete. Er war Zeuge der frechen Uebergriffe der franzöſiſchen Republikaner und ihrer Folgen welche bei dem heftigen Widerwillen des römiſchen Volkes gegen ſolches Treiben leicht vorauszuſehn waren; er erlebte das blutige Ende Basville's, das, wenngleich ſelbſtverſchuldet, dem armen Pius VI und ſeiner Regierung ſo viel zu ſchaffen machte, die Intriguen des Botſchafters der Republik Joſef Bonaparte, die Rache der Römer die dem Papſte anhänglich und in gleichem Maße den modernen Freiheitsapoſteln abhold waren, die Einnahme der Stadt durch Berthier, den römiſchen Freiſtaat deſſen bodenloſer Unſinn lachen machen würde, handelte es ſich nicht zugleich um ſo berechnete wie ruinöſe Schlechtigkeit, die Wegführung des achtzigjährigen Papſtes — kurz alle jene Szenen nichtswürdiger Tyrannei welche Convent und Directorium brandmarken. Der junge Fabre war eine tüchtige Natur, voll Geradheit und Rechtgefühl: dieſe Natur empörte ſich wider das Unrecht das er hier mit der ärgſten Schamloſigkeit und cyniſchem Pomp begehn ſah, und die Eindrücke dieſer Jahre blieben ihm für ſein Leben und beſtimmten ſeine nachmalige Haltung und Geſinnung. Von dem franzöſiſchen Gouvernement aufgefordert den Bürgereid zu leiſten, verweigerte er ihn und wurde zum Emigranten erklärt was ihm keinen Kummer machte. In den neunziger Jahren kam er nach Florenz wo er einen großen Theil ſeines Lebens verbrachte.

Der Ruf den er als Künſtler erwarb, war Anlaß daß er bei der Auswahl der für das Napoleoniſche Muſeum verlangten Bilder des Palaſtes Pitti befragt ward: ein trauriger Auftrag den er nicht ablehnen zu können glaubte, aber mit aller Schonung ausführte welche die Umſtände geſtatteten. Ihm, der mit den Directoren der Kunſtſchätze, namentlich mit dem trefflichen Tommaſo Puccini, deſſen Kunſtliebe durch gründliche klaſſiſche Bildung unterſtützt ward, in freundſchaftlichem Vernehmen ſtand, hatte man es weſentlich zu danken daß nicht viel mehr noch weggeſchleppt wurde. Des Geraubten aber war auch ſo ſchon übergenug!

Nicht lange nach ſeiner Ankunft in Florenz wurde Fabre bei der Gräfin von Albany eingeführt. Seine Karakterfeſtigkeit welche freilich in Schroffheit und Streitſucht ausartete, ſein lebendiger Geiſt und ſeine unwandelbaren politiſchen Grundſätze verſchafften ihm günſtige Aufnahme, ſo bei der Gräfin wie bei Alfieri, während ſein unleugbares Talent und ſeine große Kenntniß der Kunſt ihn namentlich Erſterer empfahlen, welche natürliche Gabe für Zeichnen und Malen mit großem Fleiße und wahrem Eifer verband, Fleiß und Eifer die ſelbſt in ihren ſpätern Jahren nicht nachließen, ſo daß ſie der Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten viele angenehme Stunden verdankte. Im Jahre 1796 malte ſie ein Porträt Alfieri's, von welchem dieſer ſagte daß es ein bleibendes Denkmal ſei, ſo ihrer künſtleriſchen Begabung wie zwanzigjähriger ſtand-

haſter Zuneigung. Der Unterricht in der Kunſt war der Anfang befreundeter Beziehungen die nur der Tod zu löſen beſtimmt war. Aus dem Lehrer ward der tägliche Hausgenoſſe, deſſen gewandte Dialektik um ſo mehr Abwechslung in die Converſation brachte, als ſie ſich in derſelben gefiel und auch vor gewagten Behauptungen nicht erſchrak. »Er redet über Alles gut, ſagte von ihm ein Mann deſſen Geiſtesſchärfe ihn wohl in den Stand ſetzte mit Fabre zu ringen, Paul Louis Corvier; kommt er aber auf Dinge die zu ſeinem Fache gehören, ſo iſt's eine Freude ihm zuzuhören.« Von ſeiner Hand ſind die Bildniſſe Beider, jene Bildniſſe welche ſich als Vermächtniß in dem, gegen die übrigen weit zurückſtehenden Saal der franzöſiſchen Schule in der Gallerie der Uffizien befinden; das des Dichters oft geſtochen und jedenfalls das vortheilhafteſte und edelſte das uns von ihm geblieben, das Bild auf deſſen Rückſeite er das bekannte Sonett ſchrieb, das mit dem Vers: »Sublime specchio di veraci detti« beginnt:

Erhabner Spiegel du wahrhaft'ger Kunde,
Der, wie an Leib' und Seel' ich bin, mir zeigt!
Spärlich das blonde Haar am Stirnesrunde;
Lang die Geſtalt, das Haupt herabgeneigt;

Der Körper leicht gebaut auf ſchlankem Grunde,
Das Auge blau, die Naſe grad, gebleicht
Die Haut, die Zähne fein in ſchönem Munde;
Blaſſer als auf den Thron ein König ſteigt.

Erſt hart und herb, bereit doch zur Verſöhnung;
Verſtand und Herz in Fehde des Gebietes;
Stets zornig, nicht böswill'ger Angewöhnung.

Meiſt traurig, doch laß froh mich auch ich gehen;
Bald glaub' ich mich Achill und bald Therſites.
Menſch! biſt du groß, gemein? Stirb, um's zu ſehen!

Beide Bildniſſe, wie andere derſelben und ſpäterer Zeiten welche Fabre malte, jenes des Grafen Giovan Batiſta Baldelli, des geſchickten Medailleurs und Gemmenſchneiders Antonio Santarelli, des Dichters Ugo Foscolo u. A. deren noch gedacht werden wird, ſind Zeugniſſe ſeines ſchönen Talents für das Porträt im höhern Sinne, während es auch an tüchtigen hiſtoriſchen Bildern von ſeiner Hand nicht fehlt; obgleich er ſich von dem conventionellen Weſen der David'ſchen Schule, das namentlich durch Camuccini's und Benvenuti's Einfluß in Rom und Florenz vorherrſchend ward, nie ganz zu befreien wußte. Alfieri's Lob, das des Wortſpiels wegen unüberſetzt bleiben muß: »nella sublime opra d'Apelle — di mano e in un di nome egregio Fabro,« iſt kein unverdientes. In dem von ihm in ſeiner Vaterſtadt Montpellier geſtifteten Muſeum, reich an italieniſchen und namentlich florentiniſchen Erinnerungen, ſieht man neben andern eines ſeiner vorzüglichſten Bilder, König Saul, welchem in ſeinem Trübſinn der Schatten des gemordeten Hohenprieſters Abimelech erſcheint, die Szene des letzten Aktes der Alfieriſchen Tragödie:

Erzürnter Schatten, Schreckbild, o laß ab,
Laß ab von mir! Sieh mich zu deinen Füßen!

— ein Bild das einſt die Wohnung der Gräfin von Albany zierte. Es heißt er habe ſich geweigert das Porträt Napoleon's zu malen in welchem er ſtets einen Uſurpator ſah. Wenn er ſo feſthielt an ſeinen Grundſätzen, ſo ſieht man nicht recht ein weshalb der Herausgeber der Foscolo'ſchen Schriften ſich darüber wundert, daß dieſer legitimiſtiſche Maler Freund der beiden freiſinnigſten Dichter geweſen, die Italien, nächſt Parini, gehabt. Was Alfieri von der franzöſiſchen Revolution und modernem Franzoſenthum hielt, weiß man. Ugo Foscolo's Beurtheilung Napoleons aber wird noch an die Reihe kommen.

Unterdeſſen waren die toscaniſchen Verhältniſſe wie die des übrigen Italiens raſch von Wechſel zu Wechſel geſchritten. Ein einziger Tag, der von Marengo, gab auf vierzehn Jahre das Land in franzöſiſche Gewalt. Die Gräfin von Albany und ihr Freund hatten die Abſicht nochmals ſich aufs Land zurückzuziehn, blieben dann aber doch in der Stadt, welche am 15. October 1800, vier Monate nach jenem entſcheidenden Kampfe, vom General Dupont beſetzt ward, während Monnier und Cara-St. Cyr Arezzo ſtürmten, und furchtbare Plünderung den Aufſtand des vorhergegangenen Jahres an der unglücklichen Stadt

rächte. Sonſt verliefen die Dinge milder und mäßiger. Nicht mehr um jene tragikomiſchen Republiken handelte es ſich, mit denen die italieniſchen Franzoſenfreunde ſich gründlich blamirt und mehre Staaten eben ſo gründlich ruinirt hatten: der erſte Conſul hatte bei der Neugeſtaltung Italiens ganz andere Zwecke. Der Lüneviller Friede gab Toscana, unter Verzichtleiſtung des Hauſes Lothringen-Habsburg, der in Parma herrſchenden Linie der ſpaniſchen Bourbonen. Ein Großherzogthum welches ſeit der Thronbeſteigung Leopold's I, mithin ſeit ſechsunddreißig Jahren, wieder die ſtaatliche Autonomie geltend gemacht hatte die ihm zwei Jahrhunderte lang unter den Medizeern in ſo bedeutendem Grade eigen geweſen war, ward durch den ſouveränen Willen des Chefs einer fremden Republik in ein ſchwaches unſelbſtändiges Königreich verſchlechternd umgewandelt.

Die äußern Verhältniſſe der Gräfin von Albany hatten ſich im Verlauf dieſer Zeit einigermaßen gebeſſert, und zwar, wie Alfieri erzählt, in Folge des franzöſiſchen Despotismus, welcher, nach dem Lüneviller Frieden, dem bankerotten Papiergeld in Italien ein Ende machte, ſo daß nun aus Rom wieder Gold kam ſtatt der Zettel. Die Witwe Carl Eduard's war mit einem bedeutenden Theil ihres damaligen Einkommens auf ihren Schwager angewieſen. Der Cardinal von York aber war ſo durch die franzöſiſche Revolution wie durch die römiſche, in ſeinem hohen Alter in peinlichſte Verlegenheit geſtürzt worden. Bei der erſtern verlor er nicht nur ſeine

Kronpenſion und Beneſizien ſondern auch den größten Theil der von ſeinem Bruder in franzöſiſchen Renten angelegten Gelder, während die letztere ihm einestheils das von der apoſtoliſchen Kammer ausgeſetzte Einkommen nahm, anderntheils ihm ſo in Rom wie auf der Flucht, nach der Deportirung Pius' VI, die empfindlichſten Verluſte beibrachte. Wie es in dem unſeligen Jahre 1798 in Rom zuging, welche Kriegsſteuern Berthier's Franzoſen auflegten, wie niederträchtig geplündert und geſtohlen, wie durch die unmäßigen Forderungen des ſogenannten Friedens von Tolentino den päpſtlichen Finanzen der Gnadenſtoß gegeben und der Staatsbankerott verſchuldet, wie durch die wahnſinnig-verbrecheriſchen Harlekinaden der würdeloſen Eintags-Republik der letzte Ruin herbeigeführt und der Wohlſtand von Stadt und Staat auf lange vernichtet ward, iſt aus den Darſtellungen aller, auch der ruhigſt parteiloſeſten Hiſtoriker jener beklagenswerthen Zeit bekannt — Darſtellungen, welche der gegenwärtigen Generation, die nur für die vielleicht unbequemen Beſchränkungen nicht aber für den greulichen Misbrauch der ſogenannten Freiheit und ihren grenzenloſen Despotismus Gedächtniß zu haben ſcheint, einen paſſenden Spiegel vorhalten könnten. Eben ſo gut wie heute, verſtand man ſich damals auf jene politiſchen Comödien, von deren Nichtigkeit man ſich ſo oft überzeugt hat und welche aufzuführen man doch nicht müde wird, da ſich immer ergriffene Zuſchauer finden. Als Alexander Berthier am Monte Mario ſtand, baten ihn

die römiſchen Aufruhrluſtigen in die Stadt zu rücken um ihren Patriotismus zu unterſtützen. Sie erhielten zur Antwort: er werde es mit Freuden ſehn wenn die Römer ſich ihres alten Ruhms erinnerten und ſich mühten die Freiheit wieder zu erringen. Da er aber ganz Europa einen Beweis geben wolle daß ſie völlig frei ſeien in ihren Beſchlüſſen, werde er nicht eher die Stadt beſetzen bis die beabſichtigte Umwälzung durch eigene Kraft bewerkſtelligt worden ſei. Die Patrioten hatten den Wink verſtanden. Sie hatten im Einverſtändniß mit dem General Cervoni, einem Corſen, gegen dreihundert Freiheitſöhne vom gewöhnlichen Caliber auf dem Campo Vaccino verſammelt, hatten dort den furchtbaren Despotismus des heiligen Stuhls abgeſchworen, die Regierung für abgeſchafft erklärt, auf Grund der unveräußerlichen Menſchenrechte und der feſten Prinzipien der Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit mittelſt der legitimen Repräſentanten des ſouveränen Volks ſich ſelbſt als Regierung conſtituirt, eine Verwahrung zu Gunſten der Sicherheit der Religion und der geiſtlichen Unabhängigkeit des Papſtes wie eines anſtändigen Unterkommens für ihn großmüthig nicht vergeſſen. Dann war General Berthier triumfaliſch eingezogen, empfangen von den ſieben Conſuln der neuen Republik; er hatte auf dem Capitol die Schatten des Pompejus, Brutus und Cato angerufen und dem Höchſten gedankt, der eine ſo erhabene Revolution ohne Blutvergießen habe vollenden laſſen. So war im Februar 1798 die römiſche Republik begründet worden.

Nach Pius' VI Tode in der Gefangenſchaft zu Valence hatten die flüchtigen Cardinäle ſich in Padua zu ſammeln begonnen, um unter öſtreichiſchem Schutze in Venedig zur Wahl eines Nachfolgers zu ſchreiten. In der Patriarchalkirche S. Pietro in Caſtello in der tiefgeſunkenen traurigen Lagunenſtadt ward am 31. October 1799 das Todtenamt für den »apoſtoliſchen Pilger« gehalten, bei welchem der Biſchof von Orvieto, Cardinal Ceſare Brancadoro, die Gedächtnißrede ſprach: ein großartig ſchöner Gegenſtand, hätte der Redner ihn nach allen Seiten entwickeln dürfen. Der Cardinal von York war ſchon einige Zeit früher von Sizilien aus im Venezianiſchen angelangt, krank, beinahe mittellos. Seine Verlegenheit war ſo groß daß der gelehrte Cardinal Stefano Borgia, damals eines der bedeutendſten und einflußreichſten Mitglieder des heiligen Collegiums, um Geſchichte und Alterthum namentlich durch ſein gründliches Werk über Benevent, um die Kirche durch ſeine treffliche Verwaltung der Propaganda verdient, ſich zu Gunſten des letzten Stuart an das britiſche Gouvernement zu wenden beſchloß. Er that es nicht direct, ſondern mittelſt eines Briefes an den Baronet Sir John Cox Hippesley, deſſen erſte Frau, Margaret Stuart, eine Agnatin der alten ſchottiſchen Königsfamilie geweſen, und welcher, bei längerm Aufenthalte in Rom unter Pius' VI Regierung, in freundſchaftliche Beziehungen zum Cardinal von York getreten war. »Der Cardinal-Herzog, ſo ſchrieb Borgia von Padua aus am 14. September 1799, verlor

nicht nur Alles durch die Franzoſen, ſondern mußte ſich, im Alter von fünfundſiebzig Jahren und an einem ſchmerzlichen Beinſchaden leidend, durch die Flucht retten, zu Lande erſt dann zu Schiffe. All ſeine Habe in Rom und Frascati wurde geplündert. Er nahm ſein Silbergeräth mit ſich welches er in Meſſina zu verkaufen begann, und deſſen Reſt er jetzt zum Verkauf nach Venedig geſandt hat. Von den Juwelen blieb ihm wenig, indem er die ſchönſten bereits in Rom veräußerte, um die ſchweren franzöſiſchen Kriegsſteuern zu erlegen. Von ſeinem Einkommen verlor er 48,000 Scudi durch die franzöſiſche Revolution, während die römiſche ihn um die von der apoſtoliſchen Kammer ihm ausgeſetzten Summen brachte wie um die ihm gehörenden römiſchen Staatspapiere. Nichts blieb ihm übrig als die ſpaniſchen Beneſizien die gegen 14,000 Scudi betragen, aber, in Papier ausgezahlt, beträchtlich verlieren und überdies ſeit Jahresfriſt ausgeblieben ſind. Und in ſolcher Bedrängniß hat er noch ſchwere Laſten, denn 4000 Scudi muß er der Schwägerin zahlen, 3000 der Mutter ſeiner verſtorbenen Nichte, 1500 in Folge verſchiedener von Vater und Bruder beſtimmten Legate.«

Sir John Hippesley, im Verein mit einem Verwandten ſeiner verſtorbenen Frau Mr. Andrew Stuart, gleich ihm Parlaments-Mitglied, erfüllte bereitwillig Cardinal Borgia's Wunſch, indem er dem britiſchen Cabinet von der Verlegenheit des Letzten der verbannten Königsfamilie Nachricht gab. Das Cabinet, William Pitt an der Spitze,

zeigte ſich alsbald bereitwillig zur Hülfe. Der Botſchafter in Wien, Lord Minto, derſelbe welcher als Gilbert Elliot die Verwaltung des den Franzoſen entriſſenen Corſica übernahm und ſpäter General-Gouverneur von Indien ward, erhielt den Auftrag vorläufig Geld nach Venedig zu ſenden, wo, auf der Inſel San Giorgio maggiore, bei der Kirche welche eins von Palladio's großartigſten Meiſterwerken iſt, die von allen Seiten herbeigekommenen Cardinäle ſich in dem Conclave befanden, in welchem Gregor Barnabas Chiaramonti zum Papſte gewählt wurde. Ein Jahrgehalt von viertauſend Pfund, auf ſo lange Zeit als dem Cardinal angenehm ſein konnte, wurde zugleich angeboten. Heinrich Benedict dankte ſo dem Botſchafter wie dem Baronet mit großer Wärme.

»Ihre Briefe, ſo ſchrieb er Erſterm, überzeugen mich von dem herzlichen Antheil den Sie an Allem nehmen was meine Perſon betrifft, und gern erkenne ich daß ich namentlich Ihren freundſchaftlichen Bemühungen und denen Ihrer Freunde die Unterſtützung verdanke, die mir großmüthig gewährt worden iſt um die äußerſte Noth zu lindern, in welche ich durch die gegenwärtigen traurigen Verhältniſſe verſetzt worden bin. Ich kann nicht hinlänglich ausdrücken wie ſehr ich Ihrem guten Herzen Dank weiß, und ſchreibe Ihnen gegenwärtige wenigen Zeilen, zuerſt um Sie meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit zu verſichern, ſodann um Ihnen anzuzeigen daß ich mittelſt eines in voriger Woche hier eingetroffenen engliſchen Gentleman, Mr. Oakly, ein Schrei-

ben aus Wien von Lord Minto erhalten habe der mir meldet daß ihm von ſeinem Hofe der Befehl geworden iſt mir für jetzt die Summe von zweitauſend Pfund auszuzahlen, und daß ich im nächſten Juli, wenn es mir beliebt, eine Anweiſung für dieſelbe Summe ausſtellen kann. Das Schreiben iſt ſo höflich und verbindlich, und ſo voll Ausdrücke beſonderer Hochachtung und Rückſicht gegen mich, daß es mich mit lebhaftem Gefühl der Befriedigung erfüllte, durch den Zartſinn womit die Sache behandelt, und mit nicht minderer Dankbarkeit für die Großmuth womit meiner Noth abgeholfen worden iſt. Ich habe Lord Minto's Brief beantwortet und dieſe Antwort am Sonnabend Mr. Oakly übergeben, der ſie mit der an demſelben Abend abgehenden Poſt nach Wien zu befördern beabſichtigte. Die Art wie ich geſchrieben wird, hoffe ich, Sr. Lordſchaft zur Befriedigung gereichen.

Ihnen geſtehe ich daß die mir gewährte Hülfe nicht zu gelegenerer Zeit hätte kommen können. Denn ohne dieſelbe wäre es mir unmöglich geweſen auszukommen, in Folge des beinahe unerſetzlichen Verluſtes meines ganzen Einkommens, deſſen Fonds ſogar verloren gegangen ſind. So wäre ich während des noch kurzen Reſtes meines Lebens zu Armuth und Elend verurtheilt geweſen. Ich wollte nicht einen Augenblick verlieren, Sie von allem dieſen in Kenntniß zu ſetzen, und bin gewiß daß Sie in Ihrer Freundlichkeit Mittel finden werden, auf energiſche und geeignete Weiſe meinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Die

beſondere Verpflichtung die ich gegen Mr. Andrew Stuart habe, für alles was er bei dieſer Gelegenheit ſo bereitwillig zu meinen Gunſten gethan, ſchreibt mir unumgänglich vor Sie zu bitten ihm meinen beſten Dank abzuſtatten. Ich habe mit vieler Freude durch General Acton die mir von ihm geſandte genealogiſche Geſchichte unſerer Familie erhalten, und hoffe daß der Genannte ihn meines Dankes für einen ſo werthvollen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit verſichert hat. Sollten Sie endlich es für paſſend halten und dazu einen geeigneten Anlaß finden, ſo bitte ich Sie den übrigen Herren, welche in dieſer Sache thätig geweſen ſind, meine dankbare Geſinnung auszuſprechen, womit ich, mein lieber Sir John, Sie von ganzem Herzen umarme. Venedig 26. Februar 1800. Ihr beſter Freund Henry Cardinal.«

Es iſt peinlich genug, ſolchen gutgemeinten aber allzu unterthänigen Dank aus dem Munde des letzten Sprößlings eines unglücklichen verjagten geſchmähten auch noch in der Fremde verfolgten Königshauſes zu vernehmen, den Dank eines ins Grab ſinkenden Greiſes für ein Almoſen das ihm noch ein Paar traurige Jahre friſten ſollte, und aus welchem engliſche Proſa und Poeſie einen Akt eclatanter Freigebigkeit zu machen ſich beſtrebten:

And the last prince of Darnley's house shall own
His debt of gratitude to Brunswick's throne.

Wie dem immer ſein mag, die verbeſſerten Umſtände, zu denen die Reſtauration der päpſtlichen Regierung in dem durch die Wegnahme der Legationen und Marken auf weniger als die Hälfte reduzirten Kirchenſtaat nach der Wahl Pius' VII in erſter Reihe zu rechnen iſt, kamen der Gräfin von Albany weſentlich zu gute. Zu gleicher Zeit wurde auch Alfieri's piemonteſiſches Einkommen regelmäßiger ausgezahlt. So kauften ſie wieder Pferde ſtatt ſich eines »ſchlechten Miethwagens« zu bedienen, und hatten reichliche Mittel zu anſtändigem wenn nicht zu glänzendem Leben. Alfieri's Leidenſchaft für Pferde, eine ſeiner großen Paſſionen von Jugend an, währte bis zu ſeinen letzten Tagen, und man ſah ihn, ſo lange er wohl war, eine Art von Tilburi ſelber lenken, in rothem Mantel, den er, gleich ſeiner Freundin um Mode wenig ſich kümmernd, trug, ſonſt in dunkelfarbener einfacher Kleidung, das röthliche von der Stirne zurückgeſtrichene Haar langherabfallend auf den Nacken. Seine Stimmung ſoll von der durch Wiehern kundgegebenen Laune ſeines Lieblingspferdes abgehangen haben das er jeden Morgen mit eigener Hand fütterte.

In dieſe Zeit gehört die bekannte Anekdote mit General Miollis, dem franzöſiſchen Militär-Gouverneur von Toscana ſeit dem Vertrage von Campoformio, welcher den Dichter kennen zu lernen wünſchte, jedoch von dem Grafen unceremoniös genug beſchieden ward. Nicht alle Italiener empfanden dieſelbe Abneigung gegen den Mann der gerne mit Literatur umging und ſich einen literariſchen Anſtrich

gab, und Melchior Ceſarotti, der freilich der Protagoniſt des italieniſchen Franzoſenthums war welches Alfieri mit bitterſtem Spott verfolgte, widmete ſeine Uebertragung des Juvenal »dem trefflichen und anbetungswürdigen General Miollis, dem Diener des Mars, dem Höfling der Tugend, dem Freunde der Muſen.« Ueberhaupt wurde Alfieri mit vorrückenden Jahren immer ſchroffer und unzugänglicher. Man erinnert ſich noch heute in Florenz daran, wie die meiſte Zeit über auf dem Flur des Hauſes ein Täfelchen hing mit den Worten: Der Graf Alfieri iſt nicht zu Hauſe. Schon wurde ſeine Selbſtſchilderung in dem Briefe an Ceſarotti erwähnt die man jedoch ſchwerlich wörtlich nehmen darf. Er machte meiſt einſame Spazierritte oder Gänge: wie in früher Jugend Santa Croce ihn gefeſſelt, ſo beſuchte er auch jetzt vorzugsweiſe dieſe an ruhmvollen Erinnerungen reiche Kirche. Auf ſeinen Wanderungen beſchäftigte er ſich meiſt mit Poeſie, und manche ſeiner längeren Gedichte ſind ſtückweiſe während derſelben entſtanden. Beim Niederſchreiben pflegte er dann anzumerken, wo und in welcher Stimmung und ſelbſt bei welchem Wetter er die Verſe componirt hatte. Die Boskette der Cascinen, Lieblingsſpaziergang der Florentiner, ſo der eleganten Welt wie des Volkes und damals minder geräuſchvoll als heute; der Garten Boboli, dieſe ſchöne Schöpfung der ſo für Natur wie für Kunſt ſtets empfänglichen Medici, welcher hinter dem Palaſt Pitti die mit den prächtigſten Bäumen, mit Blumen und Raſenplätzen bedeckten, mit Statuen und Brunnen

geſchmückten Höhen hinanſteigt von denen man eine wundervolle Ausſicht auf Stadt und Umgebung genießt; die ſtillen Baumgänge auf den hohen Wällen, Kirchen ſelbſt wie Santa Maria Novella, finden ſich in ſolcher Art oft von ihm genannt. Häufig pflegte er längs den Mauern der Stadt zu wandern, zwiſchen Porta la Croce und Porta San Gallo, von wo aus der Blick über Florenz und die Hügel und Berge ſchweift. Ein komiſches Sonett aus dem Jahre 1795 ſchildert dieſen Spaziergang, wie er den belebenden Stral der Sonne ſuchend ſich wärmte, während ihm das Geſchrei der Schweine die Ohren zerriß die an dem nahen Thor von Pinti zum Behuf des Zahlens der ſtädtiſchen Abgabe gewogen wurden. Minder ſchlimm, ſagt er, als da franzöſiſches Geſchnatter mich zu Wachs und Baumwolle greifen ließ — lieber als galliſche Sirene etruskiſche Sau. In Geſellſchaft ging er wenig mehr; die Oper beſuchte er nur ſelten mit der Freundin. Seine Geſundheit war längſt im Sinken. Die häufigen Gichtanfälle, an denen er ſeit mehren Jahren litt, hatten ihn, da er ihrer durch die allerſtrengſte Diät Herr werden zu können glaubte, allmälig zu einer Lebensweiſe veranlaßt, welche, im Verein mit ſeinen angeſtrengten Arbeiten, ſeine Conſtitution untergrub. Schon zu Ende der zwanziger Jahre war er äußerſt mäßig geweſen, hatte dem Wein, Café und ähnlichem entſagt, ſich regelmäßig an die einfachſten Nahrungsmittel gehalten. In allen Dingen jedoch, nach eignem Geſtändniß, zu Extremen geneigt, hatte er

ſich der größten Enthaltſamkeit befleißigt: mein Magen, ſagt er einmal, könnte er meine Geſchichte ſchreiben, würde mich ſchmutzig geizig nennen. So ſchwächte er ſich allmälig zu ſehr. Er fühlte daß er nicht lange mehr leben werde. In Gegenwart einer vornehmen Dame welche die Gräfin beſuchte, murmelte er, vor dem Spiegel vorübergehend, den Vers des Sonetts auf das eigne Bildniß: Pallido in volto più che Re sul trono. Im Herbſte 1802 kam Caluſo, welcher nebſt ſeinem ältern Bruder, nach dem vielfachen Unglück und den Verfolgungen die im Jahre 1798 den Sturz des Königshauſes begleiteten, nachdem Beide in der Citadelle von Turin eingeſperrt geweſen, zugleich mit vielen andern Piemonteſen nach Toscana ausgewandert war, von Piſa aus zum Beſuch bei dem damals kranken Freunde. Während dieſes Beſuchs malte Fabre Caluſo's Bildniß, das in Florenz blieb. Es war ihr letztes Zuſammenſein.

Alfieri erholte ſich wieder. »Mit meiner Geſundheit wird auch meine Stimmung wieder beſſer, ſchrieb er an den nach Turin heimgekehrten Freund. Ich habe eine Fußwanderung gemacht, nach der Villa der Marquiſe Santini im Mugello: achtzehn Millien grundſchlechten Weges. Und es hat mir wohlgethan.« Und er arbeitete wieder fleißig, ſchloß ſeine Autobiografie ab, vollendete die Comödien durch die er, abſtracte politiſche Ideen in dramatiſcher Form verkörpernd, ein eigenthümliches Genre zu begründen beabſichtigte, welche aber wenig beachtet und verſtanden

wurden, ordnete ſeine Papiere, und feilte an den Uebertragungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen die ihn während der letzten Lebensjahre beſonders in Anſpruch nahmen. Dieſe Arbeiten veranlaßten ihn eines Schreibers und Gehülfen ſich zu bedienen, eines jungen Mannes der in den alten Sprachen erfahren war, Francesco Taſſi, welcher damals von Rom kam, wohin ſein früherer Lehrer in der florentiniſchen Benedictiner Abteiſchule, Pater Michel-Angelo Luchi, ihn berufen hatte, als dieſer gelehrte Mann von Pius VII, einſt ſein Zögling, den Cardinalspurpur erhalten hatte. Luchi's früher Tod veranlaßte Taſſi zur Rückkehr in die Heimth, wo er Alfieri's Arbeit, wie dieſer ſich ausdrückt, weſentlich erleichterte. Seine Art zu arbeiten war ſeltſam. Der Gehülfe las den griechiſchen Text den er mündlich übertrug, während Alfieri, Taſchenbuch und Stift in der Hand, im Zimmer auf und ab ging, und ſeine eigene Ueberſetzung niederſchrieb. So mogte Monti es bei ſeiner Ilias mit Muſtoxides' Hülfe gemacht haben.

Aber es ſollte nicht lange währen. Zu Anfang des Herbſtes 1803 ward er von einem neuen Gichtanfall ergriffen, der ſich, vom Arzte verkannt, auf die Bruſt warf. Die Krankheit erſchien ernſt wenn nicht unmittelbar lebensgefährlich. Am Abende des 7. October ſaß die Gräfin bis tief in die Nacht hinein an ſeinem Lager: am folgenden Morgen ſtand er auf, ſank aber bald darauf ſterbend hin. Er ſtand im fünfundfünfzigſten Jahre ſeines Alters.

François Auguſte de Chateaubriand, auf der Durch-

reiſe nach Rom in Florenz, ſah Vittorio Alfieri im Sarge. Montaigne ſah den von der Nacht des Trübſinns umfangenen Taſſo im Spital zu Ferrara — Milton beſuchte Galileo, alt und erblindet und unfrei, auf der Höhe von Arcetri.

Ein eigenthümlicher Umſtand begleitete Vittorio Alfieri's Tod. Die freigeiſteriſche Geſinnung und Anſichten ſeiner reifern Jugend und ſeines Mannesalters hatten ihn dem poſitiven Chriſtenthum entfremdet. Wer ſeine dramatiſchen Werke und übrigen Schriften kennt, wird mehr durch negative Andeutungen denn in andrer Weiſe daran erinnert. Aber die Negation vermogte bei einem ſo begabten Manne, gegenüber dem furchtbaren Ernſt des Lebens und der Erfahrungen die ihn aus ſeiner nichtigen Filoſofenruhe aufrüttelten, nicht Stand zu halten. Die Gräfin von Albany bemerkte in ſpätern Zeiten wie, ſeit der Revolutionszeit, Alfieri's religiöſe Anſichten auf dem Wege einer vollſtändigen Umwandlung geweſen ſeien, was übrigens ſein Angriff auf Voltaire, von ihm ein Entfinder oder Erfinder des Nichts genannt, wie lyriſche Gedichte andeuten. Der esprit fort der Zeiten vor 1789, äußerte ſie in ihrer bequemen Weiſe, würde, bei längerm Leben, mit dem Roſenkranz in der Hand geendet haben. Faſſen wir dies in höherm Sinne auf, ſo müſſen wir der Anſicht beiſtimmen daß der Kampf zwiſchen den Prinzipien und Ideen der freigeiſteriſchen oder vielmehr ungläubigen Jugend, und den Früchten der Erfahrungen, der Enttäuſchungen, der

Betrachtungen, der unerfüllten Sehnſucht der reifern Jahre nicht vorüber war als Alfieri abberufen ward; daß er von der Höhe der Tugend des antiken Lebens und Empfindens ſich zu einer vollkommnern Tugend erhoben und in ſeinen eignen, damals noch mit der Unklarheit ringenden Seelenzuſtänden die volle Wahrheit und Schönheit des Chriſtenthums gefunden haben würde. Aber der Tod nahte bevor der Sieg entſchieden war. Er ſtarb ohne prieſterlichen Zuſpruch. Als das Uebel einen gefährlichen Karakter annahm, erſuchte eine in Florenz im Exil lebende, mit der Gräfin von Albany befreundete piemonteſiſche Dame, die Marquiſe de Prié, den Pater Canovai den Kranken zu beſuchen. Stanislao Canovai, vom Orden der Calaſanzianer oder »Brüder der frommen Schulen«, ein origineller und geiſtvoller Mann und beliebter Kanzelredner, der ſich namentlich durch ſeine Apologie Amerigo Vespucci's einen Namen gemacht hat, war mit Alfieri bekannt, hielt es indeß nicht für paſſend zu gehn: er wolle ſich nicht aufdrängen, ſagte er; wünſche der Kranke ihn zu ſehn, ſo werde er deſſen Ruf abwarten. Am folgenden Morgen ging er doch: im Moment wo er ins Zimmer trat, neigte Alfieri, in den Lehnſtuhl zurückfallend, das Haupt und verſchied.

Bis an ſein Lebensende hat der Geiſtliche ſich Vorwürfe gemacht, der Einladung nicht allſogleich nachgekommen zu ſein. Daß Diejenige, welche ſo lange Jahre hindurch an des Heimgegangenen Seite geſtanden, ſich ſelber Vorwürfe gemacht haben ſollte, den Einfluß, welchen

Frauen in ſo reichem Maße beſitzen, nicht zur Entwicklung jener Anfänge einer beſſern und tröſtlicheren Ueberzeugung benutzt zu haben von deren Daſein ſie Kunde giebt, iſt kaum anzunehmen. Die Gräfin von Albany ſtand ganz auf dem freigeiſteriſchen Standpunkte welcher in der Zeit ihres Eintritts in Welt und Geſellſchaft Mode war. Der vieljährige Umgang mit Alfieri, wie andere Verbindungen namentlich mit Foscolo, trugen keineswegs dazu bei dieſe Anſichten zu modifiziren. Sie blieb auch in dieſer Beziehung eine Repräſentantin des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Verhältniß der Gräfin von Albany zu Alfieri mogte durch momentane Verſtimmung, Folge ſeiner zunehmenden Kränklichkeit und Abgeſchloſſenheit, und andere Umſtände, wobei auf beiden Seiten Schuld lag die indeß nicht vor die Oeffentlichkeit gehören, vorübergehend geſtört worden ſein. Die Gräfin mogte den Einfluß ſeines herriſch herben Weſens, das in hochfahrender Heftigkeit namentlich in häuslichen Beziehungen ſich äußerte, mehr als ihr lieb war empfunden und ihm ſich zu fügen nöthig erachtet haben: denn wie er ſich ſelber tyranniſirte, ſo tyranniſirte er auch die ihm lieb waren. Ernſtlich getrübt wurde dies Verhältniß nicht. »Ich täuſchte mich ſicherlich nicht in Gefühl und Urtheil, ſchrieb er noch in der letzten Lebenszeit, indem ich jetzt, nach ſo langen Jahren, nachdem ich in das

Alter bitterer Enttäuſchungen getreten, immer mehr an der Freundin hange, je mehr, nach den Geſetzen der Zeit, der vergängliche Reiz hinfälliger Schönheit ſchwindet. In ihr erhebt ſich, mildert und veredelt ſich mein Geiſt von Tag zu Tage, und daſſelbe erkühne ich mich von ihr zu glauben und zu ſagen, die in mir vielleicht Stütze und Kräftigung findet.« Es war nicht Dichtung wenn er äußerte, ſie allein ſei es welche ſein Leben verſchöne; ſtumm ſei in ihm der hohe Sinn wenn ſie ihn nicht aufrufe edlen Flug zu wagen. »Ich war überzeugt, ſchrieb die Gräfin zwei Monate nach Alfieri's Tode an den berühmten Helleniſten D'Anſſe de Villoiſon, den ſie in Paris und in Italien gekannt hatte, daß Sie an dem entſetzlichen Verluſt der mich betroffen hat innigen Antheil nehmen würden. Sie wiſſen aus Erfahrung was es heißt eine Perſon verlieren, mit der man ſechsundzwanzig Jahre hindurch gelebt: einen Freund der mir nie einen Moment Kummer gemacht, den ich ſtets geachtet, geliebt, verehrt habe. Ich bin die unglücklichſte der Frauen: ich habe die Empfindung verloren; Troſt und Geſellſchaft ſind mir geraubt; ich ſtehe allein in der Welt die mir zur Laſt iſt. Heute noch kann ich mich nicht davon überzeugen daß ich ihn nicht wiederſehn werde. Seit zehn Jahren hatte ich ihn nicht einen Augenblick verlaſſen: wir brachten die Tage gemeinſam zu; ich ſaß neben ihm bei der Arbeit; ich ermahnte ihn ſich nicht zu ſehr zu ermüden. Es war vergebens: ſein Eifer im Studium mehrte ſich mit jedem Tage, und über der anhaltenden Beſchäftigung ſuchte

er ſich die Zeitverhältniſſe aus dem Sinn zu ſchlagen. Seine glühende Seele konnte nicht mehr in dem Körper weilen den ſie fortwährend untergrub. Er iſt glücklich: er iſt dem Anblick ſo vielen Elends entrückt und ſein Ruhm wird mit den Jahren ſteigen. Ich bin zu beklagen, denn ich habe ihn verloren. Ich kann mich mit nichts mehr beſchäftigen. Es liegt nicht in meiner Abſicht von Ort zu wechſeln — Ort und Lage ſind mir gleichgültig, und ich freue mich immer wenn ein Tag zu Ende iſt.«

So ſchrieb ſie, unter dem noch friſchen Eindruck des Verluſtes den ſie erlitten, und es iſt kein Grund vorhanden an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes zu zweifeln: ihr Karakter war zu ehrlich und offen um zu heucheln. Bis zu ihren letzten Jahren ſprach ſie oft und gerne von Alfieri. Aus ihren Aeußerungen ergab ſich Stolz, Gegenſtand der Neigung eines ſo hervorragenden Geiſtes geweſen zu ſein, ja weſentlich dazu beigetragen zu haben ihm eine feſtere, ſtetere, ſelbſtbewußtere Richtung zu geben. Es ergab ſich daraus Achtung vor ſeiner, aller Mängel ungeachtet, edlen unabhängigen geraden Sinnesart, lebendiges Bewußtſein ſeiner feſten und mächtigen man mögte ſagen monumentalen Perſönlichkeit, deren imperatoriſchem Weſen ſie ſich anſchmiegte oder unterordnete, woher dasjenige Gefühl welches die aus der Selbſtbiografie nur zu bekannte Engländerin, die Meinung und Sitte verachtende Heldin ſeines tollſten Liebesromans, als Anwandlung von Furcht bezeichnete; kurz, vielmehr die von

dankbarer Anhänglichkeit erwärmte Anerkennung geiſtiger Ueberlegenheit als Liebe.

Die Richtung ihres nachmaligen Lebens ſteht damit in Einklang.

Was an ihr lag that ſie, des Freundes Andenken zu ehren. Ein Jahr nach ſeinem Tode begann die Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften. In ſeinem Letzten Willen hatte Alfieri ihr dieſe anvertraut, während er, nach Beſtimmung verſchiedener Legate, ſie zu ſeiner Univerſalerbin ernannte. »Alle meine beweglichen und unbeweglichen Güter, Gold und Silber, Bücher und Handſchriften und Anderes, vermache ich der Frau Gräfin Luiſe von Albany, geborenen Prinzeſſin Stolberg, Witwe des im Monat Januar 1788 zu Rom verſtorbenen Grafen von Albany Stuart.« Und in einem ſeine letzten Wünſche enthaltenden Schriftſtück beſtimmte er daß der Druck ſeines literariſchen Nachlaſſes ganz von ihrem Gutdünken und ihrer Convenienz abhangen ſollte, während er ſie zugleich beſchwor dies Geſchäft nicht etwa einem Andern nach ihrem Tode zu übertragen, ſondern, falls ſie es nicht paſſend erachten ſollte dieſe Schriften zu drucken, dieſelben in ihrer Gegenwart vernichten zu laſſen, mit Ausnahme der Satiren, des Miſogallo, des Abel und der lyriſchen Gedichte.

Die Erbin kam dieſen Beſtimmungen treulich nach. Auf ihren Wunſch kam im Frühling 1804 der Abate di Caluſo nach Florenz, um die Handſchriften des ihm

vorausgegangenen theuren Freundes zu ordnen und zu ſichten. Francesco Taſſi welcher dieſelben am beſten kannte, und von deſſen Hand manches geſchrieben war, und Fabre halfen bei der Arbeit. In demſelben Jahr begann, auf Koſten der Gräfin, der Druck dieſer nachgelaſſenen Werke, in der Piattiſchen Offizin zu Florenz die ihnen ein anſtändiges Aeußere zu geben ſich bemühte, jedoch mit dem falſchen Druckort London, wie damals, und noch lange nachher, bei Büchern üblich war die gewiſſe Cenſurſchwierigkeiten erregen konnten ohne ſchlimm genug zu ſein um ganz unterdrückt zu werden, wie die Novelliſten und Botta's Geſchichte Italiens, Machiavell's Werke und Niccolini's Nabucco. Mit dem Abel, einer »Tramelogödie«, der Uebertragung der Alceſte des Euripides und der Originaltragödie welche, angeblich eine Ueberſetzung, denſelben rührenden Gegenſtand behandelt, ward der Anfang gemacht. Dann folgten die übrigen Schriften, ſo Originale wie Nachbildungen, unter letztern die Aeneis welche ſich wol am wenigſten für Alfieri eignete, deſſen Arbeit Monti in einem Briefe an Muſtoxides ein epiſches Sacrilegium nannte, und die Selbſtbiografie. Letztere mit einigen wenngleich nicht bedeutenden Auslaſſungen, namentlich im letzten Theile, wo die Ausfälle gegen die Franzoſen Bedenken erregen mogten. Der Abate die Caluſo fügte dem Druck den Brief an die Gräfin von Albany bei, welcher, die Erzählung aufnehmend wo der Verfaſſer ſie wenige Monate vor ſeinem Tode fallen gelaſſen hatte, ſie

mit der Relation über die letzten Tage beſchloß. Jeder wird der Freundin Alfieri's Dank dafür wiſſen daß ſie, über kleinliche Rückſichten und Beſorgniſſe erhaben, ein Buch veröffentlichte in welchem der größere Theil ihres eignen Lebens enthalten war; eines der merkwürdigſten Monumente der Memoirengattung, welches, wenn es von Perſonen, Zuſtänden und Sitten der Zeit, und der vielen von dem Verfaſſer durchwanderten Länder, unendlich weniger berichtet als man wünſchen dürfte, doch Vieles in der Silhouette erſcheinen läßt, während es das Ich des Autors, ſeine Neigungen und Geſchicke, ſeine Arbeiten und Abenteuer, und einige ſeiner vertrauten Freunde mit einer ſelten erreichten, kaum übertroffenen lebenvollen Anſchaulichkeit ſchildert. Alfieri meinte der Druck dieſer Sachen könnte der Freundin Gewinn bringen: wahrſcheinlich veranlaßte er ihr nicht unbedeutende Koſten, nach den damaligen und zum Theil ſelbſt noch heutigen Verhältniſſen des italieniſchen Buchhandels.

Und ſie ſetzte dem Heimgegangenen noch ein anderes Denkmal.

Der Mann der mehr als Irgendeiner ſeiner Zeit, ja mehr als Irgendeiner ſeit zwei Jahrhunderten, für die Regeneration Italiens gewirkt und gelebt hatte, durfte nur in jenem Tempel eine Ruheſtätte finden, welcher die Aſche und die Monumente ſo vieler großen Todten enthält. Kleinlich engherzige Oppoſition wollte Alfieri aus der Kirche Santa Croce ausſchließen, und es war zu befürchten daß

ſie bei der Königin-Regentin Gehör finden könnte. Aber der Staatsminiſter Graf Giulio Mozzi erlangte das Decret welches die königliche Gewährung ertheilte. Neben Niccolò Machiavelli's Grabſtätte wurde Vittorio Alfieri der Platz angewieſen: Antonio Canova übernahm den Auftrag, den großen Todten durch ein Werk ſeiner Hand zu feiern, wie er ſpäter der römiſchen Peterskirche das Denkmal der letzten Stuarts gab. Auf hohem länglich rundem Sockel, der mit der Leier und zwei Kränzen geſchmückt iſt, erhebt ſich ein Sarkofag in antiker Form, mit tragiſchen Masken und Lorberkränzen, in einem Medaillon das Bruſtbild des Dichters mit der Umſchrift: Victorius Alferius Astensis. An den Sarkofag lehnt ſich, das mit der Mauerkrone geſchmückte Haupt auf den rechten Arm geſtützt, in weitem faltenreichen Gewand eine majeſtätiſche Geſtalt. Es iſt die Italia: ihre Schönheit iſt mächtig, ihr Schmerz iſt nicht weichlich, ihre Haltung iſt edel und ruhig; es iſt trauerndes Sinnen voll ſtarken Selbſtbewußtſeins und wie mit dem Hoffnungſtral inmitten der Noth der Zeit. So mußte die Italia ſein die über Alfieri's Aſche wacht; ſo mußte die Italia ſein, wie Canova's edler Geiſt ſie empfand und auffaßte — die Italia des Mannes welcher auch dem Mächtigſten und Gewaltigſten ſeiner Zeit gegenüber als Sohn dieſer großen Mutter und als ächter Künſtler das Wort führte, und mit freimüthiger Wahrheitsliebe Napoleon mahnte, daß ſein Erkühnen an den Mauern des Vaticans zerſchellen würde; des Mannes der den Genius, das

Recht, die Geſchichte, die Kunſt ſeiner ſchönen, mit Füßen getretenen Heimath unerſchrocken geltend machte. Antonio Canova ſtellte eben Vittorio Alfieri's Monument in Santa Croce auf als der Kaiſer der Franzoſen ihn nach Paris beſchied, und Alfieri's Geiſt ſchien über ihm zu ſchweben, als er mit Napoleon die merkwürdigen Unterredungen hatte, in denen der mächtige Herrſcher klein daſtand neben dem italieniſchen Künſtler.

Auf einer viereckigen Tafel an der Vorderſeite der Baſis lieſt man die Worte:

VICTORIO ALFERIO ASTENSI
ALOISIA E PRINCIPIBUS STOLBERGJS
ALBANIAE COMITISSA
M. P. C. AN. MDCCCX.

Bevor wir von dem Manne ſcheiden den wir einen großen Theil ſeines vielbewegten Lebens hindurch begleitet, deſſen Geiſt und Geſinnung wir zu erforſchen geſucht haben, müſſen wir einen Augenblick inne halten, bevor wir weiter ſchreiten in der Lebensgeſchichte der Gräfin von Albany. Weder ſie noch Vittorio Alfieri haben ſich je ausgeſprochen über das Verhältniß in dem ſie zu einander ſtanden. Er nennt ſie gewöhnlich in der Selbſtbiografie »la mia donna« oder »la dolce metà di me stesso«, und in den Briefen »la Signora«; ſie ſpricht von »cet ami in-

comparable« den ſie während zehn Jahren nie verlaſſen habe. Von der letzten Zeit des pariſer Aufenthalts an lebten ſie in demſelben Hauſe, reiſten zuſammen, waren ſo im Jahre 1791 wie im folgenden zuſammen bei den Angehörigen der Gräfin. »On dit que vous êtes attaché à la princesse avec laquelle vous voyagez — on dit aussi qu'elle vous craint« ſchrieb ihm 1791 die ſchon erwähnte engliſche Dame, deren Name Penelope ſo ſchlecht zu ihrem Wandel paßte. »Ich glaube nicht, ſchrieb ihm, wenige Wochen vor ihrem Tode, ſeine Mutter im März 1792, daß die Dame welche, wie Ihr mir meldet mit Euch kommen wird, irgendein Gefühl der Zuneigung zu mir haben kann, da ich nicht das Glück habe ſie zu kennen. Iſt dem aber ſo, ſo mögte ich mir ſchmeicheln daß es Wirkung eines Bundes iſt, von dem ich wünſche daß er wie euer zeitliches Glück ſo euer Seelenheil zu fördern im Stande ſei. Dies wäre mein größter Troſt wie es meine einzige Sehnſucht iſt.« In Florenz waren ſie nie voneinander getrennt, und die ganze vornehme Welt beſuchte fortwährend den Salon der Gräfin.

Alle dieſe Umſtände haben häufig die Annahme veranlaßt daß die Gräfin von Albany und Alfieri verheirathet geweſen ſeien. Man hat dies vielfach geſchrieben und gedruckt. Nach dem Tode Carl Eduard's, hieß es, ſei in Paris die heimliche Ehe geſchloſſen worden. Vermögensrückſichten wie Rückſichten auf Familienverhältniſſe und namentlich auf den Cardinal von York, ſollen der Veröffent-

lichung dieſer Ehe in den Weg getreten ſein. Es iſt jedoch eine irrige Annahme. Die Witwe des Prätendenten und der Dichter waren nie vermält. Die Welt hatte ſich an ihr Verhältniß gewöhnt wie an ſo manche Verhältniſſe derſelben Art, und die florentiniſche Geſellſchaft nahm daran ebenſowenig Anſtoß wie die franzöſiſche des Jahrhunderts Ludwig's XV und XVI.

Mancherlei Wolken mogten vor Beider Seelenſpiegel vorübergezogen ſein: Achtung und Anhänglichkeit blieben unverändert. »Zwiſchen uns, ſchrieb er 1790, war nie Unwahrheit noch Mistrauen noch Geringſchätzung noch Vorwürfe.« Und bald darauf: »Das Scheiden aus dieſer traurigen und leeren Welt, die ich nur zu gut kennen gelernt habe, wird mir keinen andern Schmerz bringen als den der Trennung von der Freundin, und ſo lange ich lebe und nur in ihr und für ſie lebe, flößt kein Gedanke mir Furcht ein als der ſie zu verlieren, und um nichts flehe ich den Himmel an, als mich zuerſt abzurufen aus dieſem irdiſchen Elend.« Und dreizehn Jahre ſpäter, als er die letzte Seite an ſeiner Selbſtbiografie ſchrieb, gedachte er der »unzertrennlichen Gefährtin«, mit der er fünfundzwanzig und mehr Jahre lang Glück und Leid des Lebens getheilt habe und fürder zu theilen denke.

Siebenter Abſchnitt.

Etruriſch-franzöſiſche Herrſchaft.
Tod des Cardinals von York.
Neuer Aufenthalt in Paris.
Reiſe nach Rom und Neapel.
1803—1812.

»Es ist nicht meine Absicht von Ort zu wechseln« schrieb die Gräfin von Albany im Dezember 1803 an Villoison. Sie würde auch nachmals nicht daran gedacht haben wenn nicht Umstände, die außerhalb des Bereichs ihres Willens wie ihrer Berechnung lagen, sie dazu genöthigt hätten. Florenz war ihr lieb; die Verhältnisse entsprachen ihren Vermögensumständen; die Geselligkeit war eine angenehme. Die Herausgabe der nachgelassenen Schriften des abgeschiedenen Freundes gewährte ihr längere Zeit Beschäftigung; ihrem gebildeten Geiste war der Umgang mit den tüchtigen Männern, die zum Theil schon zu Lebzeiten Alfieri's das Haus besuchten, ihrem Kunstsinn war das Leben inmitten der großen Meisterwerke und Erinnerungen der schöpferischen Jahrhunderte nothwendig geworden. So rasch, auch in Toscana, seit dem Vertrag von Campoformio Wechsel auf Wechsel folgte, so fühlte man sich doch weniger als anderswo von den politischen Umwälzungen berührt, deren Aeußerungen im gewöhnlichen Leben die friedlich

gemäßigte Sinnesart des Volkes gewiſſermaßen die Spitze abbrach. Der ſchwächliche junge König von Etrurien war ſchon im Jahr 1803 geſtorben. Seine Witwe, König Carl's IV von Spanien Tochter, hatte für ihren unmündigen Sohn Carl Ludwig die Regierung übernommen welche ſie bis Ende 1807 führte, wo der Napoleoniſche Despotismus die Bourboniſche Prinzeſſin ohne alle Umſtände und unter der leeren Vorſpiegelung der beliebten »Entſchädigung«, natürlich mit fremdem Gut, urplötzlich auf die gewaltſamſte Weiſe wegſchickte, und dem Königreich durch Einverleibung in das Kaiſerreich ein Ende machte. »Seine Majeſtät der König von Etrurien überläßt mit allen Eigenthums- und Souveränetätsrechten das Königreich Etrurien Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen Könige von Italien.« So ſtipulirte der neunte Artikel des ohne Vorwiſſen der Königin-Regentin abgeſchloſſenen Vertrags von Fontainebleau vom 27. October 1807.

Während deſſen war der letzte Stuart zur Ruhe eingegangen. Heinrich Benedict, Cardinal Herzog von York, Dekan des heiligen Collegiums und Biſchof von Oſtia und Velletri, Vicekanzler der Kirche, ſtarb am 13. Juli 1807 im zweiundachtzigſten Jahre ſeines Lebens. Die innerlich friedliche Exiſtenz eines gutmüthigen und frommen, wenig bedeutenden Mannes ging ſtill zu Ende, nicht lange bevor über Rom und das Papſtthum Stürme hereinbrachen, minder wüſt aber ihrem Weſen nach ſchlimmer als jene geweſen die ihn zu Ende des Jahrhunderts aufgeſchreckt,

des Seinigen beraubt, zur Flucht genöthigt hatten; Stürme, ſchlimmer und gefährlicher, weil durch einen ſelbſtbewußten und ſtarren Willen organiſirt und nicht die Wirkung roher Leidenſchaft. Er hatte die letzten ſchwachen Aeußerungen jenes nationalen Gefühls erlebt, das einſt für ſeines Vaters und Bruders Sache gekämpft hatte: eine Sache die er kaum die ſeinige nennen konnte, da er ſich in der That von ihr losgeſagt als er aus Benedict's XIV Hand den römiſchen Purpur empfing. Die politiſchen Anhänger der Familie waren nach und nach dahingegangen: die Söhne derer welche 1745 ins Feld gezogen, waren ſchon großentheils, ihre Enkel alle in andern Ideen groß geworden; was von Jakobiten in Frankreich, Teutſchland, Italien war, hatte ſich ſeit Carl Eduard's ſpätern Jahren neuen Intereſſen zugewandt. Seit 1799 findet ſich kein engliſcher Name mehr unter den Perſonen des Hofſtaats des Cardinals von York.

Er war allmälig ein Fremder geworden, freilich nicht in dem Maße daß er ſein Geburts-Anrecht auf den engliſchen Thron vergeſſen hätte, wie es namentlich an den Tag trat als ihn ein Sohn Georg's III beſuchte, der Herzog von Suſſex, welcher in Rom ſeine bekannte nachmals in England für ungültig erklärte Ehe ſchloß; ein Beſuch wobei der Cardinal die Unterredung mit ſeinem Gaſt ſtehend führte. Den engliſchen Boden hatte er nie betreten. Wir ließen ihn im Conclave zu Venedig, wo am 14. März 1800 Pius VII gewählt ward, und wo er am 20. deſſelben

Monats, am Tage des heiligen Ordensstifters Benedict, in der prächtig geschmückten Kirche San Giorgio maggiore bei der durch den Cardinal Doria Pamfilj vollzogenen Krönung des Papstes, im Namen des heiligen Collegiums die Rede hielt. Bei Pius' feierlichem Einzug in Rom, am 3. Juli des genannten Jahres, war er es, der als Erzpriester der Vaticanischen Basilika an der Spitze des Kapitels derselben, den Papst an der Thüre der Sacristei empfing und in die großartigste Kirche der Welt geleitete, wo der Statthalter Christi, wer weiß wie von vielen Gefühlen überwältigt, in stiller Andacht vor dem auf dem Altar der Confession ausgestellten h. Sacrament niederkniete, wie ein halbes Jahrhundert nach ihm ein anderer aus dem Exil heimkehrender Pius, und dann dem zahlreich versammelten Volke den Segen ertheilte. Als Erzpriester war er gleichfalls zugegen, als am 21. Januar 1802 Clemens' XIV sterbliche Reste aus Sanct Peter nach der Apostelkirche gebracht wurden, in das Grabmal welches Canova's Hand dem vielgepriesenen und viel-geschmähten Ganganelli errichtet hatte. Im Winter wohnte er in Rom, im Sommer und Herbst meist in Frascati, auch nachdem er, als Cardinal-Dekan, das Tusculanische Suburban-Bisthum abgegeben hatte. In römischen Tageblättern und Denkwürdigkeiten finden wir wiederholt seinen Namen: aber diese Erinnerungen knüpfen sich nur an Ereignisse des kirchlichen oder Privatlebens des Papstes und päpstlichen Hofes, wie noch heutzutage die römische Zeitung

ſie als Premier-Paris zu bringen pflegt, während rings herum Krieg oder Revolution toben. Im October 1802 beſuchte ihn in Frascati Pius VII, welcher mit beſonderm Vergnügen in der vom Cardinal geſchaffenen Bibliothek des Seminars verweilte und dort auch den König von Sardinien ſah, den frommen und guten Carl Emanuel, welcher inmitten der Stürme jenes Jahres der Krone entſagt hatte und damals die Villa Piccolomini bewohnte. Gerade ein Jahr ſpäter wiederholte der Papſt ſeinen Beſuch, und wurde vom Cardinal Herzog, damals ſchon Biſchof von Oſtia, in der Villa ſeines Freundes und nachmaligen Teſtaments-Vollziehers empfangen, des Biſchofs von Milevi in partibus, Mſgr. Angelo Ceſarini, in der Nähe der großen Villa Muti nicht ferne von dem Saum des Waldes von Grottaferrata. Der Cardinal hinwieder pflegte ſich nach Caſtel-Gandolfo zu begeben, dort dem Papſte ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Wir finden ihn dort zum letztenmale am 4. October 1805, während am 26. deſſelben Monats Pius nochmals in Frascati war, ihm und dem Könige einen Beſuch abzuſtatten.

Am 15. Juli 1802 hatte der Cardinal von York zu Frascati ſeine letztwilligen Verfügungen getroffen und ſeinen vieljährigen Vertrauten Monſignor Ceſarini, Rector des Frascataner Seminars, zu ſeinem Fiduciar-Erben eingeſetzt, mit ſo ausgedehnten Vollmachten daß, vermöge einer Teſtamentsklauſel, derſelbe ſein wirklicher Erbe werden ſollte, wenn man ihn auch nur zur Erklärung der nur ihm an-

vertrauten Absichten des Erblassers zu ihm ungelegener Zeit nöthigen würde. In diesem Document sprach der Cardinal sein Bedauern aus daß die durch die römische Revolution erlittenen schweren Verluste, und das Opfer von Juwelen und Silberzeug das er damals Pius VI gebracht, ihn in die Unmöglichkeit versetzten, für die Personen seiner Hofhaltung und andere Getreue das zu thun, was in seiner Absicht gelegen. Zugleich bestätigte er nochmals seine zuerst im Jahr 1764 ausgesprochene, dann bei Carl Eduard's Tode und wiederum 1792 erneuerte Verwahrung in Betreff seiner Rechte auf den britischen Thron, und der Uebertragung des Nachfolgerechts auf das weiblicherseits von seiner Großtante, Madame, der Herzogin von Orleans, abstammende königliche Haus Savoyen.

Heinrich Benedict's sterbliche Reste wurden nebst denen seines Vaters und Bruders in den Vaticanischen Grotten beigesetzt, unter dem marmornen Fußboden des erhabensten Tempels, unter dessen mächtigen goldstralenden Gewölben einige Jahre später, auf Kosten des Prinz-Regenten, nachmals Georg IV, das zierliche aber unbedeutende, dem trüben Ernst des Gegenstandes keineswegs entsprechende Denkmal sich erheben sollte, welches, gegenüber dem Monument Marien Clementinens, den Letzten der Stuarts errichtet ward. Unter den Reliefbrustbildern liest man die Inschrift:

BEATI MORTUI
QUI IN DOMINO MORIUNTUR

IACOBO III
IACOBI II. M. BRIT. REGIS FILIO
CAROLO EDUARDO
ET HENRICO DECANO PATR. CARD.
IACOBI III FILIIS
REGIAE STIRPIS STUARDIAE POSTREMIS

Wie im Jahr 1799 für den Cardinal von York, ſo wurden jetzt für die Gräfin von Albany Schritte bei der britiſchen Regierung gethan. Sie ſchrieb an Georg III um dem Könige vorzuſtellen, wie das Aufhören der von ihrem Schwager ihr gezahlten Penſion ſie des bedeutenderen Theils ihres Einkommens berauben würde. Am 22. October 1807 erwiederte der Staats-Secretär des Innern Lord Hawkesbury, ſpäter als Graf von Liverpool manche Jahre hindurch Haupt des Tory-Cabinets, Folgendes an Sir John Hippisley, welcher ſich der Intereſſen der Gräfin angenommen hatte:

»Mein Herr — Ich habe die Ehre gehabt dem Könige das Schreiben der Gräfin von Albany an Seine Majeſtät zugleich mit dem Briefe vorzulegen, den ich von Ihnen über dieſen Gegenſtand erhalten habe. Es freut mich ſehr Ihnen die Nachricht geben zu können daß Seine Majeſtät mir befohlen haben, die Gräfin von Albany durch Ihre Vermittlung wiſſen zu laſſen daß der König Auftrag ertheilt

hat ihr die Summe von Sechzehnhundert Pfund jährlich auszahlen zu laſſen, welche Zahlung vom Ableben des verſtorbenen Cardinals von York an beginnen und in derſelben Weiſe wie jene der Penſion des gedachten Cardinals geleiſtet werden ſoll. Zu gleicher Zeit haben Seine Majeſtät mir aufgetragen das Bedauern auszuſprechen daß die vielen, in Folge der traurigen und gedrückten Lage ſo mancher mit dem Königlichen verwandten Herrſcherhäuſer Europas, an Dieſelben geſtellten unabweisbaren Anforderungen Sie verhindern, die von der Gräfin von Albany erbetene Unterſtützung über die gedachte Summe hinaus auszudehnen.«

So erlebte denn, durch die engliſche Penſion in ihren äußern Verhältniſſen geſichert, die Gräfin von Albany das Napoleoniſche Regiment, das freilich ganz andere Umwandlungen herbeiführte als die matte etruriſche Regierung. Der dreihundertjährige Zuſammenhang Toscana's, ſeine Individualität, hörte der Form und, ſo weit ſeine außerordentliche Zähigkeit es zuließ, auch dem Weſen nach auf: es handelte ſich um ein »Aufgehn« im »Grand Empire«, das ſeine Grenze bis zum Traſimen und zur Paglia ausdehnte, das ſie bald jenſeit Terracina's verlegen ſollte. Ein Decret zerſchlug das Land in drei Departements, jene des Arno, des Mittelmeers und des Ombrone, mit den Hauptorten Florenz, Livorno und Siena. Die Medizeiſchen

Institutionen wie die der Lothringischen Dynastie sanken rasch eine nach der andern, die kirchliche wie die Gerichtsverfassung, die Finanzverwaltung, der Staatsrath. Mit ihnen schwand der Senat der Achtundvierzig, die wenngleich unthätige doch zu Recht bestehende eigentliche Repräsentation der Nation, und mit dem Stefansorden auch die religiösen Orden, zum großen Nachtheil des Landes, welchem Beschränkung, nicht Aufhebung gefrommt haben würde. Und der alten Handelsfreiheit machte das kaiserliche Sperrsystem ein Ende, und die Conscription riß die toscanische Jugend vom vaterländischen Heerde um in Spanien, in Teutschland, in Rußland für fremde Interessen zu verbluten. Während dessen verarmten unter der Hand des allzu geschäftigen Denon Museen und Bibliotheken deren seltenste Schätze nach der Seine wanderten, und die Universität Pisa ward zur bloßen Filiale der pariser. Diese schweren tief empfundenen Verluste denen alle äußern Merkmale der Unselbständigkeit, Ueberschwemmung mit fremden Beamten, welche Toscana schon einmal, bei der Thronbesteigung des ersten Lothringischen Großherzogs, erlebt hatte, fremdes Wesen und fremde Sprache und manches andere Fremde, sich beigesellten, fanden freilich auch ein Gegengewicht in manchem Guten. Der Code Napoleon, wenn er in einzelnen Theilen weder mit den Traditionen der toscanischen Jurisprudenz noch mit den speziellen Bedürfnissen harmonirte, übte in verschiedenen Fällen vortheilhafte Wirkung. Die Liquidation der sehr gestiegenen

Staatsſchuld befreite das Land von ſchwerer Laſt. Die wiſſenſchaftlich-literariſchen Beſtrebungen erfreuten ſich verſtändig theilnehmender Förderung, ſoweit die kaiſerliche Literatur- und Unterrichts-Schablone es geſtattete. Die Theilnahme an den großen Kriegen des Kaiſerreichs weckte den beinahe erſtorbenen militäriſchen Geiſt. Der raſche Gang und die entſchiedenen Maßregeln der franzöſiſchen Verwaltung ſchaffte manche Stockung beiſeite. Das Gefühl einem großen Ganzen anzugehören, mogten die Bedingungen noch ſo wenig günſtig ſein, mogten fremde Zwecke auf Koſten des einheimiſchen Bedürfniſſes gefördert werden, konnte nicht ohne belebende Wirkung bleiben. Faßt man Wohl und Wehe der franzöſiſchen Zeit zuſammen, ſo begreift man daß das verſtändige und ruhige toscaniſche Volk, während es ſich der neuen Ordnung der Dinge mit einer Art negativer Willfährigkeit fügte und nachmals ihre beſſern Seiten gerne anerkannte, keinen Grund hatte ſich zu freuen. Die pomphaften Worte der Proclamation vom 26. Juni 1808, wonach der Kaiſer und König ihnen »die Ehre erzeigte« ſie in die große Familie aufzunehmen, ſie der glorreichen Zukunft des Reiches theilhaft zu machen, ſie zu Söhnen zu adoptiren und die Wohlthaten ſeiner großartigen und weiſen Inſtitutionen über ſie auszudehnen, mußten geringen Eindruck auf ein Volk machen, das in einer feſtgeſchloſſenen und abgegrenzten Individualität Befriedigung gefunden hatte, und in vielen bürgerlichen Inſtitutionen den meiſten Ländern Europa's vorausgegangen

war, wie es einſt in den glorreichen Tagen mächtig leidenſchaftlicher Jugend dem Abendlande die leuchtende Fackel des Wiſſens und der Kunſt vorangetragen hatte. Man muß wahrlich in Parteianſichten und Zwecken befangen ſein, wenn man Weſen und Wirkung der Franzoſenherrſchaft am Arno, im Gegenſatz zu dem Schaffen der beiden Dynaſtien, nicht anders zu karakteriſiren vermag, als der neueſte Hiſtoriograf Italiens ſeit dem Wiener Congreß, L. C. Farini, in der wohlfeilen Fraſe: »Toscana, durch Medizeiſche Misregierung und das verweichlichende Syſtem der Lothringer zu eleganter Knechtſchaft gemodelt, begann ſich ſeiner nichtsthueriſchen Gewohnheiten zu entäußern.«

Eine Zeitlang leitete Eduard Dauchy dies Werk der Umgeſtaltung, dann trat an ſeine Stelle eine Junta unter dem unfähigen General Menou egyptiſchen Andenkens. Endlich, im Jahre 1809, wurde Eliſe Bonaparte Baciocchi, Fürſtin von Lucca und Piombino, mit dem Titel einer Großherzogin an die Spitze des General-Gouvernements der toscaniſchen Departemente geſtellt. Ihre Befugniſſe waren ſehr beſchränkt, aber es war doch eine Art Centrum und Einheit wiedergewonnen, und die neue Regentin, ſcharfblickend, verſtändig, feſten Karakters und raſchen Entſchluſſes, wußte von dem ihr zugeſtandenen nicht reichlichen Maß von wirklicher Autorität zum Beſten des ihr anvertrauten Landes ſolchen Vortheil zu ziehn, daß ihr Andenken ein ehrenvolles geblieben iſt. Und ſie hielt im Palaſt Pitti einen für die Umſtände glänzenden und heitern

Hof: kein geringes Verdienſt in den Augen der Florentiner, deren uralte Democratie durch beinahe dreihundertjährige Angewöhnung in dieſer Beziehung weſentlich modifizirt war, und denen, ungeachtet ihrer im allgemeinen freien unabhängigen Haltung, ein Hof um ſo höher galt, je weniger der Einfluß und die Stellung großer Feudal-Familien ein Mittelglied zwiſchen Volk und Souverän bildeten.

Die Napoleoniſche Regierung brachte aber, außer den ſchon berührten Uebelſtänden, noch einen ſehr ernſtlichen. An geheimen Geſellſchaften verſchiedener Art hatte es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht gefehlt. In Italien wie in Frankreich nahmen ſie in der Revolutionszeit umſomehr einen vorherrſchend politiſchen Karakter an, als die revolutionären Regierungen ſich ihrer bedienen zu können glaubten ohne ihnen doch zu trauen, wie nachmals Murat und ſeine Gegner in Neapel. In Toscana ſoll das Sektenweſen namentlich unter der ſchwachen Regentſchaft der Königin eine gewiſſe Bedeutung erlangt haben. Die Napoleoniſche Polizei, welche die Stelle der grundgemeinen, elende Zwecke mit noch elenderen Mitteln verfolgenden Leopoldiniſchen Spürerei einnahm, wußte um dies Geheimweſen. Sie beaufſichtigte es, während ſie, dem Intriguengeiſt und der Verſchwörungsſucht des italieniſchen Volks noch mehr Energie und Spannkraft beimeſſend als dieſelben, wenigſtens in Toscana, beſaßen, ein Netz Fouché'ſcher Spionage, fremde mit einheimiſchen Fäden verwebend, über das Land ausbreitete. Der Herzog von

Otranto hatte Gelegenheit, nach seiner Amtsenthebung das Wirken seiner vielgestaltigen Agenten und Mouchards in Italien selber kennen zu lernen, eine Thätigkeit die unter seinem Nachfolger Savary keineswegs an Umfang noch an Intensität verlor.

In Toscana nicht blos, in ganz Mittel-Italien und Piemont, mehrten sich diese Uebelstände, als Napoleon, in der wahnwitzigsten Verblendung seines Despotismus, dem Oberhaupt der Kirche Gewalt anthat, und, zu seinem Schaden die wüste Zeit des Directoriums in zu lebhafte Erinnerung zurückrufend, Pius VII in die Gefangenschaft schleppte. Am Abend des 8. Juli 1809 langte der milde fromme starke Papst in der Certosa an, in jenem großartigen prächtig gelegenen Kloster in der Nähe von Florenz wo einst sein Vorgänger lange als Gefangener der Franzosen gelebt hatte. Peinlich überrascht, und den Eindruck fürchtend den der schnöde Misbrauch der Gewalt auf das Volk machen mußte, konnte die neue Großherzogin nichts anders thun als den General Radet, den Vollstrecker des ruchlosen Befehls, zu baldigem Aufbruch veranlassen ohne in der Hauptstadt zu verweilen. Manche toscanische Prälaten, ihrer Pflicht gegen die Kirche treu, schmachteten in Exil und Gefangenschaft, und während Toscana's Einverleibung in die gallicanische Kirche decretirt ward, blieben Bischoffitze, darunter der florentinische, Jahre lang ohne rechtmäßige Hirten.

Die Gräfin von Albany fand keinen Anlaß unter dieſer neuen Ordnung der Dinge ihre Lebensweiſe zu ändern. Daß dieſelbe ihr nicht angenehm ſein konnte, begreift ſich. Die Erinnerungen ihrer Jugend, die dankbare Anhänglichkeit an die Bourbonen, die Eindrücke der franzöſiſchen Revolution, der Einfluß von Alfieri's Meinungen, alles trug dazu bei ſie dem Napoleoniſchen Weſen zu entfremden. Wie abgeneigt ſie demſelben war, hatte ſie zur Zeit der Königin von Etrurien an den Tag gelegt, indem ſie zu der Alfieri'ſchen Szene mit Miollis ein Gegenſtück lieferte und Napoleons Geſandten am etruriſchen Hofe, General Clarke, den nachmaligen Herzog von Feltro, kennen zu lernen ſich beharrlich weigerte, obgleich dieſer Mann, damals in Florenz allmächtig, ſein Intereſſe an der Witwe Carl Eduard's von jakobitiſchen Traditionen ſeiner Familie herleitete. Daß ſie ſich jedoch der Berührung mit Perſonen der Regierung keineswegs entzog, zeigten ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Baron de Gerando, welcher als Mitglied der ſogenannten Organiſationsjunta im Jahr 1808 nach Toscana kam und dort, wie in Rom und überall wo er geweſen, einen allgemein geachteten Namen hinterlaſſen hat. Ihre Beziehungen zu manchen Anhängern des alten Königthums waren bekannt; nicht minder ihre Verhältniſſe zu England, ſo zur Regierung wie zu zahlreichen Mitgliedern der Ariſtocratie. In ihrem Salon verſammelte ſich der beſte Theil der florentiniſchen Geſellſchaft, und in dieſer Geſellſchaft, ſo inoffenſiv ſie war, wurzelten um ſo

tiefer die durch mancherlei perſönliche Beziehungen wachgehaltenen Lothringiſchen Sympathien, je weniger Toscana ſich in den Verluſt ſeiner Selbſtändigkeit finden konnte. Anläſſe genug für die Fouché'ſche Polizei, misvergnügt zu ſein über die Witwe Carl Eduard's und die Stellung die ſie in Florenz hatte. Der Kaiſer ſelbſt mogte dabei ins Spiel kommen. Geiſtreiche namentlich politiſirende Frauen waren ihm nicht genehm. Heftiger Antipathien ſich bewußt, ſah er überall Salon-Intriguen und fürchtete ihren Zuſammenhang mit der Literatur. Daher ſeine Abneigung gegen mehre vielgenannte Frauen ſeiner Zeit, mogte es Madame de Stael oder Mme. Recamier ſein; daher die harten Maßregeln gegen die erſtere, und der nicht vergeſſene Savary'ſche Brief, der das Verbannungsdecret aus Anlaß des Buches De l'Allemagne begleitete, mit den berühmten Worten, die franzöſiſche Luft bekomme der Verfaſſerin nicht, und ihr Stillſchweigen über den Kaiſer in ihrem letzten Werke ſei nicht der Grund ihres Exils: Napoleon habe in dieſem Buche keine ſeiner würdige Stelle finden können. In der nähern Umgebung der Gräfin von Albany kam ein ſolcher, noch weit härterer Akt kaiſerlicher Gewaltherrſchaft vor. Es handelte ſich um die ſchon genannte Marquiſe de Prié, geborene Gamba della Peroſa, durch ihre Heirath jener Familie angehörend, deren Chef der Marquis de Prié geweſen war, welcher für den Prinzen Eugen von Savoyen das Gouvernement der öſtreichiſchen Niederlande geführt hatte. Dieſe Dame, welche abwechſelnd in Turin wie auf

ihrem Landsitz bei Pignerol und in Florenz lebte, wurde wegen einer unvorsichtigen Aeußerung in einem nicht in die richtigen Hände gelangten Briefe an den Fürsten Adam Czartoryski plötzlich aufgehoben und nach dem (als Gefängniß eines Theils der im Juni 1813 bei Kitzen überfallenen Lützow'schen Cavallerie bekannten) Fort Feneſtrelles gebracht, zu länger denn zweijähriger Haft, die ſie mit einem unfreiwilligen Aufenthalt in Paris vertauſchte wo der große Kaiſer ſich herabließ ihr perſönlich die ſchnödeſten Dinge zu ſagen.

Im Sommer 1809 erhielt die Gräfin von Albany den Befehl ſich nach Paris zu begeben. Schon war die neue Großherzogin in Florenz: wäre ſie eine Frau von weniger Geiſt geweſen, ſo hätte man ihr Einfluß auf eine Maßregel zuſchreiben mögen deren Abſicht war, eine geſellige Macht zu entfernen. Die Gräfin ging ungern, abet ſie ging. Mit welchen Empfindungen mogte ſie Frankreich und dies Paris wiederſehn, das ſie vor ſiebzehn Jahren verlaſſen hatte, damals in der blutigſten Unordnung einer königsmörderiſchen Revolution, jetzt in dem höchſten, inmitten aller Kriege friedlichen Glanze des Kaiſerthums. Bald nach ihrer Ankunft hatte ſie eine Audienz bei Napoleon: »Der Empfang der ihr zu Theil ward, ſchreibt der Reiſegefährte der Gräfin, Fabre, war ſehr liebenswürdig. Der Kaiſer ſagte ihr freilich, aber in ſcherzendem Ton, er wiſſe um allen ihren Einfluß auf die florentiniſche Geſellſchaft, und daß ſie ſeiner Abſicht, eine Fuſion zwiſchen den Tos-

canern und den Franzoſen herbeizuführen, im Wege ſtehe. Aus dieſem Grunde habe er ſie veranlaßt ſich in Paris niederzulaſſen, wo ſie leichter Gelegenheit finden werde, ihre Liebhaberei für die Kunſt zu befriedigen.« Worte die, abgeſehn von ihrem politiſchen Sinn und von der Abſicht einen neuen Akt des Despotismus zu beſchönigen, an Napoleon's Aeußerungen gegen Canova erinnern und an ſeinen Glauben, Paris ſei das Centrum alter und neuer Kunſt geworden weil er die geraubten Hauptwerke alter und neuer Kunſt nach dem Louvre geſchleppt hatte.

Dieſer gezwungene Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt, auf deſſen Natur und Umſtände, auf das Compelle intrare, Bouſtetten in einem ſeiner Briefe an die Gräfin anſpielt, währte fünfzehn Monate. Der Kaiſer wollte es gegen eine ſo illüſtre Dame an Courtoiſie nicht fehlen laſſen: unter andern ſtellte er ihr eine Loge in ſeinem Hoftheater in den Tuilerien zur Verfügung, wo ſie Talma wiederfand, den ſie in ſeiner Jugend geſehn hatte als er den Puder und das Hofcoſtüme in der antiken Tragödie wegwarf und eine Revolution begann die ebenſo radical geworden iſt wie die politiſche welche zur ſelben Zeit ihren Anfang nahm. Manche Toscaner weilten in jener Zeit, je länger je kürzer, in Paris, zum Theil als Mitglieder des Senats und Staatsraths wie Vittorio Foſſombroni und Neri Corſini, die nachmaligen Staatsminiſter Ferdinand's III, wie der verdienſtvolle Oeconomiſt Giovanni Fabbroni u. A., zum Theil als Mitglieder von Deputa-

tionen, wie denn im November 1809 eine ſolche den Dank für die Ernennung der Großherzogin Eliſe überbringen ging, an ihrer Spitze der Cardinal Erzbiſchof von Siena Anton Felix Zondadari, welcher es mit ſeiner Würde und ſeinen Gefühlen verträglich fand einen ſolchen Auftrag zu übernehmen, während Pius VII zu Savona in der Haft ſchmachtete. Im folgenden Jahre kam auch Antonio Canova an, von Florenz, wo er das Denkmal Alfieri's vollendet und aufgeſtellt hatte, durch ein Schreiben Darü's berufen, auf Befehl des Kaiſers dem es jedoch nicht gelang, den italieniſchen Künſtler an die fremde Stadt zu feſſeln, welcher er Rom vorzog, ſelbſt in ſeiner traurigen Verwaiſung.

Gegen Ende 1810 bat die Gräfin von Albany um Erlaubniß zur Rückkehr nach Florenz. Sie ward ihr ſogleich gewährt. Ihre Ankunft ward mit Freude begrüßt. Sie fand den gewohnten Kreis wieder und begann ihre frühere Lebensweiſe. Dem neuen Hofe ſcheint ſie von nun an weniger »ombrage« gegeben zu haben: der Großherzogin ſtattete ſie bisweilen Morgenbeſuche ab. Wie es zu jener Zeit in ihrem Hauſe ausſah, wie ſie ſelbſt war in ihrer Erſcheinung und in ihrem Thun, ſchildert mit lebendiger Anſchaulichkeit Alphonſe de Lamartine, welcher damals, neunzehnjährig, ſeine erſte Wanderung nach Italien unter-

nahm — eine Reiſe, die ſeinen Dichtergeiſt mächtig weckte indem ſie dem ſchwärmeriſch-ſehnſüchtigen Grundton freudige Befriedigung beimiſchte, als Nachklang von Gefühlen und Erlebniſſen, die er ſpät und unter traurig veränderten Verhältniſſen, mit wehmüthig anmuthiger Romantiſirung der Wirklichkeit geſchildert hat. In Santa Croce ſaß er lange vor Alfieri's Grabmal: nach Hauſe zurückgekehrt gab er bei der Freundin des Dichters einen Empfehlungsbrief ab. »Das Verlangen, eine hiſtoriſche Frau kennen zu lernen, trug über meine Schüchternheit den Sieg davon.«

Die Gräfin war nicht zu Hauſe. »Es war mir im Grunde recht lieb, meine Vorſtellung bei dieſer Königin von England, die in meinen Augen als Herzenskönigin eines großen Dichters noch viel größere Bedeutung hatte, ajournirt zu ſehn. Am folgenden Morgen erhielt ich ein ſehr verbindliches Billet der Gräfin, in welchem ſie mir ihre Freude ausdrückte, von Hrn. von Santilly, dem Schreiber des Briefes, Nachricht zu erhalten und mich auf den nächſten Tag zu Tiſche einlud. Ich ging zur bezeichneten Stunde nach dem Hauſe am Lungarno, welches nur die italieniſche Sprache, die Allem was ſie nennt größere Verhältniſſe verleiht, Palazzo nennen konnte. Drei Diener empfingen mich im Corridor. Ich ſtieg die Treppe hinan, um wieder einige Stufen hinabzuſteigen die zu einer Art Entreſol führten. Hier war das Cabinet für die »Converſazione« und ich ſtand vor der entthronten Königin Großbritanniens.

Zu jener Zeit, in ſchon vorgerückten Jahren, verkündete nichts in ihrem Erſcheinen die Königin eines Reiches noch die Königin eines Herzens. Unter der Mittelgröße und ziemlich ſtark, hatte ihre Taille alle Leichtigkeit und Eleganz verloren. Ihre Geſichtszüge, zugleich zu rundlich und etwas ſtumpf, bewahrten keine Linien idealer Schönheit; aber ihre Augen hatten ein Licht, ihre aſchblonden Haare eine Farbennüance, ihr Mund einen Gruß, ihre ganze Phyſionomie einen ſowol intelligenten wie graziöſen Ausdruck, welche, wenn nicht Bewunderung, Erinnerung weckten. Ihre anmuthige Redeweiſe, ihr ungekünſteltes Weſen, ihre ermuthigende Freundlichkeit, erhoben ſogleich Alle die ihr nahten auf ihren Standpunkt. Man wußte kaum ob ſie zu ſich erhob oder ſich zu Andern herabließ, ſo viel Natur lag in ihrer ganzen Haltung. Nach wenigen Minuten der Unterredung, ihrerſeits aufmunternd, ſchüchtern meinerſeits, fühlte ich mich ihr gegenüber ſo behaglich als hätte ich ſie täglich geſehn. »Herr von Santilly ſchreibt mir daß Sie dichten, ſagte ſie, über meine Jugend und Verlegenheit lächelnd. Sie ſind gewiß begierig das Zimmer und die Bibliothek des großen Mannes zu beſuchen welchen Italien verloren hat. Ich werde ſie hinführen laſſen.« Hiemit gab ſie einem ältlichen Abbé ein Zeichen, mich zu begleiten. Wir gingen die Stufen wieder hinauf die ich herabgekommen war, und befanden uns im erſten Geſchoß. Es waren die von Alfieri bewohnten Räume. Die geſchloſſenen Sommerladen ließen nur ein gedämpftes Licht in die Zimmer

dringen: man konnte ſich vorſtellen der große Mann bewohne ſie noch. Ich war ergriffen: ich konnte kaum hinſehn geſchweige ſprechen. Dieſe Bücher ſo oft von Meiſterhand durchblättert, der Schreibtiſch, auf welchem einige aufgeſchlagene Bände griechiſcher Autoren und ein paar Blätter mit unvollendeter Schrift in derſelben Sprache die ernſten Studien andeuteten inmitten deren der Tod ihn ereilt hatte, die Feder mit der er geſchrieben, das Ruhebette auf dem er geträumt hatte, alle dieſe Möbel die nur den Herrn zu erwarten ſchienen, die Schatten an der Wand unter denen man den Rieſenſchatten des Dichters hätte ſuchen mögen, dieſer Teppich von ſeinen Schritten während ſchlafloſer Stunden verbraucht; alles das erfüllte mich mit wortloſem Hochgefühl. Allein geblieben, wäre ich niedergekniet um den Fußboden zu küſſen, aber ich habe ſtets gefürchtet affektirt zu erſcheinen indem ich meine Rührung kundgab.

Das Diner war einfach und kurz; außer dem Geiſtlichen waren drei oder vier Hausfreunde zugegen. Die Gräfin behandelte mich wie ein verzogenes Kind, dem man ſchmeichelt indem man es zum Manne macht um es zu verhindern über ſein Alter zu erröthen. Nach dem Eſſen kehrte man in das Geſellſchaftszimmer zurück, wo ein Kreis ausgezeichneter Männer der Stadt wie von Fremden ſich um die Gräfin verſammelte. Ich vernahm da, mit einer Art von Ehrfurcht, die Namen mancher berühmten Geſchlechter der verſchiedenen Länder Italiens, wie ſie durch

die Dienerſchaft angemeldet wurden, nebſt den Namen von Gelehrten und Dichtern die mir noch neu waren. Die Eintretenden nahmen Platz, bald einen Halbkreis bildend; die Frau des Hauſes halb ſitzend halb liegend auf einem Canapé hinter einem Tiſchchen auf welchem verſchiedene Bücher lagen. Die nicht zahlreiche Geſellſchaft hatte vielmehr einen gewiſſen akademiſchen Anſtrich als jene Ungenirtheit welche franzöſiſche Geſellſchaft in verſchiedene Gruppen vertheilt. Die Unterredung, der Politik und den Tagesfragen und Intereſſen völlig fremd, wegen der argwöhniſchen Wachſamkeit der franzöſiſchen Polizei in Italien, glich mehr einem Todtengeſpräch als einer Unterhaltung von Lebenden. Der Hauptgegenſtand war der Vorrang, den jeder Theil des modernen Italiens über die andern haben könnte: die verſchiedenen Staaten oder Provinzen ſchienen Sachwalter zu haben, für die Sache ihrer Hauptſtadt vor der Königin eines Landes das Wort zu führen das die Römer barbariſch nannten. Die Menge berühmter Namen, die feinen und wahren Bemerkungen, die ſorgſam abgewogenen Anſprüche, die Berufungen auf ſo viele Denkmale des italieniſchen Geiſtes, verſetzten mich in einen wahren Enthuſiasmus der Bewunderung für dieſen Genius Italiens, welchen fremde Heere mit Füßen treten aber nicht unfruchtbar machen können: eine Pflanze, grünend und blühend wie das Geſtrüpp auf den Mauern und zwiſchen den Arcaden des Coloſſeums, hellern Farbenglanzes inmitten der Trümmer als in den Furchen des Feldes.

Ich war, wie man leicht denken kann, beiſeite geblieben, in dem beſcheidenen Schweigen das meinem Alter anſtand, während dieſes beredten Ausflugs durch die verſchiedenen Zeiten, Namen, Werke des neueren Italiens. Die offnen Fenſter und der glänzende Mond deſſen Bild auf dem bläulichen Strom des Arno ſchwamm, erhöhten meine poetiſche Stimmung. Das Dach Alfieri's unter dem ich mich befand, wenige Schritte von dem Gemach das noch durch ſeine Spur geheiligt war — die Gegenwart Derjenigen, die das Leben ſeines Herzens geweſen und ſelber nun von ſeinem Ruhme lebte, erfüllten mich wie mit einer Empfindung des Cultus des Ruhms und einer Verehrung für Italien die ſtets dieſelbe geblieben iſt. Ich empfand die Einwirkung der Luft des Landes, und ward mir bewußt daß man ihm die Freiheit rauben könne, nicht den Genius. Still und nachdenkend kehrte ich nach Hauſe zurück, dem Fluſſe folgend über welchem die hohen Paläſte Schatten warfen, entſchloſſen ernſtlich die Meiſterwerke dieſer ſchönen Literatur zu ſtudiren, über die ich fünf Stunden lang bei der Gräfin von Albany einen beredten Commentar vernommen hatte.

Zehn Jahre nach dieſer Soirée habe ich die Witwe des letzten Stuart, die Freundin Alfieri's oft wiedergeſehn, und ich habe die ausgezeichneten Männer Italiens kennen gelernt, von denen Manche mich an jenem Abende in der Dunkelheit und ohne Ahnung meines einſtigen Namens ſahen.«

In ſolcher Weiſe ſchilderte, nach fünfundvierzig Jahren, der Mann, deſſen äußeres und geiſtiges Leben durch ſo viele Wechſel hindurchgegangen, das Zuſammentreffen mit der Gräfin von Albany, in lebendiger und doch halbverſchwimmender Erinnerung. Wie wenig aber Alphonſe de Lamartine den eigentlichen Geiſt des Mannes erfaßte, dem er dieſe jugendliche Bewunderung widmete, mehr dem Eindruck des Namens gehorchend als der Wirkung der ihm wol nur wenig bekannten Werke, zeigt das ſchiefe Urtheil das er gleich darauf über Alfieri fällt, ein Urtheil, leicht erklärlich durch die unendliche Verſchiedenheit der Karaktere: »Er ſtarb an übler Laune — ein trauriger Tod für Den welchen man für einen großen Mann hielt. Er war aber kein großer Mann: er war ein großer Declamator in Verſen, ein großer Humoriſt in Proſa. Wahrhaft großes in ihm war nichts, als ſeine Leidenſchaft für die Freiheit und ſeine Liebe. Ich lebte damals aber noch unter der Illuſion ſeines Karakters und ſeines Genies. Man verzeihe meiner Jugend!«

Im Herbſte 1811 beſchloß die Gräfin von Albany einen Ausflug nach Rom und Neapel zu unternehmen. Letztere Stadt hatte ſie nie geſehen, Rom hatte ſie vor ſiebenundzwanzig Jahren verlaſſen. Wie nach Paris, war Fabre auch nach dem Süden Italiens ihr Begleiter. Sie nahm am 28. October den Weg über Arezzo. Das obere Arno-

thal machte auf ſie einen angenehmen Eindruck durch ſeine ſorgfältige Cultur und den allgemeinen dort herrſchenden Wohlſtand, während ſie den höhern maleriſchen Reiz vermißte. In Arezzo verweilte ſie, da ſie die Stadt kannte, nur kurz, um in der Kapelle der Madonna in der Domkirche die großen Bilder Benvenuti's und Sabatelli's zu ſehen, welche die Aretiniſche Schilderhebung des Jahres 1799 unter dem Gewande bibliſcher Darſtellungen zu feiern beſtimmt ſind, indem das eine Judith mit dem Haupte des Holofernes vor dem Volke Bethuliens, das andere David und Abigail vergegenwärtigt. Am 31. gegen Abend traf ſie in Rom ein. Niemals bin ich, ſagte ſie, ohne erhöhte Stimmung in die Weltſtadt eingezogen. Mein erſter Gang am folgenden Morgen war nach St. Peter, dieſem Meiſterwerk der Baukunſt meinen Tribut der Bewunderung zu zollen. Canova's Monument Papſt Clemens' XIII, welches ich bereits durch Zeichnungen kannte, befriedigte mich wenig. Die Statue der Religion iſt trocken und plump; die Geſtalt des Papſtes wie die Löwen ſind jedoch ausdrucksvoll. Im Allgemeinen, fügt ſie hinzu, ſind die Monumente mittelmäßig: nicht eines entſpricht höheren Anforderungen. Daß dies übertrieben iſt, wird jeder ſagen, der ſich des Denkmals Julius' II erinnert. In der unterirdiſchen Kirche, bemerkt ſie ferner, ſah ich das Grab meines Mannes und das meines Schwagers. Keine Sylbe mahnt an den Eindruck den ein ſolcher Anblick auf ſie machen mußte.

Nach einem erſten Beſuch im Vatikan ging ſie zu Canova. Ich war bei Canova, ſagt ſie, deſſen Statuenwald viel dichter geworden iſt. Er arbeitet zu viel und ich fürchte er verfällt in Manier und ſein Ruhm wird ſich nach ſeinem Tode nicht erhalten. Aber er achtet auf keine Kritik: er gleicht einem Könige, der nur Zuſtimmung erwartet, und iſt König und Despot in der Kunſt. Ich habe bei ihm einen Hektor und einen Ajax geſehen, von denen der Letztere ſehr einem Laſtträger gleicht. Das ſind keine Homeriſchen Heroengeſtalten. Außer Canova beſuchte ſie die meiſten berühmten Künſtler, die damals in Rom lebten. Camuccini, ſagt ſie über dieſen gerühmteſten der neuern Maler, hat die alten Meiſter fleißig ſtudirt, was man ſeinen Gemälden vielleicht zu ſehr anmerkt. Bisweilen ſind letztere aus Figuren zuſammenkomponirt, die man ſchon irgendwo geſehn zu haben ſich erinnert. Das Colorit iſt nie ſeine ſtarke Seite geweſen, doch hat er ſich darin verbeſſert. Ueber den Bildhauer Albacini, für den Canova ſich intereſſirte, bemerkt ſie, daß ſeine Werke Verdienſt haben und daß die Skulptur überhaupt in Rom auf einem höhern Standpunkte ſtehe als die Malerei. Auch einen däniſchen Bildhauer habe ich beſucht, fährt ſie fort, den man Canova's Nebenbuhler nennt. Doch ſcheint mir Thorwaldſen dieſem ſehr nachzuſtehn. Der Eine macht Statuen, der Andere ſchafft lebendes Fleiſch. Thorwaldſen's Basreliefs ſind indeß den Canova'ſchen bei weitem vorzuziehn.

Bei dem Marquis Venuti dem Nachkommen des bekannten Alterthumforſchers, ſah ſie manche Gemälde unter andern den Coriolan von Angelica Kaufmann. Ich weiß nicht, bemerkt ſie, wie Italiener und Fremde die Bilder dieſer Frau mit ihrer conventionellen und dabei doch fehlerhaften Zeichnung und ihrem ins Gelbliche ſpielenden Colorit ſo ſehr haben bewundern können. Auch Landi, deſſen Oedipus ich ſah, ſcheint mir wenig Formenſinn zu haben. Er nimmt, der allgemeinen Meinung nach, die zweite Stelle unter den römiſchen Künſtlern ein und ſtrebt nach der erſten, obgleich ſeine Zeichnung ſchwach und ſeine Färbung falſch iſt. Die meiſten übrigen Maler ſind bloße Copiſten und verlieren ſich namentlich in Nachahmung der Caracceſken. Die Landſchafter ſind alle mittelmäßig, ſelbſt wenn man nicht an Pouſſin denkt. Auch von einigen franzöſiſchen Malern habe ich Werke geſehen. Granet malt meiſt Interieurs: ſein Ton iſt fein, aber er wiederholt ſich zu oft. Chauvin's Landſchaften gleichen Email-Malerei. Die von Boguet haben mehr Verdienſt und erinnern an den Pouſſin'ſchen Styl. Ich bin in Kunſtſachen ſehr ſchwierig geworden namentlich ſeit ich die Gallerie des Louvre kenne, welche in ihrer gegenwärtigen (das heißt Napoleoniſchen, durch den Raub aller Länder verſchönerten) Geſtalt die Meiſterwerke aller Schulen und aller Zeiten enthält. Die meiſten Neueren ſcheinen mir den Weg verfehlt zu haben: man iſt in Rom gegen ſie allzu nachſichtig. Das Parteiweſen

unter den Künſtlern iſt übrigens auf den Punkt geſtiegen, daß es ſchwer iſt, unverfälſchte Urtheile über neuere Kunſtwerke zu vernehmen.

Die Gallerien Lucian Bonaparte's, des Prinzen Stanislaus Poniatowski, Corſini, Doria Pamfili u. a., zum Theil alte Bekannte, lockten die Gräfin von Albany begreiflicherweiſe an. Der große Unterſchied zwiſchen dem Rom der Napoleoniſchen Zeit und dem päpſtlichen Rom, welches ſie in ihrer Jugend gekannt hatte, konnte nicht umhin, ihr aufzufallen. General Miollis, ſagt ſie, iſt Gouverneur der Stadt; ſein Hof bezahlt ihn glänzend, aber er glaubt den Republikaner ſpielen zu müſſen. Auf ſeiner Tafel wird nur Soldatenbrod ſervirt und kein Wein. Er ſteht vor Tagesanbruch auf und wandert um die Mauern der Stadt, die keinen Ueberfall zu befürchten hat, weil kein Feind in der Nähe iſt. Uebrigens verſchafft er den Künſtlern Arbeit und das iſt immer ein Verdienſt, denn der Aufträge giebt es ſehr wenige. Manche ſterben buchſtäblich Hungers. Der Wechſel der Regierung, die Auswanderung vieler Vornehmen, der Mangel an Fremden, haben dieſe Stadt entvölkert und zu Grunde gerichtet. Rom lebte einſt weſentlich vom Auslande: jetzt ſind ſeine meiſten Erwerbsquellen verſiegt. Unter den wenigen Fremden ſah ich einen teutſchen Dichter Namens Werner. Die Metaphyſik hat ihn zum Katholiken gemacht: er fand, daß dieſe Religion poetiſcher ſei als andere. Er hat ein Gemiſch von göttlicher und irdiſcher Liebe gemacht, das ein wahrer

Gallimatias, wie nur ein Teutſcher deſſen fähig iſt. — Friedrich Ludwig Zacharias Werner war, wie man weiß, im Jahr 1809 auf den Rath und durch Vermittlung der Frau von Stael, die er in Coppet beſuchte, über Turin und Florenz nach Rom gereiſt wo er am 9. April 1811 zum katholiſchen Glauben übertrat, in der Hoffnung die Löſung jener Zweifel zu finden, die ihn im regelloſeſten Leben, das beinahe alle Stadien vom Cynismus bis zur Ascetik durchlief, nie verlaſſen und durch die Irrſale der Freimaurerei wie durch die heidniſchen Mythen des Nordens begleitet hatten. Durch Frau von Stael mogte die Gräfin von Albany auf den auch in ſeiner äußern Erſcheinung ſeltſamen Mann aufmerkſam gemacht worden ſein, der mit den damals in Rom lebenden Teutſchen und Skandinaven, mit dem Herzog von Gotha, mit Frau von Humboldt, mit Thorwaldſen, Bröndſted, Rauch, Reinhart, den Riepenhauſens, Koch, Platner u. A. vielen Umgang hatte und bis zum Sommer 1813 an der Tiber verweilte.

Wie über die engliſche Reiſe, giebt das Tagebuch, aus welchem dieſe Urtheile entlehnt ſind, nur über einen Theil des römiſchen Aufenthalts Auskunft, während es ſich wie jenes mehr mit Kunſtſachen als mit Menſchen beſchäftigt. Schon im November wollte die Gräfin nach Neapel abreiſen, aber die Unſicherheit der Straßen veranlaßte ſie zum Aufſchub. Weder Miollis und der tüchtige Präfect von Rom, Graf Camill von Tournon, noch das Mürat'ſche Militärregiment, hatten dem Räuberweſen in den Grenz-

ſtrichen Einhalt zu thun vermogt: man weiß wie das Räuberweſen eine Art politiſchen Karakters annahm, und wie viel Pius' VII Regierung in dieſer Beziehung zu thun fand. Die Reiſe wurde alſo erſt im Monat Februar ausgeführt: außer Fabre, ſchloſſen ſich ein Engländer und ein Franzoſe, der Gräfin an. Der Eine war James Millingen, der bekannte Antiquar und Numismatiker von dem noch die Rede ſein wird; der Andere Paul Louis Courier, der berühmteſte und gefährlichſte Pamphletiſt des neuern Frankreich, in Italien halb ſeinem militäriſchen Beruf halb den griechiſchen Studien lebend, welche in Florenz zu dem welthiſtoriſchen Skandal des Dintenkleckſes auf dem Longus-Manuſcript der Laurenzianiſchen Bibliothek den Anlaß gaben, wobei ein paar italieniſche Gelehrte eine ziemlich lächerliche, der Franzoſe eine höchſt widerwärtige Rolle ſpielten. Es war das Jahr 1809 in welchem die Geſchichte ſich zutrug. Nicht lange darauf hatte Courier Amyot's verbeſſerte Ueberſetzung des Longus in Florenz drucken laſſen und wollte ſeine Ausgabe der Großherzogin Eliſe widmen wovon er jedoch durch die Rückſicht auf den ziemlich leichtfertigen Inhalt abgehalten wurde; er war dann, im Frühling 1810, nach Rom gegangen wo er unter andern mit Wilhelm von Humboldt's Gattin bekannt ward, die nach dem Aufhören der preußiſchen Miſſion in der zur Departementsſtadt gewordenen Weltſtadt einſtweilen noch mit ihren Kindern da geblieben war. Ein Dialektiker wie Courier war der rechte Mann für Fabre, welchem mit jedem Streit über jeden

beliebigen Gegenſtand gedient war. Von einem ſolchen Streit, über das relative Verdienſt des Kriegsmanns und des Künſtlers, haben wir eine Probe in Courier's Conversation chez la Comtesse d'Albany, welche zwar die wirkliche Unterredung willkürlich erweitert und ausſchmückt, aber doch den Faden und die weſentlichen Argumente des beiderſeitigen oft mehr ſpitzfindigen als geiſtreichen Räſonnements feſthält. Schon in Florenz hatte die Gräfin von Albany Courier gekannt, und war ihm in ſeinen ſchwierigen Verhältniſſen manchfach nützlich geweſen, wie ſie auch ſpäter noch ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke ſo viel ſie konnte zu fördern ſuchte. Es war Courier's Abſicht geweſen, eine Reihe ſolcher Unterhaltungen zu ſchreiben in denen auch Alfieri's Karakter entwickelt werden ſollte: aber blos der eine Abſchnitt hat ſich vorgefunden, welcher hier folgen möge, da er einen Beitrag zur Karakteriſtik ſo der Gräfin von Albany wie ihres Freundes Fabre und des Converſationsgenre's bildet das ſie vorzugsweiſe liebte und welches in ihrem Salon heimiſch geworden war.

..... Ich war's, ſo erzählt Courier, indem er die Unterredung wiedergiebt welche am 2. März 1812 ſtattfand, der Ihnen ſagte, bei welcher Gelegenheit iſt mir entfallen, daß unſere Zeit das Jahrhundert Ludwig's XIV wohl aufwiege. Fabre ſchrie laut auf: Welch' ein Unterſchied!

unter Ludwig XIV ſtand Alles in der Blüte. — Was die Künſte betrifft, ſagte ich, ſo mögte ich fragen, wann haben ſie höher geſtanden als heute? Meine Abſicht war, ihn zum Reden zu bringen. Die Gräfin verſtand mich und ſagte, meinen Gedanken aufnehmend: Es iſt wahr, daß heut' zu Tage die Künſte ſo gepflegt werden und ihnen ſolche Aufmunterung zu Theil wird .... — Man redet viel davon, erwiederte Fabre. — O, man thut mehr als blos reden. Ich unterſtützte dieſe Behauptung der Gräfin von Albany und erwähnte beiſpielsweiſe den Salon des Louvre, wo alljährig ... — Ja, ja, unterbrach Fabre und näherte ſich dem Fenſter auf der Seite des Pauſilipp: Wohin ziehn all' dieſe Truppen, welche die Chiaia dort unten entlang nach der Grotte marſchiren? — Ich weiß es nicht, antwortete ich. Um auf das Gemälde von Gérard zu kommen, das wir geſtern bei dem Könige geſehen haben, iſt es nicht ſchön und würde es nicht auch zur Zeit des Leſueur und Pouſſin ſchön erſchienen ſein? Wahrhaftig, ſagte er, die Artilleriſten, unſre Nachbarn ſitzen auf. Es findet gewiß eine Parade ſtatt. Der König iſt wol von Caſerta zurückgekehrt. Er that ſein Beſtes, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben; ich aber fuhr fort: Und David, iſt er denn nicht der Gründer einer neuen Schule? und Guérin, Girodet und Sie ſelbſt, ſchaffen Sie Alle denn Nichts, was Werth hätte? Er erwiederte: — Nun wohl da es mein Handwerk iſt, ſo darf ich davon reden. So ſage ich ihnen denn, daß manche

Gemälde Pouſſins einzeln genommen mehr werth ſind als Alles zuſammen, was ſeitdem gemalt worden iſt.

Ich war froh ihn in die gewünſchte Fährte einlenken zu ſehen. Wir redeten viel davon und er erzählte uns von den Künſten unter Ludwig XIV, verglich die Schöpfungen von damals mit denen von heute, gab in Allem und Jedem dem dahingegangenen Jahrhundert den Vorzug und geſtand nur ſo viel ein, daß man ſeit kurzem beginne, ſich von dem ſchlechten Geſchmack zu befreien und der Miſere, in welches unſere Schule nach Hingang der guten Tage verſunken war. Wir lauſchten ſeinen Worten: ich hätte ihn nicht unterbrechen mögen. Er redet über jeden Gegenſtand gut, aber wenn es ſich um Sachen ſeines Faches handelt, ſo iſt es eine Freude ihm zuzuhören. Die Gräfin ſagte: Verſtehe ich recht, ſo ſtehn wir nach Ihrer Meinung über unſern Vätern, werden aber von unſern Großvätern übertroffen. Ich halte Sie, ſicherlich, für befähigter als irgend wen, dies zu beurtheilen; aber ſollte dennoch nicht ein klein wenig Leidenſchaft und Parteilichkeit für ihren Lieblings-Maler an ihrem Urtheil Theil haben? Denn, was dies Gemälde Pouſſin's betrifft, ſo iſt es als wollten Sie einer Fabel La Fontaine's den Vorzug geben vor ... — Vortrefflich, ſagte er; in der That, für eine ſchöne Fabel La Fontaine's gäbe man willig ſämmtliche Verſe des achtzehnten Jahrhunderts hin. — Scherzen Sie? die Henriade und die Trauerſpiele Voltaire's? — Und warum nicht etwa und wenn dies dazu noch die Meinung Voltaire's ſelbſt wäre? Hat er

nicht mehr als einmal geſchrieben daß, ſeit dem goldnen Zeitalter unſerer Poeſie, Niemand eine Reihe von zwanzig guten Verſen hat machen können? Das goldne Zeitalter unſerer Dichtung iſt das Jahrhundert Ludwig's XIV. — Und was folgt etwa daraus? — Das werden Sie ſehen: bitte, hören Sie zu. Eine Reihe von zwanzig guten Verſen in einer Fabel genügen für eine gute Fabel, nicht wahr? — Wie verſtehn Sie das? fragte die Gräfin. — Ich halte dafür daß, da eine Fabel ſelten mehr als zwanzig Verſe zählt, die Fabel gut ſein muß, wenn ſie eine Reihe von zwanzig guten Verſen aufzuweiſen hat. — Ohne Zweifel. — Nun, es giebt gewiſſe Fabeln La Fontaine's, die nicht allein zwanzig gute Verſe nacheinander aufzuweiſen haben, ſondern deren ſämmtliche Verſe ſehr gut ſind. Täuſche ich mich etwa? — Durchaus nicht. — Wäre ſomit dieſe Fabel gut? — Ohne Widerrede. — Und iſt eine gute Fabel ein gutes Werk? — Wer könnte daran zweifeln! — Weder in der Henriade noch in den Trauerſpielen Voltaire's ſind, nach dem Geſtändniß des Dichters ſelbſt, zwanzig gute Verſe nacheinander anzutreffen. — Wie ſo? — Nun ja. Sind dieſe Verſe nicht ſämmtlich nach dem Tode Ludwig's XIV geſchrieben d. h. in einer Zeit, in welcher man nicht mehr zwanzig gute Verſe machen konnte? Strenge Leute finden nicht die Hälfte! Nun bitte ich Sie, Madame, kann ein Werk gut ſein, welches unter vielen Tauſenden von Verſen nicht einmal zwanzig gute in der Reihe aufzuweiſen hat? — Es könnte dennoch ein mittelmäßiges Werk ſein. — Nein,

erwiederte er, denn die Dichter erkennen das Mittelmäßige nicht an. Alles, was Dichtung heißt, ſo ſagen die Meiſter dieſer Kunſt, iſt gut oder ſchlecht, ein Mittleres giebt's nicht. Das Mittelmäßige und das Schlechteſte gehören in dieſelbe Klaſſe. Sie entſinnen ſich des Verſes Boileau's. — Was! Sie wollen doch nicht etwa behaupten, die Trauerſpiele Voltaire's ſeien ſchlechte Dichtungen? — Nach Boileau's Begriffen, allerdings, erwiederte er, und Sie ſehn in der That, gut ſind ſie nicht, denn ſie erfüllen nicht die beſagte Bedingung; mittelmäßig können ſie nicht ſein, weil die Poeſie es abweiſt: ſomit müſſen ſie nothwendig ſchlecht ſein. Aber, Ihnen zu Liebe, Madame, will ich annehmen, daß Boileau ſich täuſcht und daß Horaz und die ganze Dichterzunft irre gehn, daß es wirklich mittelmäßige Dichtungen giebt und daß die Henriade und die beſagten Trauerſpiele zu dieſer Gattung gehören. Dann werden Sie mir dennoch zugeben, daß ein einziges gutes Werk mehr werth iſt als hundert ſchlechte Werke und mehr als ſämmtliche ſchlechten Werke zuſammengenommen, an welchen ein ganzes Jahrhundert gearbeitet hat. Ich räume es ein, ſagte ſie. — Und auch beſſer als ſämmtliche mittelmäßigen Werke? — Deſſen bin ich nicht ſicher. — Wie, erſcheint Ihnen dies nicht ſelbſtverſtändlich? — Aber, fiel ſie ein, ſind zehn Thaler zur Hälfte aus Miſchmetall und zur Hälfte aus feinem Silber beſtehend, nicht mehr werth als ein einziger Thaler ohne Legirung? — Richtig, in ſo weit das Material in Betracht kommt. Handelt es ſich jedoch

um die Kunſt, ſo iſt eine einzige Medaille Pickler's mehr werth als alle Piaſter Peru's: nicht zu reden von dem Verdienſte der Ausführung und von den glücklich überwundenen Schwierigkeiten. Wenn ein Gaukler zehn Schritt weit ſpringt, ſo mögen Tauſende nach ihm fünf oder ſechs Schritt ſpringen: es gilt nicht. So iſt's mit La Fontaine: der Sprung von zehn Schritt gelingt ihm, er erreicht glücklich das andere Ufer während Voltaire und die ganze bunte Menge derer, welche weniger vermögen, in den Graben fallen. — Das nenne ich mir einen Vergleich, ſagte die Gräfin. Er geſtand, daß er ziemlich bizarr ſei. Und doch wartet Lohn nur Solcher die das Ziel erreichen. Man mag ſich ihm noch ſo ſehr nähern, es zählt nicht. Dies ſcheint mir Boileau's Meinung. Was halten Sie davon? — Um des Himmels willen, ſchließen Sie damit ab und laſſen Sie uns nicht weiter davon reden. — Nein, Madame, nein, den Verdruß mögte ich Ihnen erſparen, denn Sie begreifen, wohin das führt. Wir würden gleich zu der Schlußfolgerung kommen, daß La Fontaine's Eſel und Hund den Orosman und alle Helden Voltaire's in den Schatten ſtellt. Um auf mein Gemälde Pouſſin's zurückzukommen, möge es die Verzückung Pauli, oder die Ehebrecherin oder eins der Sakramente vorſtellen, mir gilt's gleich; nur würde es, meiner Treu, eine Beleidung des Geſchmacks und eine Beſchimpfung der Künſte ſein, wollte man ſolchen Werken heutige Produkte gegenüber ſtellen. Sein Zorn-Eifer und dieſe Dialektik unterhielten uns ſehr und wir

ſchloſſen daraus, daß er in einer andern Schule als der David'ſchen geweſen ſein müſſe, wo er dieſe Art der Beweisführung ſich aneignen konnte. Kurzum, wiſſen Sie, ſagte Madame d'Albany, was Sie mit Ihrer Logik und mit Ihren feinen Unterſcheidungen ausgerichtet haben? Sie haben mich durchaus nicht überzeugt. Ich werde nie dahin kommen, die Trauerſpiele Voltaire's für ſchlecht oder auch nur für mittelmäßig zu halten. — Aber, Madame, bin ich denn nicht durch regelrechten Vernunftſchluß dahingelangt? Finden Sie etwa eine faule Stelle in meiner Beweisführung? — Wer weiß, falls ich reiflich nachdächte, ſagte ſie. Sie bedürfen keiner weiteren Vorbereitung. Wenn es ſich um Kunſt und Literatur handelt, ſo ſind uns gegenüber alle Vortheile auf Ihrer Seite.

In der That, Madame, fiel ich ein, er ſteht da auf eignem Grund und Boden. Um billiger mit ihm auszukommen, müſſen wir ihn auf anderes Gebiet bringen. Und, geſetzt es ſei dem wirklich ſo, fuhr ich gegen ihn gewandt fort, daß man damals beſſer zu malen und zu ſchreiben verſtand als heute, ſo frage ich, hat unſer Jahrhundert nicht andere bedeutende Vorzüge vor jener Zeit? Auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Politik, des Kriegsweſens. — Warum nicht gar, unterbrach mich die Gräfin, was hat denn das mit dem Werthe von Gemälden und Fabeln zu thun? Ein Paulusbild und eine Reihe von zwanzig Verſen, darin beſteht der Stolz des Jahrhunderts. Alles übrige iſt Kinderei.

Er lachte und fuhr fort: In Wahrheit, Sie bringen mich nicht blos von meinem eignen Boden weg, ſondern ſchiffen mich noch dazu nach unbekannten Meeren ein. Wiſſenſchaften, Krieg, Politik, das ſind lauter verſiegelte Bücher für mich. — Endlich, endlich, ſagte die Gräfin, biegt er ein. Friſch zu, und ſie machte mir ein Zeichen, feſt, zwei drei Schläge mehr und es iſt um ihn geſchehen. — Was, ſagte er, iſt denn kein Abfinden möglich? und wenn ich unſerm Jahrhundert im Kriege und in den Wiſſenſchaften den Vortritt geſtatte, würden Sie dann nicht bereit ſein, dem andern in den Künſten, in den feinen Sitten und im Geſchmacke den Vorraug einzuräumen? — Herrlich, Sie mögten wol auf dem Fuße der Gleichberechtigung Frieden ſchließen? Aber kein Quartier gegeben, es ſei denn, daß Sie unterſchreiben, daß wir das Jahrhundert Ludwig's XIV in jeder Beziehung übertreffen und daß, der das Gegentheil behauptet, extravagant und lächerlich iſt. — Sie halten mich für beſiegt und zucken den Dolch nach meinem Viſier. Nun wohl, kein Abfinden noch Friede. Ich nehme Alles zurück, was ich bereit war nachzugeben und ich ſtehe, ſo lange ich noch einen Syllogismus zu meiner Verfügung habe, zu meiner Theſe, daß jenes Jahrhundert das Ihrige übertrifft wie die Ceder die Gewürzſtaude. — In den Wiſſenſchaften? ſagte ich — Ja, in den Wiſſenſchaften, in allen Wiſſenſchaften von der Aſtronomie bis zum ABC-Buch. — Im Kriege? — Ja. — Wie thöricht! — Ich bin bereit es Ihnen zu beweiſen und zwar zu Pferd und zu Fuß.

Sie glauben er ſcherze, ſagte die Gräfin von Albany; er iſt fähig, eine ſolche Sache zu verfechten. — Und warum nicht gar? — Wollen Sie uns darthun, warf ich ein, daß man heute weniger von Mathematik und Naturwiſſenſchaften weiß als damals? — Keineswegs: darum handelt es ſich nicht. — Wie verſtehe ich das? — Wir haben nicht zu unterſuchen, ob unſere Gelehrten mehr davon wiſſen, als jene auf welche ſie gefolgt ſind. Denn von ihren Vorgängern belehrt, wiſſen ſie daſſelbe was jene wußten, und ſonderbar müßte es allerdings ſein wenn ſie nicht auch noch Etwas dazu gelernt hätten. Hingegen kommt's darauf an die Fortſchritte zu vergleichen, welche die Wiſſenſchaften unter jenen und unter dieſen gemacht haben, und die beiderſeitigen Entdeckungen und Erfindungen abzuwägen. — Dies, erwiederte ich, würde ein endloſes Unternehmen ſein. — Dem iſt nicht ſo, denn großer Erfindungen giebt's nur wenige. Die unſrigen und die unſerer Väter, nun die ſind bald aufgezählt und wenn wir zuſammenſtellen, erſt was ſie uns vermacht, dann was wir ſelbſt gewonnen haben, ſo ſehn wir gleich daß das ganze Stammkapital aus alter Zeit herrührt und daß wir ſeit lange wenig in dieſem Fache ſchaffen. Ich rede nicht einmal von ihrem nicht geringem Verdienſte, uns Bahn gebrochen und die Hinderniſſe weggeräumt zu haben. — Nun, das, was ſie für uns gethan, thun wir für andere. — Und dennoch iſt das erſte Thun das ſchwierigere. — Sie ſchnitten die Halme, ſagte ich, wir ſammeln die Aehren. Uebrigens

haben Sie vielleicht in einer Beziehung recht und es läßt ſich mit guten Gründen für und wider ſtreiten. — Ein ſchöner Gegenſtand, ſagte die Gräfin, den Sie beide erledigen ſollten, fehlte nur nicht — Was? ſagte Fabre? — O, weiter Nichts, als daß Sie wiſſen wovon Sie reden. — Das iſt eine Kleinigkeit. Ich habe auch lange geglaubt, man könne nicht Doctor ſein ohne promovirt zu haben, und um über die Dinge reden zu können, ſei es nöthig ſie zu kennen. Allein ich ſehe täglich daß Leute, ohne die erſten Grundbegriffe der Kunſt, langes und breites darüber reden, dicke Bände ſchreiben und die Anmaßung haben Andere belehren zu wollen, ſo daß ich, meiner Treu, nicht länger in irgendeiner Branche unwiſſend erſcheinen will. Gleich werde ich als wohlunterrichteter Dilettant über den Krieg reden. Denn ich glaube, dies iſt das Feld auf welchem Sie mich erwarten. — Sie wollen demnach, ſagte ich, die Wette bis zu Ende halten? — So hoch als möglich. — Sehn wir wie Sie ſich herausziehn. — Ja wohl, ſagte die Gräfin, friſch zu, reden Sie uns von Schlachten.

Er ſtand einen Augenblick in Nachdenken an die Fenſtermauer gelehnt, den Blick auf Capri gerichtet, ohne Antwort auf einige Worte die ihm galten. Dann wandte er ſich zu uns und ſagte: Wir müſſen zunächſt die Streitfrage feſtſtellen. — Welche Frage? ſagte ich ihm, es handelt ſich um keine Frage. Sie haben ſich in den Kopf geſetzt beweiſen zu wollen, daß wir heutzutage weniger

kriegeriſch ſind als man es zur Zeit Ludwig's XIV geweſen; nennen Sie das etwa .... Ja, ja, dies iſt's, wir ſind weniger kriegeriſch; das iſt's gerade, was ich beweiſen will. Zum Gegenſtand. Was ſind Krieger? — Krieger, ſagte ich, ſind Leute welche Krieg führen. — Demnach, fügte er hinzu, würden die kriegeriſchſten Leute diejenigen ſein, welche am häufigſten Krieg führen? — Sicherlich. — Nein, verſetzte er, das iſt nicht die Frage; thue ich wohl daran, ſie in ihrer richtigen Form hinſtellen zu wollen? Nichts iſt ſo ſelten als daß man ſich klar mache, worüber man ſtreitet. Bedenken Sie, daß es ſich um den Ruhm des Jahrhunderts handelt, der nicht darin beſteht, oft, ſondern geſchickt Krieg zu führen. Sind Sie einverſtanden? — Freilich. — Denn, fuhr er fort, hätten Sie mir in unſerer erſten Discuſſion geſagt, man male heute mehr als zu Pouſſin's Zeiten, ſo würde ich erwiedert haben: einverſtanden, nur malt man nicht ſo gut. Man ſchreibt auch mehr heutzutage, aber wie? Das Wie iſt der Punkt. Beim Kriege gleichfalls, wie mir ſcheint. — Ich verſtehe, ſagte ich; Sie behaupten, man ſei einſt mit mehr Wiſſen und Geſchicklichkeit zu Werke gegangen, habe überhaupt beſſer Krieg geführt als heute. — So iſt's.

Die Gräfin ſagte lachend zu Fabre: Später müſſen Sie uns auch von Ihren Feldzügen, von Ihren Belagerungen und Schlachten berichten, denn um ſo davon zu reden, müſſen Sie Erfahrungen geſammelt haben. — Ich, meinerſeits, glaube nicht an ſolche Nothwendigkeit. — Wie,

Sie wollten zu Gericht ſitzen und entſcheiden, wer der Tüchtigſte im Kriegführen iſt, ohne ſelbſt je im Kriege geweſen zu ſein und ohne zum Handwerk zu gehören! — Sehr wohl, aber darf ich denn nicht Schauſpieler beurtheilen, ohne ſelbſt Schauſpieler zu ſein? Und darf ich keine Meinung über das Stück haben wenn ich mich auch nie als Dichter verſuchte? Und Sie, Madame, bitte, haben Sie je die Küche beſorgt? — Nein, ſagte ſie, nicht daß ich wüßte. — Nun wohl, vor einigen Tagen erklärten Sie an der Tafel Ihrer Frau Schweſter den Koch des Hauſes für den beſten in Neapel und im Königreich. Ohne ſelbſt je die Kunſt geübt zu haben, gaben Sie ohne weiteres ein Urtheil über die Verdienſte des Künſtlers ab, und in der That, an der Arbeit erkennt man den Meiſter und braucht dazu nicht in die Zunft eingeſchrieben zu ſein. Kurzum, damals verſtand man die Kriegskunſt beſſer, und dies beweiſe ich wie folgt. — Einen Augenblick, fiel ich ein. Antworten Sie mir: wozu führt man Krieg? — Wozu? — Ja wohl, welches iſt der Endzweck, den man durch Kriegführen anſtrebt? Iſt es nicht, den Feind zu ſchlagen? — Zweifelsohne — Und ihm das Seinige zu nehmen? — Sehr wohl. In vierzehn Tagen ſchlagen wir mehr Feinde und machen wir bedeutendere Eroberungen als einſt in hundert Jahren. — Nicht ſo raſch, ſagte er. Jetzt iſt's an mir. Zu welchem Zweck ſpielt man? iſt es nicht, um zu gewinnen? — Ja wohl. — Nun gut. Zwei Spieler ſpielen in zwei ver-

ſchiedenen Partien, der Eine gewinnt zehn Sous, der Andere zehn Louisd'or; der Erſtere hat drei Stunden zu ſeiner Zehn-Sous-Partie gebraucht, der Letztere machte in drei Minuten und nach drei Zügen die Gegner matt und gewann zehn Napoleons. Welcher von den Beiden iſt der beſſere Spieler? — Das kommt darauf an. — Aber können Sie ſich noch darüber bedenken? Zehn Goldſtücke drei Minuten, zehn Sous drei Stunden. — Aber, ſagte ich, falls der Mann von den zehn Napoleons es mit einem Neuling zu thun gehabt hätte? — Da haben wir's! In euren Kriegen habt ihr es mit Tröpfen zu thun, welche euch in vierzehn Tagen ganze Königreiche erobern laſſen, und damals reichten vierzehn Tage kaum hin, um eine einzige Veſte zu nehmen. Dies alles ſagt uns, daß man ſich damals ſchlug und der Feind ſich vertheidigte. Es waren die Zeiten der großen Spiele und der ſchönen Schläge. Verlor man bei Malplaquet, ſo entſchädigte man ſich bei Oudenarde. Die Schlappe von Ramillies machte Denain gut. Dem Tüchtigeren gehörte der Preis. Was ſieht man heute? Nichts als Plänkler, welche Söhne guter Häuſer plündern.

Er fügte noch hinzu: Eure Wettrennen von Paris nach Wien ..... Heute giebt man leichter die Hauptſtadt preis, als man damals einen Schritt von der Grenze wich. Damals galt's Ehre, heute gilt's Beute. Und ſoll ich's Ihnen ſagen? Heute plündert, mordet, verwüſtet man mehr als damals; aber gewiß ſchlägt man ſich weni-

ger .... Denn der Krieg, welcher vormals aus den beiden Theilen, Angriff und Vertheidigung beſtand, iſt heute auf einen herabgekommen und hat es je eine Kunſt des Erwürgens gegeben, ſo iſt die Hälfte verloren gegangen. — Sicherlich, ſagte die Gräfin, gebricht's nicht an Uebung. Ich habe im Gegentheil geglaubt, der Krieg ſei die in unſeren Tagen am meiſten ausgebildete Wiſſenſchaft. Aber, Madame, ſagte ich, merken Sie, daß er noch mit ſich darüber in Zweifel iſt, ob es eine Wiſſenſchaft des Krieges giebt oder nicht? — Wie ſo? — Fragen Sie ihn ſelbſt. Da ſie ihn lächeln ſah, bemerkte ſie: Es giebt ſo viele Bücher über dieſen Gegenſtand. — Ja wohl, ſagte er, es giebt Bücher die von Theologie und ſelbſt von Zauberkunſt handeln und dennoch glaube ich eben ſo wenig an die eine wie an die andere. — Nun, was verſtehen Sie unter Taktik, Befeſtigungskunſt, Lagerkunſt? — Von alledem weiß ich nicht das Geringſte! — So weiß ich's und will's Ihnen ſagen, fiel die Gräfin von Albany ein. Taktik iſt die Wiſſenſchaft, die Soldaten zum Zweck der Schlacht nach gewiſſen Regeln aufzuſtellen. Es iſt in einem Worte die Kunſt ſich zu ſchlagen. — Und ohne dieſe Wiſſenſchaft würde man ſich gar nicht ſchlagen? O die treffliche, unentbehrliche Wiſſenſchaft! Was ſollten wir anfangen, bitte, um uns gegenſeitig zu tödten, hätten nicht große Männer uns die Methode gelehrt? — Alles, was Sie wollen, allein dieſe Methode und dieſe Wiſſenſchaft ſind da und Sie können es nicht leugnen. — Hören Sie, ſagte er, ich will's

glauben, weil alle Welt eine ſolche Wiſſenſchaft anerkennt. Nur geſtehen Sie mir, daß es die einzige Wiſſenſchaft iſt, welche keine Lehrzeit erfordert. Sie iſt die einzige, die man kennt ohne ſie erlernt zu haben. Zu den übrigen Wiſſenſchaften gehören Studien und Zeit und man beginnt damit, Schüler zu ſein. Hier iſt man gleich Meiſter und hat man nur ein wenig Anlage, ſo kann der erſte Verſuch auch ſchon das Meiſterſtück werden. - Erklären Sie uns dies, ſagte die Gräfin, denn es iſt ein ſeltſamer Gedanke oder aber ich verſtehe Sie nicht. — Wie das? Ich zum Beiſpiel, als ich Maler werden wollte, habe mich nicht ſo mit einem Schlage an's Malen begeben. Ich habe zunächſt Zeichnen lernen müſſen, nach Figuren und nach der Natur. Und bevor ich dahin gekommen, wie viel Zeit glauben Sie, daß ich auf's Zeichnen von Augen und Ohren, von Füßen, Händen, Halbfiguren und dann ganzen Figuren habe verwenden müſſen? Und einmal auf dieſem Punkte, neue Arbeit, neue Studien nach dem lebendigen Modell. Welch' angeſtrengte Arbeit, welche Geduld und welche Schwierigkeiten! Und doch hatte ich noch nicht einmal zu malen begonnen. Endlich male ich, anfangs erbärmlich, dann weniger ſchlecht, ſpäter etwas beſſer. Nach dreißig Jahren endlich bin ich Maler geworden, ſo gut ich's werden konnte, und ſollte ich noch andere dreißig Jahre zum Studieren haben, ſo könnte ich doch nicht Alles lernen was mir noch fehlt. Das eben wollte ich ſagen: die große Kunſt des Befehlens im Kriege wird nicht ſtufenweiſe und

langſam erlernt, ſondern auf einmal. Sobald man ſich daran begiebt weiß man Alles, was zu wiſſen iſt. Ein achtzehnjähriger Prinz kommt mit Poſt friſch vom Hofe an, liefert eine Schlacht, gewinnt ſie und iſt ein großer Feldherr für's Leben, ja er heißt der erſte General der Welt. — Wer denn, fragte die Gräfin, hat es ſo gemacht? — Der große Condé. — Nun der war bekanntlich ein Genie. — Ohne Zweifel, und Gaſton de Foix? Die Geſchichte iſt voll ähnlicher Beiſpiele. Und ſolche Dinge kommen in den andern Künſten und Wiſſenſchaften nicht vor. Mag ein Prinz vom Himmel mit dem glänzendſten Genie begabt ſein, geſtiefelt und geſpornt wie er vom Pferde ſteigt — er kann doch weder Pergoleſe's Stabat ſchreiben noch eine heilige Familie Raffael's malen.

Wollen Sie denn, ſagte ich ihm, daß ein Prinz ſich zum Maler oder Kapellmeiſter mache? — Gott behüte mich vor dieſem Gedanken. Molière hat irgendwo geſagt, unſere Sitten geſtatten nicht, daß ein Mann von Stand irgend etwas zu thun wiſſe. Umſomehr ein Prinz. Aber dieſe Leute, die ſonſt nichts können, verſtehn ſich aufs Kriegführen. Iſt dem nicht ſo? — Sicherlich, und ſie verſtehn dies ſogar beſſer als alle andern. — Das Beſſer ſtelle ich dahin. Ich habe, mit La Fontaine zu reden,

Des gens de tous métiers, de tout poil, de tout âge,

die Rüſtung anlegen, und plötzlich Krieger werden geſehn ohne je daran gedacht zu haben. Ich habe Maler, Kameraden von mir, die Palette hinwerfen und Truppen in die

Schlacht führen ſehn als hätten ſie all' ihr Leben nichts anderes gethan. Alle unſere Marſchälle, denk ich, würden in die äußerſte Verlegenheit gerathen, beföhle der Kaiſer ihnen ein hiſtoriſches Gemälde. Ich glaube mit Ihnen, ſagte ich, daß wenige dieſe Aufgabe befriedigend löſen würden. Sie ſelbſt würden ſich jedoch in derſelben Verlegenheit befinden, beſtellte man Sie zum Befehlshaber eines Armeecorps. — Mag ſein. — Sie zweifeln? — Nun ja, die Fälle ſind verſchieden. Der Marſchall iſt gewiß, kein Gemälde machen zu können. Er braucht es gar nicht zu verſuchen. Ich hingegen bin nicht ſicher, nicht befehligen zu können ohne es vorher verſucht zu haben. — Warum, ſagte ich, ſollten ſie weniger wiſſen als der Marſchall, was Sie zu thun vermögen, oder er beſſer beurtheilen was zu thun er unfähig iſt? — Weil man Generäle nie malen ſah, während Maler und Leute anderer Gewerbe oder ohne Gewerbe Heere angeführt haben, Leute unter die mich zu ſtellen mirs' an Demuth fehlt, während es mir keine Pflicht ſcheint ſo beſcheiden zu ſein.

Im Ernſt, frug die Gräfin, würden Sie ſich morgen an die Spitze einer Armee ſtellen? — Ich würde mich dazu nicht anbieten, ſagte er, ſollte man mich aber bitten .... — Sie würden ſich dazu hergeben? — Welche Ausflucht bliebe mir? Was nutzte mir's zu ſagen, ich ſei Maler, ein armer Teufel, in meinem Handwerk vielleicht etwas, ſonſt gar nichts wiſſend? Man würde mir erwiedern, daß Prinzen, die nichts wiſſen, das thun was man von mir fordert, und daß was

ein Prinz thut, Jeder kann. Einwenden, daß ich nie eine Zeile über ihre Taktik geleſen oder auch nur einer Parade zugeſchaut habe, würde eine leere Entſchuldigung ſein. Die Herren ſo und ſo, noch am Leben oder erſt kürzlich verſtorben, haben, ohne mehr Erfahrung und Theorie als Sie, Commandos übernommen uud die ganze Welt hat ſie bewundert! Das würde man mir erwiedern.

Nichtsdeſtoweniger, verſetzte die Gräfin, giebt es Regeln der Kriegskunſt und dieſe Regeln muß man kennen. — Erlauben Sie mir, Madame, meine Meinung auszuſprechen? Ich fürchte, es geht mit dem Kriege wie mit der Sprache. Die Sprache hat ihre Regeln und dieſe bilden die Wiſſenſchaft der Grammatik. Man hat in Erfahrung gebracht, daß die Meiſter dieſer Wiſſenſchaft und alle diejenigen, welche ihr gemäß ſprechen, ſchlechter reden als die Uebrigen. — Da liegt's, fiel ſie ein, und Prinzen und Höflinge, dieſer Regeln unkundig, ſprechen am beſten und ſo geht's ihnen mit dem Kriege. — Ohne jedoch zu wiſſen, was ſie thun, entgegnete Fabre. — Gerade wie Herr Jourdain mit der Proſa. — Man könnte Ihnen erwiedern, Madame, daß die Sprache des Hofes genau genommen .... Wie auch dies wollen Sie ſtreitig machen und uns Nichts zugeben? Erklären Sie uns lieber woher es kommt, daß, während wir ſo Viele Krieg führen ſehn, die es nie gelernt haben, und wenn dies ja eine ſo leichte Aufgabe iſt, es dennoch ſo wenige große Feldherren giebt? — Aber, Madame, giebt es deren denn ſo wenige? Zählen Sie

durch alle Jahrhunderte die Bildhauer und Maler, die guten deren Werke man zweimal anſehen kann; zählen Sie die Dichter: erſt in langen Zwiſchenräumen werden Sie wenige in ſeltenen und glücklichen Epochen in irgendeinem Winkel Europa's entdecken. Denn drei Viertel der Erde ſind todt für die Künſte und der geſegnetſte Boden hat zehn Jahrhunderte brach gelegen. Zehn Jahrhunderte gehn vorüber, ohne nur Einen, ſelbſt mittelmäßigen Maler oder Schriftſteller: große Feldherren hingegen hat es ſtets und allerwärts gegeben. — Im Gegentheil, ſagte ich, dieſelbe Zeit hat immer nur Einen gehabt. Sie finden nie zwei große Eroberer auf einmal. Zur Zeit Alexanders gab es mehre bedeutende Maler, vortreffliche Bildhauer, Dichter und Redner, aber es gab nur einen Alexander. — Was behaupten Sie da? Tauſende gab's, denen nur ein Heer fehlte. Alexanders Sekretair, welcher nur Feder und Schreibzeug mit ſich führte, ward ein großer General nach Gottes Beſchluß und ſchlug die Caſſander, Polyſperchon und alle Säbelſchlepper. Hören Sie: es gab in Alexanders Heer hundert Offiziere, gleich ihm zu commandiren fähig, und außerhalb des Heers mindeſtens tauſend Menſchen, die ohne es zu wiſſen, den Stoff in ſich hatten, aus dem man Alexander macht. — Glauben Sie aber, ſagte ich, daß es in dieſem Augenblicke tauſend Unbekannte giebt, welche Anlage zum großen Maler beſitzen? Gewiß giebt es ſolche, erwiederte Fabre, aber ſie ſind in weit geringerer Zahl als die aus welchen man große Feldherren machen könnte. —

Wie wiſſen Sie das? — Mich dünkt es iſt klar genug. Die Hälfte derer die in die Schlacht ziehn, ſind Sieger und große Krieger. Von je zwei Feldherren ſchlägt einer den andern, und wird berühmt: es iſt die Sache einer Stunde. Wie Wenige der Vielen die ſich der Kunſt widmen, gelangen, nach den Mühen eines ganzen Lebens, auch nur zur Mittelmäßigkeit! Das Studium entwickelt Talente, der Zufall giebt eine Befehlshaberſtelle; aber zwanzig Jahre ernſten Studiums bilden nicht immer einen guten Maler, während jeder Schlachttag einen großen General erzeugt! — Auf dieſe Vorausſetzung hin, ſagte die Gräfin, müſſen wir reich ſein an großen Feldherren. Welche Uebertreibung!

Ich habe Unrecht, entgegnete er. Nicht die Hälfte, nein Alle ſind von dem Stoff woraus man Helden macht. Vielen fehlt's an Glück, Keinem an Verdienſt. — Ich verſtehe. Nach Ihrer Anſicht hebt uns das Glück, nie das Verdienſt. — Sie haben Recht, das Verdienſt hat wenig Theil an dem Allen. Ein Mann wird zur Größe geboren oder die Umſtände machen ihn groß, ohne daß es auf's Verdienſt ankommt. David iſt nicht als Maler geboren und Niemand hat ihn zum Maler gemacht; er hat ſich zu dem gemacht was er iſt: darin mag Verdienſt liegen. Aber man iſt General ſobald man eine Armee hat: man hat eine Armee wenn man Sohn Filipp's iſt oder Pompejus' Schwiegerſohn oder Sylla's Freund, und gewinnt Schlachten. Iſt man aber etwa Maler ſobald man Leinwand und Farben

hat, und kann man ein Gemälde ſchaffen? Genügt es, ein Vetter David's oder Canova's zu ſein, um in den Künſten hoch zu ſtehn? — Genügt's wirklich, fiel die Gräfin ein, eine Armee zu haben? — Genügt's nicht ſo iſt's doch viel, denn man braucht nur noch eine Schlacht zu gewinnen und auch dies nimmt das Glück auf ſich. Zum Maler gehört mehr und man überkommt's nicht als Mitgift oder Erbe. Tizian's Pinſel war kein Erbſtück; Raffael verdankte der Geneigtheit Michel-Angelo's gar nichts und dem Lyſippus würde es wenig geholfen haben, hätte er die Schweſter des Scopas oder Praxiteles' Tochter geheirathet. Zum Gipfel des Kunſtruhms zu gelangen, vermögen Beziehungen, Verwandtſchaft und hohe Geburt nicht, dem Lehrling auch nur eine einzige Stufe der mühſamen Lernzeit zu erſparen, und dennoch würden ſeine Nachtwachen verloren ſein und müßte er an ſeinem Werke verzagen, hätte der Himmel ihm nicht eine Seele gegeben, welche natürliche Schönheit empfindet. Denn ſeine Empfindung und beharrliche Arbeit, Begeiſterung des Genius verbunden mit unbeſiegbarer Geduld, lebendige und raſche Auffaſſung und ruhige Ueberlegung ſind nöthig: kurz Alles was Studium einer glücklichen Natur zubringen kann, und was ſich ſeltener vereint findet als Glück und ein Oberbefehl im Heere. Deshalb giebt's ſo wenige in den Künſten ausgezeichnete Männer, während ſich überall, wo man ſich ſchlägt, ein guter Feldherr findet.

Dies iſt Ihr beſtändiger Ausgangs- und Endpunkt,

ſagte die Gräfin. Bedenken Sie noch eins, fuhr er fort, der General hat nur einen Gegner. Iſt dieſer einmal, ſei es durch Geſchicklichkeit, Liſt, Gewalt oder Zufall überwunden, ſo fällt ihm der Preis anheim. All' ſeine Gefährten ſind ſeine Werkzeuge, die durch ihn und für ihn arbeiten und in ſeinem Ruhm den ihrigen finden. Für den Künſtler ſind die Genoſſen ebenſoviele Nebenbuhler, die er einzeln und in Maſſe mit gleichen Waffen, ohne Hinterliſt, ohne Täuſchung beſiegen muß. Bleibt er Sieger im Kampfe, ſo iſt damit Nichts gethan. Man hält ihm die Alten entgegen die in ihren Werken ſtets lebendig, ſtets gegenwärtig ſind, um ihm mit allem Vortheil begründeten Ruhmes die Palme zu entreißen. Schlachten ſtellt man nicht vergleichsweiſe nebeneinander. Siege vergangener Zeiten beeinträchtigen nicht die Siege von heute; im Gegentheil, der zuletzt erfochtene Sieg macht ſtets die andern vergeſſen: Farſalus verdunkelt Arbela und am Tage von Cereſole denkt man nicht mehr an Marignan. Sendet aber Canova eine Statue nach Paris, ſo hat dieſelbe den Vergleich mit dem Apollo, dem Laokoon, dem Fechter zu beſtehn. Sein Werk wird denen des Agathias zur Seite geſtellt, der ſeit zweitauſend Jahren todt iſt. Jeder kann das relative Verdienſt beurtheilen. Nicht nur ſeine Zeitgenoſſen ſondern alle vergangenen Jahrhunderte ringen mit ihm um den Preis.

In der That, fiel die Gräfin von Albany ein, ich weiß nicht ob er unſer Urtheil irre leitet, allein er redet über

die Sache als wenn er Recht hätte. Was halten Sie davon?

Ich, Madame? Mich dünkt die Welt iſt einfältig indem ſie Leute ehrt, welche Schlachten gewinnen und Provinzen erobern, ohne zu wiſſen, daß Ruhm, Achtung und öffentliche Bewunderung von Rechtswegen nur Malern und Dichtern gebühren. In der That, ſchöne Helden, dieſe Cäſaren und Alexander, die man ſo vergöttert! Reden Sie mir von Leuten welche Staffeleigemälde oder Doppelreime machen. Welch' Unrecht gegen Sie, meine Herren! Das ſchreit um Rache. — Aergern Sie ſich nicht, ſagte er zu mir; Alles geht beſſer als Sie denken und Künſtler und Dichter haben weniger Urſache ſich über die Ungerechtigkeit der Menſchen zu beklagen. Sie arbeiten für Ruhm und Ruhm wird ihnen zu Theil: die Eroberer haben in dieſer Hinſicht Nichts vor ihnen voraus. — Wie ſo? rief ich aus, überraſcht durch dieſe Behauptung. — Ja wohl, Sie und viele Andere halten Lärm für Ruhm. — Wir ſind ſchon fähig dieſe Unterſcheidung zu machen. — Doch nicht, Sie machen ſie nicht — wenn ich ſage Sie, ſo meine ich damit die Menge. Sie glauben, ein Mann, von dem man viel redet, habe auch großen Ruhm. — Es kommt auf den Sinn an in welchem man von ihm redet. — Das war der ſtreitige Punkt zwiſchen Boileau und dem Prinzen von Conti. Boileau befand ſich im Wagen des Prinzen und die Rede kam auf dieſen Gegenſtand, den Ruhm nämlich in Wiſſenſchaft und Kunſt, welchen der Prinz

ſehr ſchmälerte, indem er nur den Waffenruhm gelten laſſen wollte. Jedermann, wie begreiflich, war der Meinung Seiner Hoheit. Boileau allein, ein ſchlechter Höfling, behauptete und bemühte ſich durch ſchlagende Gründe zu beweiſen, daß Homer's Ruhm dem Alexanders gleichkomme. Da rief der Prinz einen Vorübergehenden herbei und frug: Freund, ſage mir, wer war Alexander? — Ein großer Feldherr, Und Homer, wer war das? Wahrhaftig, mein Herr, das weiß ich nicht. Man lachte über den armen Boileau. Sie ſehn, daß der Prinz den Lärm, die Eroberungen Alexanders mit Ruhm verwechſelte und darüber triumfirte, daß dieſer Mann etwas vom Eroberer wußte und nie den Namen des Dichters hatte ausſprechen hören. Aber, Monſeigneur, fragen Sie ihn doch, wer der Scharfrichter von Paris iſt? Er wird ihn gleich nennen können. Fragen Sie ihn, wer der erſte Hofprediger iſt und er wird's nicht wiſſen. Hat darum der Scharfrichter größern Ruhm und würden Sie ihn dem Ruhme des ehrwürdigen Paters Bourdaloue vorziehen? Das konnte Boileau entgegnen. Er hatte ein reifes Urtheil und konnte die Dinge unterſcheiden. Er verſtand ſich auf Ruhm, nicht blos in der Poeſie und ſchätzte ſomit den Ruhm Alexanders nicht zu hoch. Er behandelte ihn als Narr und Raſenden. Entſinnen Sie ſich der Verſe: Qui, traînant après soi les horreurs de la guerre, ... ja, ja, de sa vaste folie ... ſo iſt's remplit toute la terre. Aber von Racine ſagt er: Et qui, voyant un jour .... wie heißt's doch weiter?

ne bénira d'abord le siècle fortuné ... Ja, er war ein Dichter. — Einverſtanden. — Vous êtes orfèvre, monsieur Josse? Die folgenden Zeiten haben dies Urtheil Boileau's zu ſehr beſtätigt und ſeine Profezeihung trifft täglich zu in den Theatern von Paris, wo die ganze Stadt den Stücken Racine's Beifall klatſcht. Täglich preiſt man das Jahrhundert welches dieſe Wunderwerke entſtehen ſah. Wem wäre es wohl eingefallen das Jahrhundert zu ſegnen, welches die Blutbade von Arbela und Iſſus ſah? Und bedauert man, daß Alexander nicht länger gelebt hat um mehr Schlachten zu liefern, wie man beklagt daß Racine dem Theater nach der Athalie neue Meiſterſtücke verweigert hat? In einem Wort, was iſt Ruhm?

Ruhm? ſagte ich: um die richtige Definition zu finden, bedarf es eines Augenblicks Nachdenkens. — Nicht doch, ſagte die Gräfin, hier haben wir ſie. Damit nahm ſie ein Buch auf und blätterte einen Moment. Es iſt Montaigne, fuhr ſie fort: vernehmen wir ihn. Ruhm iſt die Zuſtimmung, welche die Welt den Handlungen gewährt die wir ihrem Urtheil darbieten.

Iſt das Alles? frug Fabre. Scheint Ihnen dieſe Definition treffend? Und als ich bejahend nickte, ſagte er: So laſſen Sie uns ſehen, was die Welt höher ſchätzt, Krieg oder Poeſie. — Man ſchätzt jedes zu ſeiner Zeit. — Nicht doch, Verſe ſchätzt man zu allen Zeiten, vorausgeſetzt, daß ſie gut ſind wie die Racine's und Boileau's. Was

meinen Sie? — Ohne Zweifel. — Und Gemälde wie die Raffaeliſchen und Statuen wie der Apoll, ſind das nicht Dinge, welche man ſtets ſchätzt? — Schöne Frage. — Und allerwärts? — Freilich. — Der Krieg, fuhr er fort, geführt wie durch Alexander und Cäſar, wird der ſtets gebilligt? — Es kommt noch darauf an. — Worauf kommt es an? — Ob es ein gerechter oder ungerechter Krieg iſt, und je nach perſönlichen Intereſſen. — Wahr geſprochen, erwiederte er, denn Solche zum Beiſpiel, die er zu Grunde richtet, können ihn ſicher nicht billigen und ihre Zahl iſt Legion. Witwen, Waiſen, Eltern, denen man Söhne entreißt, die eben in das Alter traten das die väterlichen Mühen lohnt, Väter, Mütter, Frauen, Kinder, alle dieſe, nicht zu reden von Kaufleuten, Ackerbauern, Handwerkern, alle ſind Feinde des Kriegs, ſo meiſterhaft er geführt werden mag. Der Sachkenner giebt es überdies ſehr wenige. Während hie und da ein Taktiker bei Durchleſung eines Kriegsberichtes ausruft: O ſchöne Schlacht! o herrliche Belagerung! wird doch der Reſt des Menſchengeſchlechtes unter Thränen den Urhebern von Schlachten und Belagerungen fluchen. Das iſt der Beifall welchen man dem ſchönſten der Kriege zollt.

Trotz dem giebt es, ſagte ich, gerechte Kriege, Sie können es nicht leugnen. — Alle ſind's, war ſeine Antwort. Jeder Krieg iſt gerecht und ungerecht von dieſem oder jenem Standpunkt aus. — Nun wohl, der gerechte Krieg wird gebilligt — Sie misverſtehn mich, ſagte er.

Wir reden von dem Ruhme der Krieger. Dieſer Ruhm beſteht darin, möglichſt viele zu tödten und dies macht den Helden. Ob Recht oder Unrecht dabei iſt, kommt nicht in Betracht: wer die Schlacht verliert wird geſchmäht, hätte er auch das klarſte Recht. Der große Mann iſt nur der Sieger, je größer, je mehr Menſchen er ſchlachtet. Fünfzehn bis zwanzigtauſend Todte zählen nicht: die Geſchichte nimmt davon keine Notiz. Um Figur zu machen, muß man Millionen opfern. So ſchön und bewunderungswürdig dieſe Metzeleien in den Augen der Fachmänner erſcheinen, die Welt gewährt ihnen, um mit Montaigne zu reden, im Allgemeinen geringe Zuſtimmung. — Wir hegten einige Zweifel an der Wahrheit dieſer Behauptung. Die Eroberer, hieß es, werden weit mehr bewundert als die Herrſcher welche das Wohl des Landes im Auge behalten. Die Gräfin bemerkte, es gebe Niemanden, der nicht lieber Alexander wäre als Titus. — Dem mag ſo ſein, und ich bin geneigt es mit Ihnen zu glauben, verſetzte Fabre. Vielleicht bewundert man auch einen berüchtigten Räuber mehr als einen weiſen Richter, und doch ſtimmt man Letzterm bei, wenn er den Räuber aufknüpfen läßt. Sie bewundern mit mir weit mehr Raffael, weil er die Madonna und das Jeſuskindlein ſo herrlich malte, als Cäſar, der gegen drei Millionen Menſchen erwürgte, und wie mir ſcheint, iſt die Welt mit uns. Täglich finden Metzeleien nach Cäſariſcher Art ſtatt, aber die Welt erfreut ſich wenig daran und vergöttert Werke, welche den Raffaeliſchen weit

nachſtehn. Käme es auf die Wünſche der Menſchheit an, ſo würden wir weniger Cäſare und mehr Raffaels ſehen. Man billigt die Arbeiten der Letzteren, nicht aber das Treiben der Erſteren. Alexander, von dem wir ſprachen, iſt der unübertroffene Großmeiſter unter den Zerſtörern des Menſchengeſchlechtes: glauben Sie aber etwa, ſeine Kriege ſeien zu ihrer Zeit gebilligt worden? — Von aller Welt, nein. — Und von wem denn? Etwa von den Perſern die er vernichtete? das iſt nicht wahrſcheinlich. Von den Griechen, die er zu Theben niederhauen ließ? Von den Macedoniern, welche ſein Ruhm Blut, Kinder und Beſitz koſtete? Schwerlich. Etwa von ſeinen Gefährten oder von ſeinen Unterfeldherren, die als Opfer ſeiner maßloſen Pläne, und ihres Tadels derſelben, fielen? Sie wiſſen, was er demjenigen ſagte, der ihm den Rath ertheilte, endlich Frieden zu ſchließen: Ja, wenn ich Parmenion wäre! das heißt wenn ich ein Menſch wäre: aber ich bin ein Held und deshalb muß ich Blut vergießen; jeder andere Zeitvertreib iſt meiner unwürdig. Ich werde mir dieſen Genuß verſchaffen, ſo lange es noch Städte zu plündern, Felder zu verwüſten, Menſchen zu erwürgen giebt. Denken Sie ſich wie dieſer Wahnſinn dem Parmenion gefallen mußte, welcher gern in Frieden ſein neues Glück in Pella genoſſen hätte, und ſtatt deſſen den Befehl erhielt, ſich zur Unterjochung Indiens und Libyens aufzumachen. Das, was Boileau in Alexander durch Wahnſinn bezeichnete, nannte man damals bei anderm Namen, und Niemand, glauben

Sie mir, billigte dieſe Tollheit, ſelbſt ſolche nicht die daraus Nutzen zogen.

Ich bemerkte daß er anhielt und uns anſah, um unſre Meinung zu vernehmen. Es mag etwas wahres daran ſein, erwiederte ich. Mit den Dichtungen Racine's und den Gemälden Pouſſin's, fuhr er fort, geht es wie zur Zeit Alexanders mit den Gemälden Apelles' und den Sculpturen des Lyſippus. Griechen, Macedonier und Perſer bewunderten ſie; Fremde wie Einheimiſche, Bundesgenoſſen und Feinde, alle waren einſtimmig im Lobe der Künſtler und ihrer Schöpfungen. Haben wir's nicht ſchriftlich, ſo iſt es doch wahrſcheinlich. Nicht ſo? — Ich zweifle durchaus nicht daran. — Die Zuſtimmung der Welt, der Ruhm nach Montaigne's Auffaſſung, gehörte ſomit dieſen und nicht Alexander. Meinen Sie nicht? — Ohne Zweifel. — Jene hatten nicht Millionen Arme die ihnen halfen ſich einen Namen zu machen; ſie hatten nicht Reiterei noch Falangen unter ihren Befehlen. Alleinſtehend, ohne Lanzen und Schwerter, ohne Europa und Aſien umzukehren, haben ſie die Welt zur Bewunderung gezwungen. Und ſie, deren Berühmtheit das Menſchengeſchlecht ſo theuer bezahlen muß, was hinterlaſſen ſie? Einen Schall, einen Namen, an den ſich die Erinnerung großen Elends heftet; aber Nichts, was wahrhaft ihr eigen wäre, kein Monument, keine Schöpfung ihrer Intelligenz, worin ſie kommenden Geſchlechtern leben. Durch die Künſte allein die ſie verkannten, leben ſie in der Erinnerung fort, und

ihr Ruhm, von Anderer Mühen abhängig, ſchwindet mit der Sorge für ſeine Erhaltung.

Aber, ſagte ich, der Ruhm Cäſars bedarf eines ähnlichen Liebesdienſtes nicht und Niemand, glaub' ich, hat es beſſer als er verſtanden ſich der Nachwelt ſelber zu empfehlen. — Dem iſt ſo und dadurch unterſcheidet er ſich von der Maſſe der Eroberer. In der That war er mehr als ein bloßer Schlachtenlieferer. Aber Sie werden zugeben, daß heutzutage ſeine Taktik weniger bewundert würde ohne ſeine Beredſamkeit, und daß dieſe jene zur Geltung bringt. Was iſt auch am Ende eine Berühmtheit, die ſich auf nichts Bleibendes ſtützt? Was ein bloßer Name, der ſich auf die Nachwelt vererbt? Die ſterben nicht, deren Gedanken fortleben. Alexander war ein großer Krieger: ſo ſagt man und ich bin geneigt es zu glauben; aber Homer iſt ein großer Dichter, ich ſeh's, ich beurtheile es ſelbſt und bewundere ihn nicht aus dem Glauben an die Ueberlieferung, ſondern aus voller Ueberzeugung. Raffael athmet und redet noch in ſeinen Gemälden. La Fontaine kenne ich genauer aus ſeinen Schriften als ich ihn durch bloßen perſönlichen Umgang hätte kennen können. Man kann ſelbſt ſagen, daß dieſe Männer durch den Tod gewinnen, und ihre Seele, die ſie ganz in ihre Werke gelegt haben, edler und reiner erſcheint, gelöſt von dem was ſie an das Irdiſche kettete. Eure Krieger hingegen, deren Weſen aus Armeen, Gefolge, Trommeln und

Trompeten beſteht, zerfallen in Nichts, lebend oder todt, ſobald ihnen dieſe Attribute fehlen.

Somit, ſagte die Gräfin, hatte Triſſotin Recht, der ſeinen Ruhm nicht mit den Ehren eines Generals vertauſchen wollte. — Von Triſſotin weiß ich's nicht, erwiederte Fabre, aber glauben Sie, Madame, daß die Ehrenbezeugungen, welche auf Befehl des Königs den Herren Marſchällen gemacht wurden, auch nur ein Theilchen des Ruhmes aufwiegen, den Corneille nur ſich allein verdankte? Und Molière, der ſo ſpricht, würde er den ſeinen hingegeben haben gegen den irgend eines Generals, Turenne's ſelbſt oder Condé's? Hätte er den Miſanthropen für all' ihre Schlachten hingegeben? Sein Freund Boileau würde ihm nicht dazu gerathen haben. Der wußte zu wohl, daß man nicht Verſe macht wie man Städte einnimmt, und daß Alles das, was Helden thun, vor ihnen geſchehn iſt, nach ihnen geſchehn wird, und ohne ſie geſchehn würde. Irgendjemand würde die Schlacht von Rocroi gewonnen haben wäre auch Condé nicht zugegen geweſen, aber wer außer Molière hätte den Miſanthropen geſchrieben? Wer hat vor oder nach ihm Aehnliches geſchaffen? Und was, ich bitte Sie, entbehrt ſich leichter, Luſtſpiele oder Schlachten?

Die Gräfin ſtand im Begriff zu antworten, als ein Diener eintrat und das Diner anmeldete. Das kommt Ihnen zu gelegener Zeit, ſagte ſie zu Fabre gewandt, denn gewiß ſind Sie mit Ihren Gründen zu Ende. —

Nichts weniger als das, glauben Sie mir. Kaum ein Viertel und nicht einmal die beſten habe ich gebracht. Sehen Sie, Madame, was würden Sie erwiedern .....? Nein, nein, unterbrach ſie ihn, ich erkenne Sie als Sieger an und gebe Alles zu was Sie noch vorbringen könnten, unter der Bedingung daß wir uns zu Tiſche ſetzen. Wir ſetzten uns und während der Tafel ſtritt die Gräfin mit Fabre über ſeine Art der Beweisführung und über ſeine Lobrede auf die Künſte. Die Künſte brachten die Rede auf Lady Hamilton, die einſtige Bewohnerin des Hauſes, und von Lady Hamilton kam das Geſpräch auf Nelſon. Madame d'Albany hat ihn gekannt und ſagt, er ſei Canova ähnlich geweſen. Nach dem Eſſen fuhren die Gräfin und Fabre aus und ich ging nach Hauſe, wo ich die Unterhaltung niederſchrieb.

Kehren wir nun auf einen Augenblick zur Gräfin von Albany zurück.

Den Hauptanlaß zu ihrem längern Verweilen in Neapel bot die Anweſenheit ihrer Schweſter Caroline Auguſte, die ſich nach dem Tode ihres Gemals des Herzogs von Berwick mit einem neapolitaniſchen Edelmann Principe di Caſtelfranco verheirathet hatte. Vor Ende März war ſie wieder in Rom. »So ſind Sie denn, ſchrieb ihr Courier von Frascati aus, allen Gefahren der neapolitaniſchen Reiſe glücklich entronnen — Gott iſt mit den

Muthigen!« Bald darauf kehrte ſie nach Florenz zurück das ſie ſeitdem nicht wieder verlaſſen hat. Sie hatte dort alle Zeit die Früchte des Treibens der Franzoſen kennen und ſchätzen zu lernen, welche, wie der Graf Ceſare Balbo ſagt, »die Leopoldiniſche Schöpfung zerſtörten, verwirrten, entwirrten und, wie ſie ſich ausdrückten, das kaiſerliche Gouvernement organiſirten, indem ſie aus Florenz, der Mutter aller modernen Cultur, ein franzöſiſches Grenzſtädtchen zu machen ſtrebten.«

643520

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker) in Berlin, Wilhelmsstr. 75, sind erschienen und von derselben so wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Carafa von Maddaloni.

Neapel unter Spanischer Herrschaft.

Von

A. von Reumont.

1851. 2 Bände. 8. geh. 4 Thlr.

Die

Jugend Caterina's de' Medici.

Von

A. von Reumont.

Gewidmet der Frau Françoise Marie Charlotte Rospigliosi, Herzogin von Zagarolo, geborne de Nompère Champagny de Cadore.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Miniatur-Ausgabe, mit einem Titelbilde.

1 Thlr. 15 Sgr.

Beiträge

zur

Italienischen Geschichte.

Von

A. von Reumont.

1853—1857. 6 Bände. 8. geh. 13 Thlr. 15 Sgr.

Inhalts-Verzeichniß.

Band I. Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse. — Vittoria Colonna. — Galilei und Rom. — Agnola Firenzuola und die italienische Novelle. — Die Herzogin von Paliano.

Band II. Atalanta Baglioni und die Ihrigen. — Francesco Burlamacchi. — Antonio Foscarini und Paolo Sarpi. — Paoli und Corsica. — Der Raub florentinischer Kunstschätze durch die Franzosen. — Balbo's italienische Geschichte. — Die Büste Paolo Renier's. — Don Mauro Cappellari und Gasparo Salvi. — Giacomo Leopardi.

Band III. Cardinal Wolsey und der heilige Stuhl. — Gaeta. Erinnerungen aus dem Jahre 1849. Beilagen: I. Rom nach der Belagerung. II. Die Garibaldianer in San Marino. — Magliabechi, Muratori und Leibnitz. — Die ständische Verfassung des Mittelalters in Savoyen und Piemont. — Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre. Beilagen: I. Selbstbiografie Raffael's von Montelupo. II. Baccio Bandinelli. III. Le Petit-Nesle. — Die Herzoge von Urbino.

Band IV. Die letzten Zeiten des Johanniterordens. — Eleonora Cybò und ihre Angehörigen. — Gregorio Correr. — Bonapartesche Erinnerungen in Toscana. — Montemarte's Orvietanische Geschichte.

Band V. Familiengeschichten: Colonna. Barberini. Strozzi. Borghese. Trivulzio. Albani. Rinuccini. — Die poetische Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert. — Ein italienischer Künstler in Teutschland im dreißigjährigen Kriege.

Band VI. Der Fluchtversuch der Königin von Etrurien. — Aus dem Leben italienischer Künstlerinnen. — Zur Geschichte der Akademie der Crusca. — Der Herzog von Norfolk. — Canova und Napoleon. — Aus der Reformationszeit. — Or San Michele zu Florenz und Andrea del Verrocchio. — Zeitgenossen. Biografische Skizzen. (Strocchi. Ricci. Taverna. — Giuseppe Giusti. — Giovanni Berchet. — Torti. Marchetti. Carrer. — Sebastiano Ciampi. — Francesco und Giovanni Inghirami. — Giuseppe Cadorin. — Maria Francesco Avellino. — Luigi Canina. — Samuel Jesi. — Paolo Toschi.) — Inhaltsverzeichniß sämmtlicher sechs Bände.